Heft 4, Dezember 2013 / 93. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste 2013 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Großherzogin Luise von Baden, die Mutter des Roten Kreuzes.
Büste von Sybille Onnen im Stadtgarten Karlsruhe. (Foto: © DRK KV KA)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 684

Hinweise der Redaktion
Heinrich Hauß 685

AUFSÄTZE

Eigentümer mit Engagement für Kulturdenkmale
Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2012
Gerhard Kabierske 686

G. Braun in Karlsruhe – Ein badischer Verlag wird 200 Jahre alt
Ludger Syré 705

G. Braun Verlag: Ein Verlag im Dienste des badischen Heimatbewusstseins
Heinrich Hauß 716

»Umschulung«
Zeugnisse von elsässischen, nach Baden versetzten Lehrern (1940–1945)
Daniel Morgen 729

Das Collegium Academicum
Erinnerungen an den Neubeginn der Universität Heidelberg 1945
Leonhard Müller 744

Das Bild des Fürsten
Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden auf Abbildungen seiner Zeit
Christian Greiner 755

Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann 1850–1913
Ansgar Barth 775

Orgeln für Kirchen, Klöster und Kirmes
25 Jahre Waldkircher Orgelbau
Markus Zimmermann 779

Vom rheinischen Neandertal zum badischen Mauer bei Heidelberg
Rolf Fuhlrott 781

Baden mit Augenzwinkern
Außen- und Innenansichten Badens 2012 im 60. Jahr Baden-Württembergs
Heinrich Hauß 789

Heimat mit Obertönen
Gert Füger 799

Badener und Badenser
Anmerkungen zu einer alten Streitfrage
Gerhard Müller 803

GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

150. Todestag Marie Ellenrieders, der badischen Hofmalerin
Heinrich Hauß 810

175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein
Heinrich Hauß 812

Badischer Bahnhof in Basel am 13. September 1913 eröffnet
Heinrich Hauß 815

Karlsruher Hauptbahnhof am 23. Oktober 1913 eröffnet
Heinrich Hauß 817

Am 5.10.1863 errichtete Baden als erstes Land in Deutschland ein Verwaltungsgericht
Heinrich Hauß 819

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Öffentliche Präsentation des Freiburg-Hefts im Historischen Kaufhaus in Freiburg 821

Internationale Bauausstellung Heidelberg: »Schulen sind unsere Kulturentwickler« 821

Orna Marhöfer neue Vorsitzende des Oberrats der Israelitischen Religionsgemeinschaft 822

Freiburg: Pflasterung des gesamten Platzes der Alten Synagoge..... 822

Bürgerentscheid zur Bundesgartenschau 2023 in Mannheim... 822

25 Jahre »Blick in die Geschichte«.. 822

Heimat Großstadt. Heimattage Baden-Württemberg in Karlsruhe 2017 823

Erweiterung des Karlsruher Stadtarchivs 823

Hans-Thoma-Ausstellung im Städelmuseum Frankfurt..... 823

Gespräch der Landesvereinigung Baden in Europa e. V. mit Ministerpräsident Kretschmann ... 824

Baden-Baden: Immobilenmarktbericht für die Jahre 2011/12 825

Neuer Wettbewerb für Kunsthalle Karlsruhe 825

Schlosshotel Bühlerhöhe braucht einen neuen Käufer..... 825

Vor 500 Jahren: Konspiratives Treffen mit Joß Fritz 825

Willkommenspaket der Stadt Mulhouse..... 825

Charles Buttner, Präsident des Generalrates in Colmar, fordert zweisprachigen Unterricht in der Grenzregion..... 826

Denkmal für Luise von Baden, der »Mutter des Roten Kreuzes« im Karlsruher Stadtgarten..... 826

Festakt im Karlsruher Konzerthaus: Baden – Geburtsort der Verwaltungsgerichtsbarkeit.... 826

Überarbeiteter Entwurf für den Nationalpark Schwarzwald..... 827

150 Jahre Hochrheinbahn: Feier am 13. Oktober 2013 827

Gründung einer »Stiftung Wutach-Region« zum dauerhaften Schutz des einmaligen Naturreservats..... 828

Flächenverbrauch der Kommunen: Innenverdichtung erstes Gebot der Kommunalpolitik..... 828

Grenzüberschreitende Ausstellungsreihe zum Ersten Weltkrieg..... 828

PERSONALIA

Zum 85. Geburtstag von Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer: Badische Tradierungen dokumentieren..... 830

Splitter Spiegel Sprooch – oder: Verstöhntder mi?..... 830

Dr. Rainer Haehling von Lanzenauer mit der Heimatmedaille des Landes ausgezeichnet 832

Karl Fichtner erhält Ehrennadel.... 832

Dr. Volker Kronemayer wurde 65... 833

Die Badische Heimat trauert um Heinz Nienhaus..... 833

S. K. H. Bernhard Prinz von Baden zu Besuch bei der Badischen Heimat..... 834

AUSSTELLUNGEN

Die Stadt neu sehen 836

Fortschritt und Tradition – 200 Jahre Verlag G. Braun in Karlsruhe 837

ZUSCHRIFTEN

Stichworte zum Thema »Rotes Rathaus«..... 839

Das »Rote Rathaus« in Karlsruhe und der Gemeinderat..... 840

Sind wir Baden? 841

Aufruf an die Museen 843

JAHRESRÜCKBLICKE

Regionalgruppe Karlsruhe 844

Regionalgruppe Schwetzingen 845

Editorial und Hinweise

Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freunde der Badischen Heimat!

Das vorliegende Heft ist nach dem vorangegangenen Schwerpunktheft Freiburg wieder unterschiedlichen Themen gewidmet. Unser Chefredakteur Heinrich Hauß wird mit seinem Vorwort darauf näher eingehen.

Das Schwerpunktheft Freiburg war ein voller Erfolg – ich verweise hier auf den Bericht bei den Aktuellen Informationen. Der Vorstand hat sich zum Ziel gesetzt, jedes Jahr ein derartiges Städteheft zu publizieren. Karlsruhe (300. Stadtgeburtstag im Jahr 2015) und Konstanz werden derzeit ins Auge gefasst.

Die erste Nummer 2014 ist als Doppelheft konzipiert. Heinrich Hauß hatte 2006 mit meinem Vorgänger Adolf Schmid das viel beachtete »Badische Kalendarium« herausgebracht. Es wird unter dem neuen Titel »Baden – von Tag zu Tag« in überarbeiteter und erweiterter Form in zweiter Auflage erscheinen. Diese großartige Fundgrube für badische Daten, Ereignisse und Persönlichkeiten sollte auf keinem Schreibtisch fehlen (siehe auch die Voranzeige auf S. 842).

Im September 2014 wird unter der Federführung unseres Vorstandsmitglieds Karl-Heinz Harter ein Schwerpunktheft erscheinen, das an den Beginn des 1. Weltkriegs vor 100 Jahren erinnert.

Unsere Schriftenreihe hat im Jahr 2013 mit dem Band 5 »Wegmarken Badischer Geschichte« – die gebundene Form unseres Heftes 1/2013 – und dem Band 6 »Die Baar« von Wolfgang Duffner, noch in der alten Zusammenarbeit mit dem G. Braun Buchverlag, eine schöne Fortsetzung erhalten. Ich kann Ihnen beide Bücher nur sehr zur Lektüre empfehlen. Alle Bänder der Schriftenreihe sind auch in der Geschäftsstelle erhältlich.

2014 wird dann in unserer Reihe die gebundene Form von »Baden – von Tag zu Tag« – sehr geeignet als repräsentatives Geschenk – erscheinen, und zudem – seit langem erwartet – eine »Geschichte des Naturschutzes in Baden« und schließlich im Herbst in Zusammenarbeit mit dem Volksbund für Kriegsgräberfürsorge die Herausgabe von Feldpostbriefen badischer Soldaten aus dem 1. Weltkrieg, die sich im Archiv der Badischen Heimat befinden. Es tut sich also einiges.

Bei den Personalien wird auf runde Geburtstage eingegangen. Wir gratulieren unserem engagierten Autor Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer zu seinem 85. Geburtstag sowie unserem stellvertretenden Landesvorsitzenden Dr. Volker Kronemayer zu seinem 65. Geburtstag. Und wir trauern um Heinz Nienhaus, der unsere Hefte durch hervorragende Aufsätze bereicherte und überraschend verstarb.

Nun wünsche ich Ihnen eine gesegnete Weihnachtszeit und alles Gute für das bevorstehende Jahr 2014, und natürlich Freude an der Lektüre des vorliegenden Heftes.

Mit herzlichem Gruß

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Landesvorsitzender

Hinweise zur vorliegenden Publikation

Gerhard Kabierske stellt in »*Eigentümer mit Engagement für Kulturdenkmale*« die fünf Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2012 vor. Der Preis wird bekanntlich alle zwei Jahre vom Schwäbischen Heimatbund gemeinsam mit dem Landesverein Badische Heimat vergeben.

Das publizistische Erbe des badischen Verlages G. Braun, in dem fast 90 Jahre die Badische Heimat erschienen ist, wird in dieser Ausgabe mit dem Aufsatz »*G. Braun in Karlsruhe – ein badischer Verlag wird 200 Jahre*« gewürdigt. Der Aufsatz »G. Braun Verlag – *Ein Verlag im Dienste des badische Heimatbewusstseins*« erinnert an die Tradition der Kulturzeitschriften, die der Verlag in der Zeit von 1949 bis 2002 herausgebracht hat. Die Zeitschrift »Welt am Oberrhein« war in ihrer oberrheinischen Konzeption der Zeit weit voraus. Allein die Periodika hätten eine Ausstellung mit entsprechenden Erläuterungen für sich verdient.

Daniel Morgen legt eine gekürzte Fassung der französischen Version der Abhandlung »*Umschulung*«. *Zeugnisse von elsässischen nach Baden versetzten Lehren*« (1940–1945) vor.

Die Ausstellung »Baden! 900 Jahre« und das 60. Jubiläum Baden-Württembergs im Jahre 2012 konnte der wache Beobachter als Einschnitt der Innen- und Außenwahrnehmung Badens erleben. Aus diesem Grunde habe ich schon im für Dezember 2012 einen Aufsatz zu »*Baden mit Augenzwinkern. Innen- und Außenansichten Badens*« vorbereitet, der aus verlagsinternen Gründen nicht mehr in Heft 4/2012 publiziert werden konnte. Der wird nun nachgeholt. Die Verzögerung von einem Jahr hat aber vielleicht dazu beigetragen, das Phänomen mit entsprechendem Abstand zu sehen.

Die »*Aktuellen Informationen*« waren im Freiburg-Heft (3/2013) thematisch allein Freiburg gewidmet. In dieser Nummer berücksichtigen wir wieder die verschiedenen Regionen des Teillandes Baden.

Seit Jahren sind die »*Gedenktage badischer Geschichte*« ein fester Bestandteil dieser Zeitschrift. Im Themenheft »Freiburg« haben wir auf die Sparte »Gedenktage« verzichtet. Deshalb haben wir in dieser Nummer auf mehrere Gedenktage hinzuweisen: »*175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein*«, »*100 Jahre Badischer Bahnhof*« in Basel und »*100 Jahre Hauptbahnhof Karlsruhe*«. Im Zusammenhang mit der Ausstellung »Einfach himmlisch« in Konstanz gedenken wir des 150. Geburtstages der badischen *Malerin Marie Ellenrieder.* Schließlich wird hingewiesen auf den *Verwaltungsgerichtshof,* der am 5.10.1863 errichtet wurde und Vorbildcharakter für das übrige Deutschland hatte.

Heinrich Hauß

Eigentümer mit Engagement für Kulturdenkmale

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2012

Gerhard Kabierske

Für eine rundum gelungene Restaurierung eines Kulturdenkmals – die Jury des Denkmalschutzpreises macht diese Erfahrung immer wieder – müssen glückliche Umstände eine ganze Reihe von Beteiligten zusammenführen, die in gemeinsamer Anstrengung zu einer dem jeweiligen Objekt angemessenen Lösung finden: Architekten, die sich nicht nur im Neubau verwirklichen wollen, sondern auch eine Beziehung zu alter Bausubstanz haben, fähige Handwerker, die ihr Handwerk noch beherrschen und nicht nur als Monteure industriell gelieferter Ware auftreten, Restauratoren mit der Kenntnis von Techniken und mit Fingerspitzengefühl sowie Denkmalpfleger, die ihr Wissen von gebauter Geschichte und dem Umgang damit vermitteln können. Die zentrale Figur aber ist meist der Bauherr, der mit seinen persönlichen Vorstellungen, was mit seinem Eigentum geschehen soll, und seiner Wahl der Beteiligten die entscheidenden Weichen auf dem Weg zu einem wie auch immer gearteten Ergebnis stellt. Natürlich spielen finanzielle Möglichkeiten dabei immer eine Rolle, wichtig sind aber für ein positives Sanierungsergebnis vor allem Begeisterung für die Sache, Ideenreichtum beim Finden von unkonventionellen Lösungen und Leidenschaft, etwas zur Baukultur beitragen zu wollen.

Bewusst ehrt der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg private Bauherren, wenn sie bei den von ihnen veranlassten Sanierungen Beispielhaftes in Fragen der Umnutzung, des Umgangs mit der Originalsubstanz und der Erhaltung des Erscheinungsbilds geleistet haben. Der alle zwei Jahre vom Schwäbischen Heimatbund gemeinsam mit dem Landesverein Badische Heimat vergebene Preis, der in seinen Ursprüngen als Peter-Haag-Preis bereits seit 1978 verliehen und ab dem Jahr 2000 für ganz Baden-Württemberg ausgeschrieben wird, steht unter der Schirmherrschaft von Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Auch dieses Mal, wie seit 2006, ist die Finanzierung der Wüstenrot Stiftung zu verdanken, die damit die Preisvergabe erst möglich macht. Die fünf Preisträger erhalten als Anerkennung neben einer Urkunde jeweils 5000 Euro sowie eine Bronzetafel zur Anbringung am prämierten Eigentum.

Die sieben Jurymitglieder – Vertreter der Auslober, der Wüstenrot Stiftung, der Landesdenkmalpflege, des Städtetags und der Architektenkammer Baden-Württemberg – hatten dieses Mal 58 Bewerbungen zu prüfen. In einer ersten Ausscheidungsrunde kamen anhand der eingesandten Unterlagen zwölf Objekte in die engere Wahl, die dann von der Jury bei einer

dreitägigen Rundfahrt quer durchs Land in Augenschein genommen wurden. Wie immer fiel die Entscheidung für die schließlich siegreichen fünf Bewerber angesichts der Qualität der anderen Beispiele nicht leicht. Im Rahmen einer Festveranstaltung unter Anwesenheit von Staatssekretär Ingo Rust vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft die Preise am 9. April 2013 in den Donauhallen Donaueschingen übergeben. Im Folgenden sollen hier die preisgekrönten Objekte ausführlicher gewürdigt werden.

Ehemaliges Heiz- und Maschinenhaus der Heil- und Pflegeanstalt Illenau in Achern

Zu Wohnzwecken umgenutzt: das ehemalige Heiz- und Maschinenhaus der Heil- und Pflegeanstalt Illenau in Achern.

Astrid und Gerold Weber waren sich einig: Ihr künftiges Domizil sollte entweder ein kompromisslos moderner Neubau oder ein sorgfältig restauriertes Kulturdenkmal sein. Als sie erkannten, dass sie bei einer zum Kauf angebotenen Immobilie der besonderen Art beides haben konnten – unkonventionelles Wohnen auf der einen und Leben in einem historischen Gebäude auf der anderen Seite – zögerten sie nicht, auch wenn mancher aus Familie und Freundeskreis zunächst den Kopf schüttelte: Wie kann man nur in ein stillgelegtes Heiz- und Maschinenhaus ziehen wollen?

Das fragliche Gebäude gehörte zum weitläufigen Baukomplex der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Illenau am Stadtrand von Achern, dem früheren psychiatrischen Landeskrankenhaus des Großherzogtums Baden, das sozial- und medizinhistorisch im 19. Jahrhundert eine besondere Rolle spielte, wurden doch hier nach den Idealen des Anstaltsgründers Christian Roller Geisteskranke nicht mehr nur als »Irre« weggeschlossen, sondern individuell betreut. Der Weinbrenner-Schüler Hans Voß hatte 1836–42 eine für diese Aufgabe völlig neuartige Anlage mit deutlichen Anklängen an Schloss- und Klosterarchitektur errichtet – ein Meilenstein der Klinikarchitektur des 19. Jahrhunderts im deutschen Südwesten.

Im Rahmen eines Modernisierungsprogramms war nach Plänen der »Bauleitung der Neubauten der Großherzoglichen Heil- & Pflegeanstalt Illenau« 1902–04 am Rand des Geländes ein zentrales Heiz- und Elektrizitätswerk hinzugefügt worden, ein breit gelagerter Funktionsbau mit flach geneigtem Dach, der mit seinen mächtigen Rundbogenfenstern und dem Materialwechsel von Putzflächen und Sandsteingliederungen auch besonderen gestalterischen Anspruch zeigt. Die Verwendung von damals aktuellen Jugendstilformen, beispielsweise bei der Giebelgestal-

Der letzte erhalten gebliebene Ofen wurde als Dokument der ursprünglichen Funktion belassen und in die Wohnnutzung integriert.

tung oder den großen Holzportalen, belegen, dass sich nach 1900 auch in der staatlichen Bauverwaltung in Baden moderne, den Historismus überwindende Tendenzen durchgesetzt hatten.

Durch eine Mittelwand wurde das Bauwerk im Innern in zwei etwa gleichgroße Hallen geteilt, nach Osten die Heizhalle mit einer Reihe großer, mit Kohle beheizter Öfen, nach Westen die Maschinenhalle für die Stromturbinen. Ein interessant gestaffelter zweigeschossiger Werkstattanbau und der alles überragende Schornstein gehörten von Anfang an dazu. Jahrzehntelang wurde hier Dampf für Heizung und Wäschedesinfektion sowie Elektrizität für die Beleuchtung der Illenau produziert. Die notwendigen Leitungen zu den einzelnen Gebäuden verlegte man aufwändig in begehbaren Gängen unter der Erde. Das Gebäude erfüllte seine Aufgabe auch noch nach Auflösung der Anstalt im Zweiten Weltkrieg und nachdem das Krankenhaus 1945 Kaserne für die französischen Besatzungstruppen geworden war. Mit deren Abzug 1994 stellte sich jedoch die Frage der weiteren Erhaltung, zumal das Gebäude nach Privatisierung und Umnutzung der Illenau-Bauten seine Funktion verloren hatte. In den letzten Jahrzehnten war zudem das Erscheinungsbild durch zahlreiche An- und Umbauten sowie Anstrich der Natursteinteile entstellt worden. Mangelnde Bauunterhaltung und schließlich der Leerstand hatten zu großen Bauschäden geführt.

Gerold Weber war als Unternehmer im Bereich alternativer Energien auf die vernachlässigte Immobilie aufmerksam geworden. Zunächst machte er der Stadt Achern den Vorschlag, die alte Nutzung wiederzubeleben und ein modernes Blockheizkraftwerk einzurichten. Da sich die Verwaltung jedoch für eine dezentrale Wärmeversorgung entschied, schien das Schicksal des Baues entschieden, fand sich doch kein Käufer für das funktionslos gewordene und als Kulturdenkmal eingestufte Objekt. Rettung in letzter Minute brachten Gerold Weber und seine Frau, nachdem schon ein Abbruchantrag gestellt worden war. Sie kauften das Gebäude und entwickelten zusammen mit dem Haslacher Architekten Joseph Jerai ab 2006 ein Konzept, das jeweils Wohnen in den beiden Hallen sowie eine zusätzliche Wohnung im Obergeschoss des Werkstattanbaus vorsah. Die Bauherrenfamilie reservierte die östliche Halle mit einer großen vorgelagerten Freifläche für sich, die beiden anderen Wohneinheiten wurden für eine Vermietung vorgesehen, denn Interessenten fanden sich schnell.

Zunächst sanierte man denkmalpflegerisch vorbildlich die Gebäudehülle und den hohen freistehenden Schornstein. Nachträgliche Anbauten wurden mit großem Aufwand ebenso entfernt wie die hässlichen Anstriche, die das Bauwerk verunstaltet hatten. Das marode Dach musste erneuert werden, wobei über der östlichen Halle zusätzliche Oberlichter eingebaut wurden, die das Gesamtbild nicht stören. Die Metallfenster mit ihrer filigranen Teilung und die vom Jugendstil geprägten Holztore und -türen wurden sorgfältig repariert, Materialität und Farbigkeit der Erbauungszeit auf Grundlage der Befunduntersuchung wieder hergestellt. Relikte der alten technischen Ausstattung wie der letzte erhaltene Ofen oder auch die in die Wände eingelassenen originalen Isolatoren der Stromleitungen wurden an Ort und Stelle belassen, um an die ursprüngliche Nutzung zu erinnern.

Den Clou der Umnutzung bildet freilich die Art und Weise, wie das Wohnen in der Heiz- und in der Turbinenhalle erst möglich gemacht wurde: Nach dem Prinzip »Haus im Haus« wurde in Holzkonstruktion jeweils ein zweigeschossiger Wohnkubus eingestellt, wobei diese Einbauten weitgehend von der Altsubstanz getrennt bleiben. Sie sind nur an die innen liegende Trennwand zwischen den Hallen angelehnt. Die eingestellten Häuser wurden aus energetischen Gründen mit eigenen Fassaden aus Glas und Metall bzw. Holz versehen. Beim Kubus der Webers erweitert bei Bedarf eine im Boden versenkbare Glasfront den Wohnbereich gegen die Halle, die wie ein großer Wintergarten genutzt werden kann.

Für die Jury war diese überzeugende denkmalpflegerische Gesamtlösung ein gelungenes und vorbildliches Beispiel dafür, wie durch kreative Ideen auch für sperrige Kulturdenkmale eine neue Nutzung gefunden werden kann, ohne dass dabei die Raumstruktur und die Ablesbarkeit der ursprünglichen Funktion verloren gehen muss. Und Familie Weber hat eine großzügige Wohnform gefunden, um die sie heute beneidet wird.

Ehemalige Fürstlich-Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen

Die Auflösung der bedeutenden Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek mit ihrer einmaligen Sammlung mittelalterlicher Handschriften war Ende der 1990er-Jahre für die kulturelle Identität von Donaueschingen ein schwerer Verlust. Darüber hinaus stellte die tiefgreifende Entscheidung des Hauses Fürstenberg, seine Bücherschätze zu verkaufen, alle Verantwortlichen vor ein weiteres, nicht geringes Problem: Was sollte mit dem bisherigen Bibliotheksgebäude geschehen, bei dem es sich unbestritten um ein bedeutendes Kulturdenkmal handelt, ein wichtiges Zeugnis für die Geschichte der kleinen Residenz im 18. und 19. Jahrhundert?

Errichtet worden war das Gebäude im Zuge des Ausbaus von Donaueschingen zur Residenzstadt, nachdem 1723 die Hofhaltung der Fürstenberger von Stühlingen hierher verlegt worden war. Da sich der Platz für Verwaltungsaufgaben im neuen Schloss bald als zu klein erwies, gab Fürst Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg 1732 Baudirektor Ott aus Schaffhausen den Auftrag für den Bau einer eigenen Domänenkanzlei, die bis 1735 an der Haldenstraße errichtet wurde – ein gediegener dreigeschossiger Bau mit sieben Fensterachsen, Eckrustika und einem ebenfalls rustizierten Sockel, der das ansteigende Terrain ausgleicht. Eine doppelläufige Treppe führt mittig hinauf zum Hauptportal, das in seiner schmuckreichen Rahmung und Bekrönung

Der barocke Bau der ehemaligen Hofbibliothek in Donaueschingen mit der fürstlichen Rentkammer im Hintergrund. Die tiefgreifende Umnutzung des Gebäudes ist kaum zu erahnen.

wie die Fenster mit ihren Ohrengewänden barocke Formen der Entstehungszeit zeigt. Zusammen mit den flankierenden Bauten für Archiv und Rentkammer, die sich in Typus und Form der Domänenkanzlei anpassten, entstand bis in die 1760er-Jahre in Schlossnähe ein administratives Zentrum des kleinen Fürstentums, das auch heute noch im Stadtbild eine wichtige Rolle spielt, selbst wenn der Fabrikkomplex der Fürstenberg-Brauerei die ursprünglich von weitem sichtbare Baugruppe in die zweite Reihe gedrängt hat.

Nachdem infolge der napoleonischen Kriege 1806 die landesherrliche Autonomie des Fürstentums verloren gegangen war, wuchsen im Zuge der Neustrukturierung des fürstlichen Besitzes als Wirtschaftsunternehmen die administrativen Aufgaben. Nach 1860 wurde deshalb eine neue Kanzlei errichtet und deren Altbau für die Hofbibliothek vorgesehen, die bislang nur einige Räume im Archivgebäude belegte. Wie der Kunstsammlung, so galt im 19. Jahrhundert auch Büchern und Manuskripten ein besonderes Interesse der Fürsten. Den schmerzlichen Machtverlust von 1806 konnte man durch das Renommee als Förderer altdeutscher Kultur wenigstens etwas ausgleichen. Spätestens mit dem Ankauf der Laßberg-Sammlung mit 11 000 Druckschriften, darunter frühe Drucke von europäischem Rang, und etwa 300 wertvollen Handschriften, darunter die berühmte Nibelungenhandschrift, hatte die Hofbibliothek in den 1850er-Jahren nationale Bedeutung erlangt.

Für die neue Funktion wurde der Kanzleibau verändert. Die Hauptansichten blieben

Der »Weiße Saal« im zweiten Obergeschoss, nun als Veranstaltungsraum zu mieten. Die leeren Regale an den Wänden erinnern an die ursprüngliche Nutzung als Bibliothek.

zwar unangetastet, an die Rückseite aber kam ein neues Treppenhaus. Es sollte im Brandfall die schnelle Evakuierung des Hauses ermöglichen. Für verbesserten Brandschutz und Sicherheit sorgten auch die neu angebrachten eisernen Türen und inneren Fensterläden. Die wertvollsten Handschriften fanden ihren Platz in den gewölbten Bereichen des Baues, und überall wurden entlang der Wände und quer im Raum hölzerne Regale für die Bücher eingebaut.

Über fast anderthalb Jahrhunderte änderte sich an Haus und Funktion wenig. Die Räumung der Bibliothek schuf dann 1999 völlig neue Verhältnisse. Eigentlich schien für einen solchen Bau nur eine öffentliche Nutzung vorstellbar, aber Land und Stadt waren an einer Übernahme nicht interessiert. Die innere Disposition und überdies die verbliebene Möblierung mit festen Regalen – Teil der besonderen Kulturdenkmaleigenschaft – stellten für eine wie immer geartete neue Funktion unüberwindliche Hindernisse dar.

Nach neun Jahren Leerstand zeichnete sich doch noch eine überraschende Lösung ab: Eveline und Felix Banthien, die bereits eine andere Immobile aus dem Besitz der fürstlichen Familie saniert hatten, kauften den Bau, um ihn zu neuem Leben zu erwecken: Sie dachten an gastronomische und kulturelle Nutzungen unter Erhalt von möglichst viel Originalsubstanz. Mit Gäbele & Raufer fanden sie vor Ort ein Architekturbüro, das diese Vorstellungen kongenial und in einer bemerkenswert kurzen Bauphase 2011 binnen Jahresfrist umzusetzen wusste.

Hier wurden die berühmten mittelalterlichen Handschriften aufbewahrt. Heute gehört der Raum – vorbildlich restauriert – als »Wunderkammer« zum neuen Kinder- und Jugendmuseum.

Heute befindet sich im Erdgeschoss ein Restaurant; im Kellergewölbe und im zweiten Obergeschoss sind Ausstellungs-, Tagungs- und Veranstaltungsräume untergebracht. Das erste Obergeschoss wird vom Donaueschinger Kinder- und Jugendmuseum genutzt, das von einem Verein getragen wird. Bei der Sanierung wurde darauf geachtet, dass wesentliche Elemente der Hausgestalt und seiner Ausstattung gewahrt blieben und sorgfältig restauriert wurden. Hierzu gehören das äußere Erscheinungsbild mit den barocken Bestandteilen an Fassade, Fenstern und Türen ebenso wie im Inneren die Raumstruktur, das Treppenhaus, die Dielenböden und die zahllosen deckenhohen Bücherregale, Bibliothekstische und -schränke. Somit sind Funktion und Charme der einstigen Bibliothek auch unter veränderter Nutzung ablesbar. Besondere Akzente setzten die Architekten bei den neuen Bauteilen: Bei Aufzug, Sanitäranlagen und der rückseitig angebauten Feuertreppe und dem separaten Zugang zu den unterirdisch angebauten Küchenräumen finden konsequent Beton, rostender Cortenstahl und moderne Lichtelemente Verwendung und kontrastieren bewusst mit der historischen Substanz, während die erforderliche neue Haustechnik auf geradezu geniale Weise unsichtbar bleibt.

Die Jury befand insbesondere das überzeugend gelungene Nebeneinander von Alt und Neu für preiswürdig. Trotz vollständiger Umnutzung bleibt die frühere Funktion des Baues als Bibliothek erkennbar. Besonders gewürdigt wird dabei der Beitrag der Architekten Lukas Gäbele und Tanja Raufer im Hinblick auf die Gestaltqualität der Neubauteile. Nicht zuletzt gebührt der Denkmalschutzpreis 2012 Eveline und Dr. Felix Banthien für die Tatsache, dass sie als private Investoren bei diesem exemplarischen Projekt historische, kulturelle und konservatorische Aspekte höher bewerteten als wirtschaftlich-ökonomische Gesichtspunkte und sich damit in die Reihe der ehemaligen fürstlichen Mäzene stellen.

Jagdschlösschen des Ritterguts Mosisgreut bei Vogt in Oberschwaben

In Einzellage die Umgebung prägend, schmiegt sich das Rittergut Mosisgreut südlich von Vogt in die weite oberschwäbische Landschaft zwischen Ravensburg und Wan-

Gewachsen in Jahrhunderten: die Nordseite des Schlösschens im Rittergut Mosisgreut in Oberschwaben. Hinten die zugehörige Kapelle.

gen, in der Ferne ist bereits die Kette der Alpen zu sehen. Das große landwirtschaftliche Anwesen besteht aus mehreren, wie zufällig zueinander gefundenen Gebäuden aus verschiedenen Zeiten: Ein mächtiger Hof mit Scheune und Stallungen aus der Zeit um 1900, eine alte Kapelle mit einer bemerkenswerten Ausstattung des 19. Jahrhunderts, eine frühere Remise mit dorischen Säulen und ein sich in Dimension und Architektur glücklicherweise unterordnendes Reihenhaus aus den 1980er-Jahren umstehen locker ein ungewöhnliches Wohngebäude. Es tritt nicht durch Größe oder besondere Stattlichkeit in Erscheinung, bildet aber durch seine leicht erhöhte Lage auf einem flach aufgeschütteten Hügel die eigentliche Mitte des Gutes. Geht man um dieses »Schlösschen« herum, so ist man überrascht über seine verschiedenen Ansichten: Auf der Nordseite ragt es über einem massiven kellerartigen Sockelgeschoss auf und gruppiert sich um einen turmartigen Bauteil, gegen Süden zeigt es sich mit fünf Fensterachsen regelmäßig und symmetrisch, von einem Walmdach abgeschlossen. Das Sockelgeschoss verschwindet hier hinter einer rampenartigen Aufschüttung, über die man auch hinaufschreiten und durch eine gotisierende Tür mit Spitzbogen ins Haus gelangen kann. Schon beim Betrachten wird deutlich, dass dieser Bau nicht nach einheitlichem Plan errichtet, sondern über Jahrhunderte hinweg gewachsen ist.

Die Südseite des Schlösschens mit seiner Fassade von 1816 und der das Sockelgeschoss überwindenden Rampe.

Über 500 Jahre lässt sich Mosisgreut archivalisch nachweisen, das Schlösschen dürfte angesichts der Erhebung, auf der es steht, sogar auf eine Turmhügelburg des 12. Jahrhunderts zurückgehen. Schon seit 1690 befindet sich das Rittergut im Besitz der Familie Werner von Kreit, die das Schlösschen aber nicht dauerhaft bewohnte, sondern zu bestimmten Monaten im Jahr Wohnung nahm und von hier aus zu Jagden aufbrach. Wenn sich auch in Kellern und Außenmauern mittelalterliche Bausubstanz verbirgt und im Treppenhaus zudem barocke Elemente zu finden sind, so verdankt der Bau sein heutiges Aussehen doch wesentlich einem weitgehenden Neubau des Jahres 1816. Die klassizistisch-biedermeierliche Anmutung vor allem auf der Südseite ist beredter Ausdruck dieser Zeit, in der auch das Mittelalter wiederentdeckt wurde, wie die Spitzbogentür bezeugt. In den 1860er-Jahren und im frühen 20. Jahrhundert erfolgten weitere Umbauten, die es schließlich einem unverheirateten Familienmitglied möglich machte, hier dauerhaft zu leben. Nach dessen Tod stand das Haus jedoch über vier Jahrzehnte lang leer und verfiel zusehends, da die Bauunterhaltung im Unterschied zu den benachbarten Ökonomiegebäuden nicht mehr regelmäßig betrieben wurde. Um 2000 hatte sich die Situation soweit zugespitzt, dass ein Einsturz nicht mehr ausgeschlossen werden konnte.

Als heutige Vertreter der Familie mit langer Tradition betrachteten es Bruno Werner von Kreit und seine Frau Simone jedoch als ihre persönliche Aufgabe, den Besitz für sich, ihre beiden kleinen Kinder und die Zukunft generell zu erhalten. Sie wollten es in ihrer Generation nicht zu einem Bruch mit der Familienüberlieferung kommen lassen. Obwohl beruflich in der Stadt engagiert, entschieden sie sich, das Jagdschlösschen in Mosisgreut zu retten und für eigene Wohnzwecke herzurichten.

Die Sanierung, die gemeinsam mit den Ravensburger Architekten Wolfgang Selbach und Jürgen Kneer zwischen 2006 und 2010 umgesetzt wurde, ist nach Meinung der Jury schlichtweg ein Musterbeispiel für den vorbildlichen Umgang mit einem historisch komplexen Baubestand, der ein sehr großes Schadensbild aufwies. Nach einer genauen Bauanalyse mit einem verformungsgerechten Aufmaß musste zunächst die Statik wieder in Ordnung gebracht werden, da sich herausgestellt hatte, dass die Last der Obergeschosse äußerst ungünstig auf das Gewölbe des Sockelgeschosses drückte und die Seitenwände auseinanderscheren ließ, sodass akute Einsturzgefahr bestand. Vorsichtig wurden Lasten abgetragen, Innenwände provisorisch abgefangen, das betroffene Gewölbe von oben her freigelegt und ein Brückenträger eingebaut, der die Kräfte nun auf die Kelleraußenwände ableitet. Die Fundamente aus groben Feldsteinen, die zum Teil nur 20 cm unter dem anstehenden Terrain gründeten und keinen verbindenden Mörtel mehr aufwiesen, mussten durch Unterfangung aufwändig gesichert werden. Und auch das Dachwerk erwies sich als stark geschädigt. Insektenfraß, eindringender Regen und Schwitzwasser hatten, über lange Zeit unbeachtet, ganze Arbeit geleistet und bereits zu Auswirkungen auf Decken und Wände des Stockwerks darunter geführt. Vorsichtig wurden alle abgängigen Balken ausgebaut und in handwerklicher Tradition erneuert.

Im Sockelgeschoss ist auch nach der Sanierung noch etwas vom Alter des Jagdschlösschens abzulesen.

Überhaupt war Reparatur, nicht Neubau, die Grundlage für alle Entscheidungen. Bei den Baustoffen ließ man sich von den vorgefundenen Materialien und ihren Wertigkeiten im Hinblick auf die einzelnen Räume leiten. Alte Fußböden wurden bewahrt und Putze gesichert, interessante Schablonenmalereien aus dem frühen 20. Jahrhundert teilweise wieder sichtbar gemacht. Zeitgemäße technische Einbauten von der Fußbodenheizung bis zu den völlig neuen sanitären Installationen fügen sich in den Bestand ein und ordnen sich

Der »Salon« im zweiten Obergeschoss, die »Gute Stube« des Schlösschens. An der linken Wand Putz und Farbbefunde.

ihm auch im Erscheinungsbild unter. Bauherr und Architekten verzichteten auf modische Details, und sie haben erfreulicherweise auch der Versuchung widerstanden, den einfachen, aber würdigen Charakter des Hauses ins Luxuriöse aufzuwerten.

Dem denkmalgerechten Umgang entspricht auch die Angemessenheit im Hinblick auf energetische Verbesserungen, wie die Jury besonders positiv vermerkte. Da die Schindelverkleidung der Fassaden erneuert und in fehlenden Bereichen außer an der turmartigen Nordostecke neu angebracht werden sollte, ließ sich eine Außendämmung realisieren, für die der Schindelschirm etwa 15 cm vorverlegt wurde. Dank klug überlegter Details fallen die Anschlüsse nicht unangenehm ins Auge. Die Fenster aus verschiedenen Zeiten wurden durchweg repariert und durch innen liegende Kastenkonstruktionen ertüchtigt. Da die Heizanlage im Nachbarhaus eine ausreichende Kapazität hatte, wurde das Schlösschen dort angeschlossen. Über den Gewölben des Sockelgeschosses konnte eine Fußbodenheizung eingebaut werden, ansonsten wurden übliche Heizkörper an möglichst unauffälligen Stellen angebracht. Darüber hinaus wurden die drei vorhandenen Kachelofen aus dem späten 19. Jahrhundert wieder gangbar gemacht.

Stadthaus am Münsterplatz in Überlingen

Dieter Schmeh hatte genug von seinem Einfamilienhaus, das er sich in einem Neubau-

Zurückgewonnenes Gesicht: das Haus am Münsterplatz nach der Restaurierung.

Spuren des hohen Mittelalters: der freigelegte Eingang zum Nachbarhaus.

gebiet hatte bauen lassen. Für einen neuen Lebensabschnitt wollte er zurück in seine Heimat am Bodensee und suchte ein Domizil in zentraler Stadtlage und in einer Umgebung mit Geschichte. Eine Immobilie im historischen Kern von Überlingen, nahe zum See und mit Blick direkt auf das Kirchenschiff des Münsters, schien ihm das geeignete Objekt zu sein, auch wenn das dreigeschossige Eckhaus nicht zu den Schmuckstücken der Innenstadt gehörte und sich in desolatem Zustand befand. Als Denkmal war das Haus nie angesehen worden, und die Inventarisation tat sich, um Stellungnahme gebeten, zunächst schwer, die Kulturdenkmaleigenschaft zu begründen. Das Äußere wirkte in seiner Fensterreihung und den einfachen Gurtgesimsen wie ein gewöhnlicher Bau aus dem 19. Jahrhundert, und der Dachstuhl zeigte kein besonderes Alter, da er offenbar nach einem Brand ebenfalls Ende des vorletzten Jahrhunderts neu aufgeschlagen worden war. Zudem machte das verwinkelte Innere durch öde Einbauten des 20. Jahrhunderts mit abgehängten Decken und Pappwänden, verschlissenen Böden und fleckigen Tapeten einen durchweg belanglosen Eindruck.

Nachdem Dieter Schmeh das Haus erworben hatte, förderten schon die ersten Aufräumungsarbeiten Überraschendes zu Tag. Das Haus war offensichtlich viel älter als man vermuten konnte, und es war viel von seiner Substanz erhalten geblieben, die von einer vielschichtigen Baugeschichte quer durch die Jahrhunderte zeugte. Genaue Bauuntersuchungen brachten eine Fülle interessanter Befunde: Bis ins frühe 14. Jahrhundert ließ sich die Baugeschichte des Anwesens nachweisen. Im Erdgeschoss wurde ein gotisches Rundbogenportal freigelegt, das ins Nachbarhaus führte – zusammen mit einer weiteren vermauerten Türöffnung und Steinkonsolen in der östlichen Brandwand ein Hinweis darauf, dass das östliche Nachbarhaus zunächst mit einer Außentreppe über die noch unbebaute Parzelle erschlossen worden war. Nach 1320 wurde das Eckgrundstück dann zweigeschossig bebaut. Eine Mauerlatte im Erdgeschoss konnte dendrochronologisch auf dieses Jahr datiert werden, und in der nördlichen Außen-

wand fand sich ein kleiner Keramiktopf eingemauert, wie man ihn in Häusern dieser Zeit finden kann und der vermutlich zur Aufbewahrung von Wertsachen diente.

Ungemein massive Außenwände aus grobem Wackenmauerwerk umschlossen im Erdgeschoss eine große Halle, deren Holzdecke von einem mächtigen Holzständer mit Unterzug getragen wurde. Ein hohes Spitzbogentor führte vom Münsterplatz in diese Halle. Es war bei den Umbauten des späten 19. Jahrhunderts auf Schaufenstergröße zugemauert worden. Auch im Obergeschoss kamen in den Außenmauern ursprünglich völlig andersartige Fensterformate zum Vorschein, vor allem aber auch bedeutende Reste einer Bohlenstube mit einer von Dreipässen verzierten Holzdecke, die in dieser Form aber erst zusammen mit der Aufstockung des Hauses durch ein weiteres Geschoss in Fachwerk realisiert worden war, das sich wiederum dendrochronologisch auf 1484/85 datieren ließ. In diesem zweiten Obergeschoss ist vor allem ein saalartiger Raum auf ganzer Hausbreite bemerkenswert, der eine schöne Kassettendecke mit feiner Stabunterteilung und einem umlaufenden Zahnfries zeigt.

Auch die archivalische Recherche brachte Interessantes zum Vorschein: Das Haus war lange Zeit eng mit der Geschichte des benachbarten Münsters verbunden. Mitte des 15. Jahrhunderts war es als Pründhaus zur Versorgung der Kaplaneien der Münsterpfarrei gestiftet worden. Seit 1609 gehörte es wie das benachbarte Anwesen zum Kollegiatsstift St. Nikolaus und wurde von Geistlichen bewohnt. Mit der Auflösung des Stifts nach der Säkularisation 1803 fiel das Pfründhaus an das Großherzogtum Baden. 1816 wurde das Gebäude als Dienstwohnung an den großherzoglichen Förster vermietet, um schließlich 1834 von einem Schlosser ersteigert zu werden, der im Erdgeschoss eine Schmiede einrichtete, die in mehreren Generationen bis in die 1970er-Jahre existierte. Das schmiedeeiserne Schild mit dem goldenen Schlüssel ist eine Erinnerung an diese Phase der Hausgeschichte, der 1981 noch eine verhältnismäßig kurze Episode als Gaststätte folgen sollte, die sich nach dem vorhandenen Schmiedezeichen »Zum Goldenen Schlüssel« nannte.

Kontrast von Alt und Neu: additiv eingestellte Toilette im Badezimmer.

Alle diese Bauphasen haben am Anwesen ihre Spuren hinterlassen, und Dieter Schmeh erkannte angesichts der Entdeckungen, welche Chance darin bestand, diese Spuren erlebbar zu belassen und dennoch eine Nutzung nach heutigen Maßstäben zu ermöglichen. Von der Aufgabe begeistert, fand er

Vorzügliche handwerkliche Reparatur der Decke des Saales im zweiten Obergeschoss.

nach einigem Suchen mit dem Architekten Bruno Siegelin und seinen Mitarbeitern in Herdwangen Fachleute mit Erfahrung in der Denkmalpflege. In enger Abstimmung mit den Denkmalbehörden wurde ein Konzept für eine Nutzung als Einfamilienhaus gefunden, wobei man sich an den Fassaden bewusst auch an eine Wiederherstellung der ursprünglichen Fensterzuschnitte wagte, die sich im Mauerwerk eindeutig abzeichneten und dem Haus seine früheren Maßverhältnisse zurückgeben.

Die Sanierung des Äußeren war schon fortgeschritten, als familiäre Veränderungen beinahe noch zu einem Scheitern aller Bemühungen führten. Mehrere Jahre musste die Bautätigkeit unterbrochen werden, um dann 2009–11 doch noch ein glückliches Ende zu finden. Entgegen der ursprünglichen Konzeption wurde nun im Erdgeschoss ein Laden eingerichtet und die Möglichkeit geschaffen, die beiden oberen Etagen und das ausgebaute Dach später einmal als zwei Wohneinheiten zu nutzen.

Die Jury registrierte die besondere Güte der Arbeit der beteiligten Handwerker, vor allem was die Restaurierung des Holzwerks an Decken- und Wandtäfer, Fenstern und Bodenbelägen sowie den Balken an Decken und Wänden betrifft. Aber auch die Gestaltqualität neuer Bauteile wie der erneuerten Blockstufentreppe oder dem eingestellten hölzernen Container für das WC des Bades im ersten Obergeschoss fanden besondere Aufmerksamkeit. Die Verbesserung der Energiebilanz des Gebäudes wurde nicht vernachlässigt. Heizungssystem und Wärmedämmung wurden bauphysikalisch richtig und unauffäl-

lig eingefügt, sodass sie die einzelnen Räume nicht in ihrem Erscheinungsbild beeinträchtigen.

»Schwarzacher Hof« in Konstanz

Als Architekten haben Karin Meid-Bächle und Martin Bächle täglich mit dem Bauen zu tun, und dass ihr Büro im Nebengebäude der historistischen Villa Baader in Konstanz untergebracht ist, deren Sanierung 2002 den Denkmalschutzpreis bekommen hat, lässt ahnen, dass Ihnen Bauten mit Geschichte am Herzen liegen. Dennoch hätten sie sich nicht träumen lassen, was sie als Bauherren erwartete, nachdem sie 2007 selbst Eigentümer eines großen Anwesens beim Fischmarkt im östlichen Bereich der Konstanzer Altstadt geworden sind.

Bekannt war, dass es sich beim Haus Zollernstraße 2 um einen im Kern mittelalterlichen Gebäudekomplex handelte, der im Lauf der Jahrhunderte mehrfach erweitert und umgebaut worden ist. Zeugten schon die Größe, die Baustruktur und erhaltene Details wie etwa die Haustür, die hölzernen Vasenbalustraden des Treppengeländers, einige Stuckdecken oder auch Steinkartuschen mit der Jahreszahl 1621 an der Fassade zum Hof noch von einer ehemals herrschaftlichen Vergangenheit, so hatte der Gesamteindruck durch ungünstige Wohnungsaufteilungen und -umbauten im 19. und 20. Jahrhundert jedoch stark gelitten. Badeinbauten, Gipswände, abgehängte Decken, Baumarkttüren sowie Kunststoff- und Teppichböden überkrusteten im Inneren die alten Oberflächen und machten das Gebäude zu einem eher alltäglichen verwohnten Mietshaus.

Die 2008 einsetzende gründliche Bauuntersuchung, an denen der Bauforscher Frank Loebbecke entscheidend beteiligt war, brachte Erstaunliches zu Tage. Nach der vorsichtigen Entfernung der entstellenden Einbauten wurde plötzlich das repräsentative Erscheinungsbild der ursprünglichen Räume und Raumfolgen wieder erlebbar. Überraschend kamen herrschaftlich anmutende barocke und klassizistische Ausstattungen zum Vorschein, Ausmalungen einer frühbarocken Hauskapelle im Rückgebäude sowie im ersten Obergeschoss des Hauptbaus qualitätvolle Bandelwerk-Stukkaturen und als Höhepunkt im Stockwerk darüber ein prächtiger Festsaal mit aufwändiger Zopfstil-Dekoration, die völlig hinter eingezogenen Sperrholzwänden verborgen gewesen war.

Einladender Zugang in ein altes Haus: das Portal des Schwarzacher Hof in der Altstadt von Konstanz.

Hinter Verkleidung wiedergefunden: der Festsaal des Schwarzacher Hofes, mustergültig restauriert, wobei die Spuren der Zeit bewusst nicht retuschiert worden sind.

Die vorbildliche Dokumentation der Befunde mit Bauaufnahme und Raumbuch, begleitende bauhistorische Forschungen in Archiven und Bibliotheken sowie dendrochronologische Datierungen ließen die lange Geschichte des Hauses allmählich wieder transparent werden. Der in den Dimensionen bereits stattliche Kernbau war während der Stadterweiterung des aufstrebenden mittelalterlichen Konstanz nach Aufschüttung der Flachwasserzone des Bodensees um 1360 als dreigeschossiges, massives Haus errichtet worden. Als Bauherr ist Friedrich von Sulgen überliefert, der eine hohe Stellung am Konstanzer Bischofshof innehatte. Im 16. Jahrhundert kam das Anwesen in den Besitz der Familie von Schwarzach, die dem Haus seither seinen Namen gibt, obwohl sie 1588 bereits ihren Besitz verkaufte. Der neue Eigentümer, die Patrizierfamilie Schmid, die mit Hans Caspar Schmid zwischen 1608 und 1633 den Konstanzer Bürgermeister stellte, ließ das bisher einseitig freistehende Haus erweitern und die Durchfahrt in den Hof in der Straßenflucht überbauen, sodass die Zollernstraße jetzt eine geschlossene Bebauung erhielt. Die Fassade wurde vereinheitlicht und das Innere palastartig umgebaut. Unter Schmid wurde parallel zum Vorderhaus auch ein zweigeschossiges Hinterhaus errichtet und durch einen schmalen Seitenflügel mit dem Hauptbau verbunden. Da sich Schmid auf die Seite der Gegenreformation geschlagen hatte, kommt dem Nachweis einer eigenen Hauskapelle im neuen Hinterhaus eine interessante stadthistorische Bedeutung zu.

Barocke Gediegenheit im ehemals mittelalterlichen Stadthaus: die Treppe im Schwarzacher Hof.

Die 1730er-Jahre brachten dann wieder größere Baumaßnahmen. Der Oberamtmann Johann Jakob Barxel ließ das barocke Treppenhaus einbauen und die straßenseitigen Raumfluchten modernisieren, wobei Stuckdecken mit Bandelwerkdekorationen modernsten Luxus ins Haus brachten. Den Höhepunkt bildete dann freilich kurz nach 1798 die Neuausstattung des prächtigen Festsaals im zweiten Obergeschoss, dessen Stilkleid in antikisierender Zopfstil-Manier mit Architekturgliederungen und ehemals vorhandenen Wandbildern sich wahrscheinlich der Kaufmann Johann Georg Thumb leistete.

Karin Meid-Bächle und Martin Bächle, als Architekten und Bauherren gleichermaßen zunehmend von der Geschichtlichkeit des Hauses begeistert, verfolgten das Ziel, die aufgedeckten historischen Raumfolgen, die sich kunsthistorisch als über Konstanz hinaus bedeutend erwiesen, wieder dauerhaft erlebbar zu machen und die Ein- und Zubauten behutsam rückzubauen. Die Konzeption der Sanierung wurde darauf abgestimmt. Gewerbliche Nutzungen für Rechtsanwaltskanzleien und eine Arztpraxis ließen sich am besten mit den historischen Grundrissen in Einklang bringen, ermöglichten die Freilegung der originalen Ausstattungen und boten die Gewähr, dass die Räume zumindest auch einer gewissen Öffentlichkeit zugänglich sind. Die Baubehörde sah dies ebenso und genehmigte eine solche Nutzungsänderung.

Ziel des Restaurierungskonzepts war der Erhalt des überkommenen Zustands der einzelnen Befunde. Lose Teile wurden gefestigt

Neue Elemente behutsam eingefügt: Briefkästen in der Eingangshalle.
Bildnachweis: alle Aufnahmen Bernd Hausner, Landesamt für Denkmalpflege

und Retuschen wurden nur soweit gemacht, wie sie für einen einheitlichen Gesamteindruck unabdingbar waren, Spuren der späteren Veränderungen und Alterungsprozesse dabei aber deutlich sichtbar belassen. Die überkommene Oberfläche bleibt mit ihren Alterungsspuren und einer nur geringfügig gemilderten Fleckigkeit erhalten. Bei Idee und Realisierung dieses Konzepts waren die beiden Restauratoren Carmen Witt-Schnäcker und Stephan Bussmann federführend beteiligt und bewiesen viel Fingerspitzengefühl. Vor allem der Festsaal ist dadurch zu einem Musterbeispiel heutiger Vorstellungen von Restauriertechnik geworden, was die Jury besonders positiv vermerkte. Die Grundsubstanz des Hauses wies glücklicherweise keine gravierenden Schäden auf und dank der schonenden Nutzungen konnte auf größere Eingriffe in die Substanz ganz verzichtet werden. Moderne Elemente sind zurückhaltend integriert, beispielsweise in Gestalt von zeitgemäßen Beleuchtungskörpern oder Briefkästen.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe

G. Braun in Karlsruhe – Ein badischer Verlag wird 200 Jahre alt

Ludger Syré

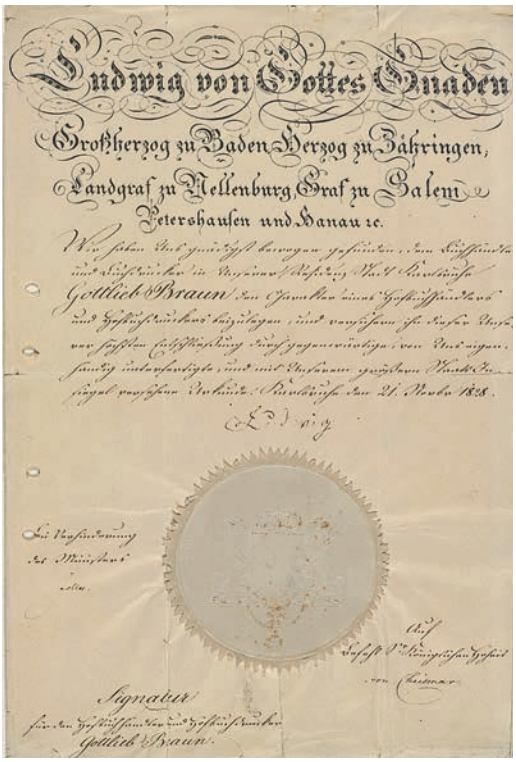
Mit der am 7. Oktober 1813 beurkundeten Aufnahme des Heidelberger Buchhändlers Gottlieb Braun als Bürger von Karlsruhe und mit der »Erlaubniß zur Anlegung eines Sortiments-Buchhandels« begann die Geschichte des Medienunternehmens Braun in der badischen Residenz. Anlässlich des in diesem Jahr zu feiernden 200. Jubiläums soll im Folgenden ein kurzer Blick auf die Entwicklung des für die Stadt Karlsruhe wie für das Land Baden so wichtigen Buchhandelsbetriebs geworfen werden.[1]

Die Anfänge unter Gottlieb Braun

Gottlieb Braun wurde am 24. November 1783 in Böblingen geboren und wuchs bei strenger Erziehung durch den Vater, den Präzeptor und Magister Gottfried Braun, im Kreis von zehn Geschwistern auf. Er schlug die Laufbahn eines Buchhändlers ein und absolvierte bei dem Tübinger Verleger Cotta eine Lehre. 1810 wanderte er nach Baden aus und erwarb das Bürgerrecht in Heidelberg, wo er erfolgreich Restauflagen und Rechte aufkaufte, um sich als Buchhändler selbständig zu machen.[2] Eigentlich hatte es ihn nach Karlsruhe gezogen, doch führte ein erster Aufnahmeantrag zu keinem Erfolg. Erst drei Jahre später erteilten ihm die Behörden die Bürgerannahme und die »Erlaubniß zur Anlegung eines Sortiments-Buchhandels, jedoch mit der Beschränkung, daß Braun nie weder als eigne Concession, noch als Pacht vom Gymnasium zu K.ruhe eine Druckerei erwerben könne.« Braun zog umgehend nach Karlsruhe, wo er als Sitz seiner Buchhandlung, der er alsbald einen Verlag angliederte, das Haus im Vorderen Zirkel 12 wählte – eine gute Adresse in der Nähe des Residenzschlosses.

Grundlage des wirtschaftlichen Erfolgs wurden die 1820 schließlich gegen alle Wi-

Gottlieb Braun gründete 1813 in Karlsruhe den Verlag G. Braun (Ölgemälde im Goldrahmen).


Ludwig von Gottes Gnaden
Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen,
Landgraf zu Nellenburg, Graf zu Salem
Petershausen und Hanau ꝛc.
Gottlieb Braun
Signatur
Gottlieb Braun

Mit dieser Urkunde verlieh Großherzog Ludwig von Baden 1828 Gottlieb Braun »den Charakter eines Hofbuchhändlers und Hofbuchdruckers«.

Statistisches Gemälde
der
Residenzstadt
Karlsruhe
und
ihrer Umgebungen.
Entworfen von
Dr. Theodor Hartleben.
Karlsruhe
im Verlag von Gottlieb Braun.
1815.

Hartlebens »Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen« beschreibt nach einem Blick auf die Geschichte ausführlich die »mathematische und physische Topographie derselben«.

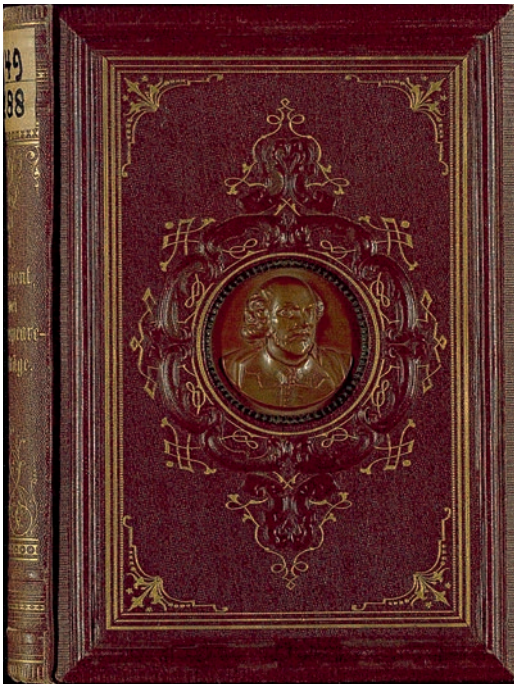
derstände doch erteilte Erlaubnis, eine eigene Buchdruckerei zu eröffnen, um die selbst verlegten Werke drucken zu können, und das vier Jahre später erteilte Privileg, auch fremde Druckaufträge annehmen zu dürfen. Als schließlich am 28. November 1828 Großherzog Ludwig von Baden den inzwischen etablierten Verleger zum Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker ernannte, hatte Gottlieb Braun sein Ziel erreicht. Jetzt gehörte er dem privilegierten Kreis der Hoflieferanten an und konnte sich den anderen Firmen ebenbürtig fühlen. Das Bemühen der ortsansässigen Verleger und Drucker, den Zuzug eines Konkurrenten zu verhindern, das 1809 noch erfolgreich gewesen war, musste langfristig zum Scheitern verurteilt sein.[3]

Die enge Verbindung zu Stadt und Land spiegelte sich von Beginn an in Brauns verlegerischer Tätigkeit wider. Anlässlich des einhundertsten Stadtjubiläums erschien das von dem Juristen Theodor Hartleben entworfene »Statistische Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen«, ein mit Kupferstichen und dem Weinbrenner-Plan von 1814 ausgestatteter Band. Dieses erste Buch über die noch junge Geschichte der Stadt Karlsruhe enthält, nach einer Widmung an die »Durchlauchtigste Fürstin und Frau Amalie Friederike Markgräfin zu Baden«, auf über

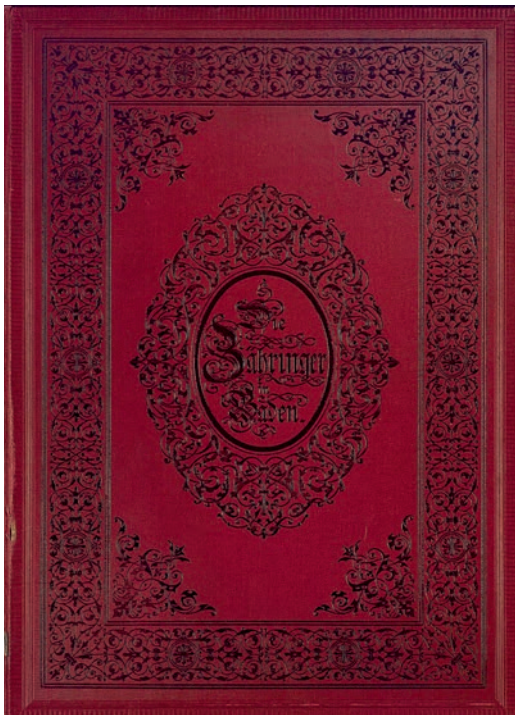
400 Seiten eine Beschreibung der Stadt sowie einen Anhang »Litterärisches Karlsruhe«, in dem alle zeitgenössischen, der Stadt verbundenen Schriftsteller mit ihren Werken verzeichnet sind. Die Auflistung der 69 Namen, einige davon Braun-Autoren, belegt, dass Karlsruhe zu jener Zeit nicht nur politischer, sondern auch literarischer und kultureller Mittelpunkt des Landes war.

Für die Bestandsaufnahme des jungen Staates im deutschen Südwesten war die von Adam Ignaz Valentin Heunisch bearbeitete, von Karl Müller mit Feder auf Stein gezeichnete Karte »Das Großherzogthum Baden, nach seinen Bestandtheilen, Standes- und Grundherrschaften, Acquisitionen und Cessionen« bedeutsam, die Braun 1819 druckte. Ihr schloss sich 1821 das Büchlein »Kleine Geographie und Statistik des Großherzogthums Baden« desselben Autors an. Bereits 1816 hatte Gottlieb Braun Johann Baptist Kolbs dreibändiges »Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogthum Baden« abgeschlossen; die ersten beiden Bände waren in den Jahren zuvor bei Macklott erschienen. Die Liste einschlägiger Titel zur badischen Geschichte aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ließe sich beliebig fortsetzen.[4] Zu den eindrucksvollsten Beispielen für badische Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürfte der Prachtband »Die Zähringer in Baden« von Friedrich von Weech zählen, der von dem Karlsruher Lithographen und Kunstprofessor Hermann Götz illustriert worden war (1881).

Zwischen 1819 und 1825 veröffentlichte Gottlieb Braun unter dem Titel »Rheinblüten« schöngeistige Texte badischer Autoren in hübsch illustrierten Bändchen.



Beispiel für ein Buch mit handwerklich anspruchsvollem Einband sind die »Zwei Shakespeare-Vorträge« von Otto Devrient von 1869. In den geprägten Lederdeckel ist ein Medaillon eingelassen.



Mit dem 1881 erschienenen Prachtband »Die Zähringer in Baden« des Hofhistorikers Friedrich von Weech unterstützte der Verlag die Traditionsaspirationen des Großherzoglichen Hauses.

Wegweiser

für die

Großherzogliche Residenzstadt

Karlsruhe.

Herausgegeben

von

den Polizey-Commissairs

von Rady und Scholl.

1818.

Preis 30 kr. ohne den Plan der Stadt.
— 1 fl. 21 kr. mit demselben.

Karlsruhe,

im Verlage von Gottlieb Braun.

Der 1818 von Gottlieb Braun verlegte »Wegweiser für die Großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe« eröffnete die bis heute fortlebende Tradition der Karlsruher Adressbücher.

Wegweisend bis heute: das Adressbuch

Im Jahre 1818 erschien erstmals ein »Wegweiser für die Großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe«, der entweder mit oder ohne einen Stadtplan erworben werden konnte, der 1814 von keinem Geringeren als Stadtbaumeister Friedrich Weinbrenner gezeichnet worden war. Dieses kleine Büchlein, das gut einhundert Jahre nach Gründung der Stadt Karlsruhe im Jahre 1715 erstmals erschien, eröffnete die bis heute andauernde Tradition der Karlsruher Adressbücher.[5] Bemerkenswert ist, dass auch die aktuelle Ausgabe 2013 noch ein gedrucktes Buch und nicht etwa eine Online-Publikation ist. Das vom Braun Telefonbuchverlag betreute Werk ist allerdings – entsprechend dem Wachstum der Stadt auf nunmehr 290 000 Einwohner – inzwischen ein großformatiger Band mit knapp 2000 Seiten und einem Gewicht von 1800 Gramm.

Neben das Karlsruher Adressbuch traten seit 1908 das Badische Landesadressbuch und mehrere Kreisausgaben dieses Nachschlagewerkes, außerdem zahlreiche Örtliche Fernsprechbücher und Branchenfernsprechbücher. Auf viele Jahrzehnte ununterbrochenen Erscheinens brachten es auch andere periodisch

erscheinende Werke wie der 1878 ins Leben gerufene, 1942 letztmalig erschienene »Badische Geschäfts- und Adresskalender« oder der im gleichen Zeitraum entstandene Bauernkalender »Der Landwirt«, der 1982 eingestellt wurde. Andere Titel kamen auf deutlich kürzere Laufzeiten; so erlebte der »Badische Militär-Almanach« zwischen 1854 und 1863 nur zehn Ausgaben.

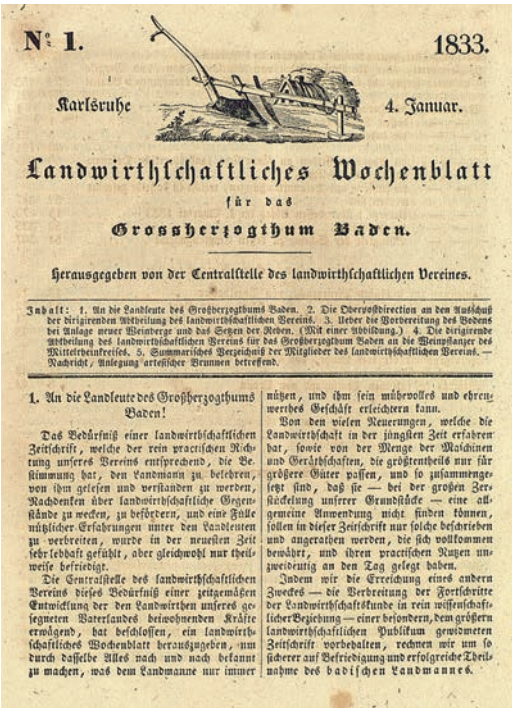
Als im Jahre 1819 die Großherzogliche Ständeversammlung zusammentrat, wurden Verleger gesucht, die die Protokolle der Verhandlungen und die den Abgeordneten zur Beratung vorgelegten Unterlagen veröffentlichten. Die Verlage C. F. Müller und G. Braun teilten sich anfangs diese Aufgabe und übernahmen arbeitsteilig den Druck der Protokolle der Ersten bzw. der Zweiten Kammer des Landtags.[6] Viele weitere offizielle Publikationen des badischen Staates und seiner Organe erschienen in den folgenden Jahrzehnten bei G. Braun, der damit seinem Auftrag als Hofdrucker nachkam. Dazu zählen einzelne Gesetze, Verordnungen, Kommissionsberichte oder Reden ebenso wie periodisch erscheinende Verlautbarungen wie beispielsweise das »Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden«. Daneben verlegte Gottlieb Braun historische und heimatkundliche Titel, Schulbücher, Lexika und Wörterbücher.

Schon kurz vor seiner Ernennung zum Hofdrucker kaufte Gottlieb Braun, inzwischen offenbar zu Wohlstand gelangt, ein eigenes Haus; im Oktober 1828 zog er mit seiner Firma in die auf den Marktplatz und das großherzogliche Schloss zulaufende Schloßstraße, die später zu Ehren von Großherzog Karl Friedrich von Baden umbenannt wurde. Das schrittweise um mehrere Nachbargrundstücke im Karree Karl-Friedrich-Straße / Erbprinzenstraße erweiterte Areal blieb auf Jahrzehnte hinaus Sitz des Verlages G. Braun und seiner Druckerei.

Hof- und Staats-
Handbuch
des
Grossherzogthums Baden.
1836.
Carlsruhe,
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.

1834 startete das Großherzogtum Baden die Herausgabe eines »Hof- und Staatshandbuchs«, das als Quelle für den Verwaltungsaufbau und das Personal des Staates heute eine wertvolle Quelle darstellt, auch dank der sehr guten Orts- und Personenregister.

Wenige Jahre darauf fand Gottlieb Braun endlich Zeit, nicht nur an das Geschäft, sondern auch an sich selbst zu denken. 1831 heiratete der Achtundvierzigjährige die Tochter des Karlsruher Stadtdekans Gottlieb August Knittel, Louise Knittel. Wenige Tage zuvor war die erste Nummer des »Badischen Merkurs« erschienen. Nach der Julirevolution und nach dem Thronwechsel in Baden schien die Zeit reif für die Herausgabe einer Tageszeitung für das gesamte badische Land. Die Hoffnung auf eine liberale Politik und die



N: 1. 1833.

Karlsruhe 4. Januar.

Landwirthschaftliches Wochenblatt
für das
Grossherzogthum Baden.

Herausgegeben von der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines.

Inhalt: 1. An die Landleute des Großherzogthums Baden. 2. Die Oberpostdirection an den Ausschuß der dirigirenden Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins. 3. Ueber die Vorbereitung des Bodens bei Anlage neuer Weinberge und das Setzen der Reben. (Mit einer Abbildung.) 4. Die dirigirende Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins für das Großherzogthum Baden an die Weinpflanzer des Mittelrheinkreises. 5. Summarisches Verzeichniß der Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins. — Nachricht, Anlegung artesischer Brunnen betreffend.

1. An die Landleute des Großherzogthums Baden!

Das Bedürfniß einer landwirthschaftlichen Zeitschrift, welche der rein practischen Richtung unseres Vereins entsprechend, die Bestimmung hat, den Landmann zu belehren, von ihm gelesen und verstanden zu werden, Nachdenken über landwirthschaftliche Gegenstände zu wecken, zu befördern, und eine Fülle nützlicher Erfahrungen unter den Landleuten zu verbreiten, wurde in der neuesten Zeit sehr lebhaft gefühlt, aber gleichwohl nur theilweise befriedigt.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins dieses Bedürfniß einer zeitgemäßen Entwicklung der den Landwirthen unseres gesegneten Vaterlandes beiwohnenden Kräfte erwägend, hat beschlossen, ein landwirthschaftliches Wochenblatt herauszugeben, um durch dasselbe Alles nach und nach bekannt zu machen, was dem Landmanne nur immer nützen, und ihm sein mühvolles und ehrenwerthes Geschäft erleichtern kann.

Von den vielen Neuerungen, welche die Landwirthschaft in der jüngsten Zeit erfahren hat, sowie von der Menge der Maschinen und Geräthschaften, die größtentheils nur für größere Güter passen, und so zusammengesetzt sind, daß sie — bei der großen Zerstückelung unserer Grundstücke — eine allgemeine Anwendung nicht finden können, sollen in dieser Zeitschrift nur solche beschrieben und angerathen werden, die sich vollkommen bewährt, und ihren practischen Nutzen unzweideutig an den Tag gelegt haben.

Indem wir die Erreichung eines andern Zweckes — die Verbreitung der Fortschritte der Landwirthschaftskunde in rein wissenschaftlicher Beziehung — einer besondern, dem größern landwirthschaftlichen Publikum gewidmeten Zeitschrift vorbehalten, rechnen wir um so sicherer auf Befriedigung und erfolgreiche Theilnahme des badischen Landmannes.

Zu einem erfolgreichen Periodikum wurde für G. Braun das von der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins seit 1833 herausgegebene »Landwirtschaftliche Wochenblatt für das Großherzogthum Baden«.

Gewährung der Pressefreiheit erwies sich jedoch als trügerisch: Bereits Ende Dezember 1831, nachdem 105 Nummern erschienen waren, musste Braun sein Projekt wieder einstellen; noch wirkte in Deutschland der Ungeist des Metternichschen Systems. Umso erfolgreicher wurde das 1833 begründete »Landwirthschaftliche Wochenblatt für das Großherzogtum Baden«, das unter wechselnden Titelfassungen bis 1990 bei G. Braun erschienen ist.

In welcher Voraussicht und Absicht auch immer: Bereits ein Jahr nach der Eheschließung verfasste Gottlieb Braun sein Testament. Darin bestimmte er neben seiner Frau den damals einundzwanzigjährigen Bruder seiner Frau, Albert Knittel, der in seinem Haus eine Buchhändlerausbildung absolviert hatte, zu seinem Nachfolger. Im Oktober 1835 erkrankte Braun, am 13. November starb er. Seine Witwe teilte den Geschäftsfreunden wenige Tage später mit, dass die Leitung der Buchhandlung und Buchdruckerei an ihren Bruder übergegangen sei. 1840 verlieh Großherzog Leopold von Baden auch ihm das Prädikat des Hofbuchhändlers. Als Albert 1847 von der Macklotschen Druckerei die »Carlsruher Zeitung«, das amtliche Organ des Großherzogtums Baden, erwerben konnte, erwies es sich als günstig, dass er in den Vorjahren seiner Schwester nicht nur das Unternehmen, sondern auch das Verlagsgebäude abgekauft hatte, denn für die Herausgabe und den Druck einer Zeitung bedurfte er entsprechender Raumkapazität.

Mit Albert Knittel gingen Eigentum und Leitung der G. Braunschen Hofbuchdruckerei und Verlag an die Familie Knittel über, die in mehreren Generationen für die Geschäftsführung verantwortlich blieb; der Name des Gründers blieb im Firmennamen erhalten. Wenige Tage nach seinem 60. Geburtstag, am 3. März 1871, starb Albert. Bereits 1864 hatte er seine Söhne August und Heinrich als Teilhaber in das Geschäft aufgenommen. Diesen folgten die Neffen Heinrichs, Richard und Albert, später Alberts Söhne Eberhard und Werner. Als das Unternehmen 1923 in die G. Braun GmbH umgewandelt wurde, hatte man sich längst auf die beiden wichtigsten Geschäftszweige, den Verlag und die Druckerei, konzentriert. Die rentabelsten Produkte blieben die »Karlsruher Zeitung«, die mit ihrem amtlichen Teil 1934 im »Karlsruher Tagblatt« aufging, und das Karlsruher Adressbuch, das 1905 wieder von G. Braun übernommen werden konnte, als der Verlag J. Bielefeldt Karlsruhe verließ.

Im Mittelpunkt: Literatur aus und über Baden

Wie sehr ein Verlag Spiegelbild der Geschichte ist, lässt sich auch am Beispiel G. Braun ablesen. Zu einem offenbar gut nachgefragten Titel wurde in der Zeit des Ersten Weltkriegs der von Eberhard von Künssberg verfasste Ratgeber »Einarm-Fibel«; dieses »Lehr-, Lese- und Bilderbuch« für Männer, die im Krieg einen Arm verloren hatten, erschien bis 1919 in mehreren Auflagen. 1925 veröffentlichte der badische Innenminister und SPD-Landtagsabgeordnete Adam Remmele seine Untersuchung »Staatsumwälzung und Neuaufbau in Baden. Ein Beitrag zur politischen Geschichte Badens 1914–1924« bei G. Braun. Der Privatdozent Franz Schnabel wurde durch seine 1922 erschienene Habilitationsschrift »Geschichte der Ministerverantwortlichkeit in Baden« zum Braun-Autor und zum Professor für Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe.

Mit Beginn des Dritten Reiches finden sich unter den Verlagsprodukten auch vereinzelt Schriften der neuen politischen Strömung. Otto Ebbecke beschrieb 1933 »Die deutsche Erhebung in Baden« in einer Broschüre mit großem Hakenkreuz auf dem Deckblatt. Mit dem Buch »Das deutsche Volk und sein Schicksal im Lichte der Zahl. Ein völkisches Weltbild in Zahlen« (1936) wollte Heinrich Limbeck jedem »Volksgenossen« Fingerzeige für seine »Haltung und Stellung im Rahmen der Volksgemeinschaft« geben. Da die NSDAP ihre eigenen Verlage und Druckereien hatte, blieb der Verlag von den Propagandaschriften der badischen NS-Größen verschont. Eher fallen die vielen militaristischen Titel auf. In diese Sparte passt auch das 1953 gegründete »Organ der südwestdeutschen Traditionsverbände und des Landesverbandes Deutscher Soldaten in Württemberg und Baden« mit dem Titel »Alte Kameraden«, das bis 1992 bei G. Braun erschien.

Im Vorwort dieser Broschüre schreibt der Autor: »Jedermann wird es daher dankbar und freudig begrüßen, daß ein altes badisches Unternehmen, der Verlag G. Braun, mit einem Werk an die Öffentlichkeit tritt, das die Begebenheiten der durch die NSDAP hervorgerufenen und durchgeführten nationalen Erhebung, soweit sie Baden betrifft, in Wort und Bild festhält.«

Die enge Verbindung zur Region wurde 1914 gestärkt, als der fünf Jahre zuvor gegründete Landesverein Badische Heimat beschloss, seine Druckaufträge an G. Braun zu geben. Von 1950 bis 2012 betreute der Verlag die gleichnamige Zeitschrift, die bis in die Gegenwart eine zentrale Rolle für die Pflege badischer Identität spielt, 2013 allerdings den Verlag wechselte. Auch die 1949 von Eberhard Knittel gegründete Zeitschrift »Baden« und ihre Nachfolgerinnen »Welt am Oberrhein«

Alte Kameraden

ORGAN DER SÜDWESTDEUTSCHEN TRADITIONSVERBÄNDE UND DES LANDESVERBANDES DEUTSCHER SOLDATEN IN WÜRTTEMBERG UND BADEN e.V.

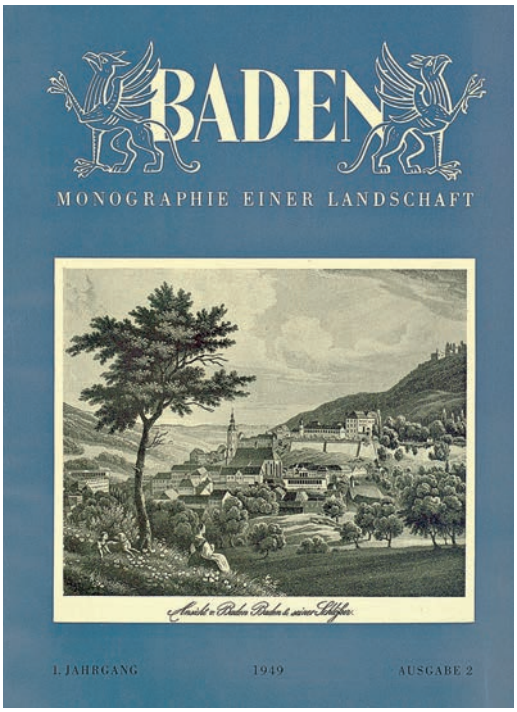
Nummer 3 — Karlsruhe-Stuttgart, März 1954 — 2. Jahrgang

Der Oberbefehl

Furchtlos und treu!

Bild eines Stalingrad-Offiziers

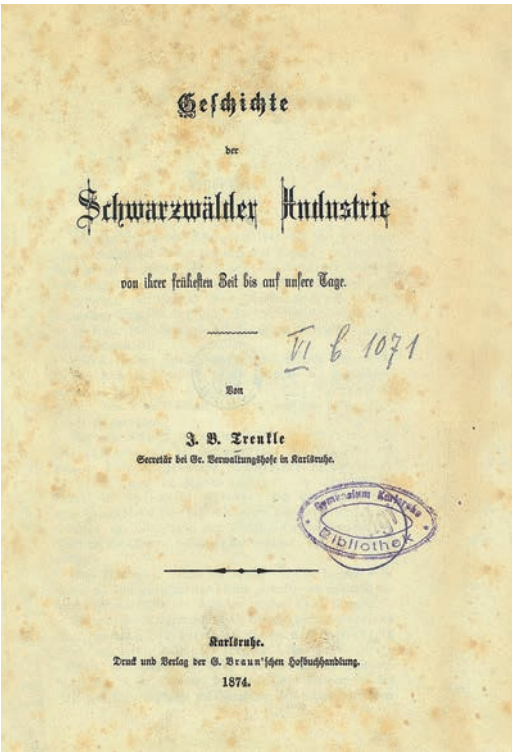
Dem Blatt »Alte Kameraden« ging es nach Ansicht seiner Herausgeber »nicht um eine Vereinsmeierei mit spießbürgerlichem Stammtischgeschwätz, nicht um übertriebenes Pathos, sondern um die ernste Pflege bester Traditionen deutschen Soldatentums […]«.



Die 1949 ins Leben gerufene Zeitschrift »Baden – Monographie einer Landschaft« trug den Untertitel »Südwestdeutsche Rundschau für Kultur und Wirtschaft«.

(1961–1971) und »Baden-Württemberg« bzw. »In Baden-Württemberg« (1971–2002) informierten über Land und Leute diesseits und jenseits des Rheins. Ebenso wurde die »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins«, in der die wissenschaftlichen Ergebnisse landeshistorischer Forschung publiziert werden, seit ihrem erstmaligen Erscheinen 1850 bis zum Jahrgang 1973 von G. Braun betreut.

Auch in den Firmengeschichten, die meist aus Anlass eines Jubiläums entstanden, drückte sich die regionale Verankerung aus. Als die Spinnerei und Weberei in Ettlingen einhundert Jahre alt wurde, beschrieb Ludwig Schmieder deren Geschichte als »Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Albtales und zur Geschichte der badischen Textilindustrie 1836–1936«. Ein Jahr zuvor feierte sich eine andere große Gesellschaft: »Hundert Jahre Karlsruher Lebensversicherung. 1835–1935. Eine Festschrift«. Zu den vielen Veröffentlichungen über den Schwarzwald zählt die »Geschichte der Schwarzwälder Industrie, von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage« (1874). Nicht nur der Karlsruher Archivar Johann Baptist Trenkle, auch der Wirtschaftshistoriker Eberhard Gothein publizierte einzelne seiner Bücher bei G. Braun, wie z. B. die »Bilder aus der Geschichte des Handwerks in Baden« (1885).

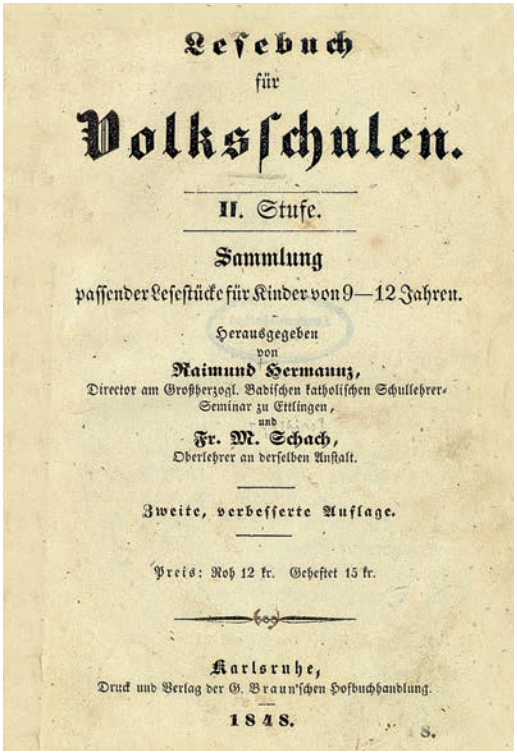


Geschichte
der
Schwarzwälder Industrie
von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage.

Von
J. B. Trenkle
Secretär bei Gr. Verwaltungshofe in Karlsruhe.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1874.

Johann Baptist Trenkle stützte sich bei seiner detailreichen, acht Jahrhunderte umspannenden »Geschichte der Schwarzwälder Industrie« auf publizierte Materialien und auf neue Quellen wie Akten und Urkunden.



Lesebuch
für
Volksschulen.
II. Stufe.
Sammlung
passender Lesestücke für Kinder von 9—12 Jahren.
Herausgegeben
von
Raimund Hermanuz,
Director am Großherzogl. Badischen katholischen Schullehrer-Seminar zu Ettlingen,
und
Fr. M. Schach,
Oberlehrer an derselben Anstalt.
Zweite, verbesserte Auflage.
Preis: Roh 12 kr. Geheftet 15 kr.
Karlsruhe,
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1848.

Das für verschiedenen Altersstufen herausgegebene »Lesebuch für Volksschulen« enthält Erzählungen, Fabeln, Märchen und Naturbetrachtungen, aber auch Texte zur Geologie, Botanik und Zoologie.

Schaut man auf das heutige Profil des G. Braun Buchverlages, der sich selbst als »einer der führenden Regionalverlage in Baden-Württemberg«[7] sieht, dann stehen im Mittelpunkt der Verlagsproduktion nach wie vor Landesgeschichte und Landeskunde, angereichert um Belletristik, Kochbücher, Reise- und Freizeitführer und anderes mehr.

Ein wichtiges Standbein: das Schulbuchgeschäft

Zu einem wichtigen Geschäftsfeld entwickelte sich der Druck von Schul- und Lehrbüchern. Da Karlsruhe Sitz der Landesregierung und damit des Kultusministeriums war, erfolgte die Herstellung von Unterrichtsmaterialien seit dem 19. Jahrhundert in ortsansässigen Betrieben. Das schon von Gottlieb Braun eingeleitete Schulbuchgeschäft baute sein Nachfolger deutlich aus. Das beispielsweise von Raimund Hermanuz seit 1842 herausgegebene »Lesebuch für Volksschulen« erlebte mehrere Auflagen.[8] Seit den 1920er Jahren überzeugte der G. Braun Verlag mit neuen pädagogischen Konzepten. Zu einem weit verbreiteten, sich den jeweiligen politischen Verhältnissen anpassenden Schulbuch avancierte seitdem das »Deutsche Lesebuch« von Ernst Bender, das

Der »Heimatatlas der Südwestmark Baden« spiegelt in allen drei Teilen (Text, Karten und Bilder) die Sprache und Ideologie des Nationalsozialismus in aller Deutlichkeit wider. Bildnachweis: Reproduktionen Beate Ehlig (BLB).

bis in die 1970er Jahre viele Generationen von Gymnasiasten begleitete.

Für den Deutschunterricht erschien das »Sprachbuch für Volksschulen«, für den Mathematikunterricht das »Badische Rechenbuch«, das während des Dritten Reiches in »Deutsches Rechenbuch« umbenannt wurde. Der Zeitgeist drückte sich auch in Titeln wie »Die südwestdeutsche Grenzmark und ihr Aufbauwerk. Ergänzungsstoffe für Rechen- und Gesamtunterricht« aus. Die mit G. Braun assoziierte Kunstdruckerei Künstlerbund stellte den »Heimatatlas der Südwestmark Baden« im Auftrag des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterricht her, bearbeitet von Karl Gärtner, gewidmet dem Reichsstatthalter Robert Wagner und dem Unterrichtsminister Otto Wacker (1934).

Die Produktion von Schulbüchern setzte G. Braun auch nach dem Zweiten Weltkrieg fort. Hier mag das in der Mittel- und Oberstufe eingesetzte, jeweils mehrbändige Geschichtsbuch »Werden und Wirken« genannt sein, das bis in die 1960er Jahre Verbreitung fand. In Verbindung mit der Erziehungsabteilung der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe veröffentlichte G. Braun das vierbändige Werk »Kunst des Abendlandes« (1956–1963); die internationale Schulbuchausstellung in London zeigte es als Beispiel besonders guter Gestaltung.[9]

Als neue staatliche Zulassungsbestimmungen die Möglichkeiten der Schulbuchproduktion einschränkten, verkaufte G. Braun 1972 seine Schulbuchsparte an den Verlag Schroedel.

Im Zweiten Weltkrieg wurden die Verlagsgebäude weitgehend zerstört. Am 3. März 1947 erhielt der Verlag von der französischen Militärregierung eine Lizenz und konnte mit zehn Mitarbeitern den Betrieb wieder aufbauen. Mit Schulbüchern und wissenschaftlichen Werken machte sich der Verlag einen Namen. Als G. Braun 1963 sein 150jähriges Firmenjubiläum feierte, zählte das Unternehmen bereits wieder 150 Mitarbeiter (1938: 170). Für die Druckerei wurde 1983 im Karlsruher Stadtteil Knielingen eine moderne Betriebsstätte errichtet.

1897 hatte der im Jahr zuvor ins Leben getretene Künstlerbund, die badische Sezession, gemeinsam mit der Firma G. Braun die Kunstdruckerei für den Künstlerbund Karlsruhe gegründet, die unter KKK firmierte.[10] Mit dem Aufkauf einer fremden Druckerei gelangte auch die Steindruckerei Langhein an G. Braun, die für den Künstlerbund Kunstgraphik herstellte. Das expandierende Unter-

nehmen druckte die ersten Briefmarken des Großherzogtums Baden, außerdem Karten und lithographische Kunstblätter und zählte 1927 rund 150 Mitarbeiter, die u. a. eine Tagesproduktion von 250 000 Zigarettenschachteln schafften. Die Arbeiten der KKK wurden wiederholt mit Goldmedaillen prämiert, so auf den Weltausstellungen 1900 und 1904. Erst 1981 wurden die beiden technischen Betriebe zusammengelegt und die Mitarbeiter der KKK von G. Braun übernommen, bevor schließlich 1997 die Druckerei (180 Mitarbeiter) geschlossen wurde.

Nach einer grundlegenden Umstrukturierung 1992 gliederte sich die Holding G. Braun Druck und Medien in mehrere Tochterunternehmen, darunter neben der Druckerei u. a. der Telefonbuchverlag und der Buchverlag. Der Telefonbuchverlag wurde in zwei Schritten 1996 und 2008 an die Schlütersche Verlagsgesellschaft in Hannover verkauft. Der Buchverlag ging Ende 2000 an den DRW-Verlag Weinbrenner in Leinfelden-Echterdingen, wurde aber 2011 vom Telefonbuchverlag zurückgekauft. Sitz des Verlages blieb immer Karlsruhe. Dieser befindet sich nach wie vor an historischer Stelle.

Anmerkungen

1 Vom 23.7. bis 7.10.2013 wurde in der Badischen Landesbibliothek eine von Andrea Buchmüller (G. Braun Telefonbuchverlag) kuratierte Jubiläumsausstellung mit einem Querschnitt aus 200 Jahren Verlagsgeschichte gezeigt. Sie wird im vorliegenden Heft von Heinrich Hauß besprochen. Eine Begleitpublikation erschien zu dieser Ausstellung leider nicht.

2 Die Geschichte des Verlages ist in mehreren Chroniken dokumentiert. Die erste erschien 140 Jahre nach Verlagsgründung und nach über fünfzigjährigem Bestehen der Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe: Im Dienste von Wissenschaft, Erziehung, Kunst und Wirtschaft, 1813–1953. Karlsruhe: G. Braun 1953. Zum 150-jährigen Jubiläum veröffentlichte der Verlag einen historischen Rückblick: Festschrift des Hauses G. Braun, 1813–1963. Karlsruhe: G. Braun 1963. 25 Jahre später erschien ein großformatiger, reich bebilderter weiterer Überblick: G. Braun. Chronik. Hrsg. anläßlich des 175-jährigen Jubiläums 1988. Karlsruhe: G. Braun 1988.

3 Ein kurzer Überblick über die Karlsruher Buchbetriebe findet sich hier: Zwischen Autor und Leser. Karlsruher Verlage von der Stadtgründung bis heute. Karlsruhe: Info Verlag 1999.

4 Die 1953 erschienene Bibliographie (Verlag G. Braun Karlsruhe, Bibliographie, 1813–1953) ist nicht nur veraltet, sondern auch lückenhaft und fehlerhaft. Eine aktuelle, umfassende und verlässliche Verlagsbibliographie fehlt. Das mag u. a. daran liegen, dass das Verlagsarchiv den Luftangriffen des Zweiten Weltkriegs zum Opfer fiel.

5 Das Adressbuch erschien während des 19. Jahrhunderts lange Zeit in anderen lokalen Verlagen, bis es 1905 endgültig zu G. Braun zurückkehrte. Vgl. Ludger Syré: Gedruckt und elektronisch. Ein Blick auf die Geschichte des Karlsruher Adressbuchs anlässlich seiner Digitalisierung. – In: Badische Heimat 92 (2012) 3, S. 480–493.

6 Das Werk wurde von der Badischen Landesbibliothek digitalisiert und ins Internet gestellt: http://digital.blb-karlsruhe.de/Drucke/nav/classification/792873

7 S. Homepage des G. Braun Buchverlags: http://gbraun-buchverlag.de (Abruf 19.8.2013).

8 Abgebildet in dem Bildband: G. Braun. Chronik (wie Anm. 2), S. 15.

9 Abbildung ebenda S. 45.

10 Auf die KKK geht die zum 140-jährigen Geburtstag erschienene Verlagschronik ein: Im Dienste von Wissenschaft, Erziehung, Kunst und Wirtschaft, 1813–1953 (wie Anm. 2).

Anschrift des Autors:
Dr. Ludger Syré
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe
syre@blb-karlsruhe.de

G. Braun Verlag: Ein Verlag im Dienste des badischen Heimatbewusstseins

Ein Verleger, ein Redakteur und ein publizistischer Auftrag

Heinrich Hauß

Die vom Stadtmuseum Karlsruhe 1999 veröffentlichte Publikation »Zwischen Autor und Leser. Karlsruher Verlage von der Stadtgründung bis heute« nahm zwar Bezug auf den G. Braun Verlag, seine medizinische Fachliteratur (S. 38) und auf den bedeutenden Schulbuchverlag (S. 27), verzichtete aber auf eine Darstellung der bedeutenden Zeitschriften-Produktion von 1949 bis 2002 mit den Zeitschriften BADEN (1949–1960), Welt am Oberrhein (1961–1971), »Baden-Württemberg« (1971–1991) und »In Baden-Württemberg« (1991–2002). Zur Einschätzung der Zeitschriften schrieb deren Redakteur Georg Richter im Rückblick 1984: Die Periodika präsentierten »spiegelbildartig die landschaftlichen, historischen, kulturgeschichtlichen und schöpferischen Merkmale des Südwestens mit grenzüberschreitenden Beiträgen, wobei auch wirtschaftliche und ökologische Probleme und Gegebenheiten zur Darstellung gelangten.« In der Ausstellung »Fortschritt und Tradition – 200 Jahre Verlag G. Braun in Karlsruhe« (2013) werden die Kulturzeitschriften des Verlags ebenfalls nicht gewürdigt. Gezeigt werden lediglich vier Exemplare der Zeitschrift »Welt am Oberrhein«. Die Herausgabe von Kulturzeitschriften über Jahrzehnte hinweg ist eine besondere verlegerische Leistung Eberhard Knittels. Die Kulturzeitschriften im G. Braun Verlag in der Zeit von 1949–2002 können auch als Zeugnis der deutschen Mentalitätsgeschichte in der Nachkriegszeit gelesen werden.

I. Im Dienst des badischen Heimatgedankens

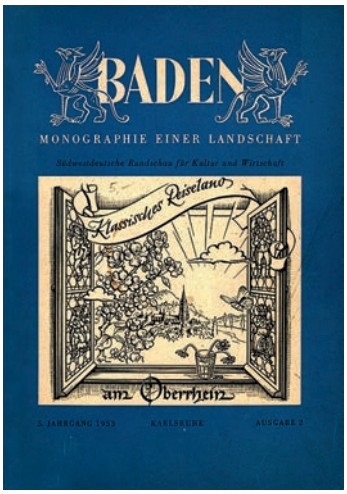
»Es ist wohl nicht übertrieben«, schreibt Zollner in der Chronik des Verlages, dass die Herausgabe gerade dieser Zeitschrift, die vom ersten Jahrgang an mit der Unterzeile »Südwestdeutsche Rundschau für Kultur und Wirtschaft« erscheint, »ureigenes Anliegen von Dr. Eberhard Knittel gewesen ist«.[1]

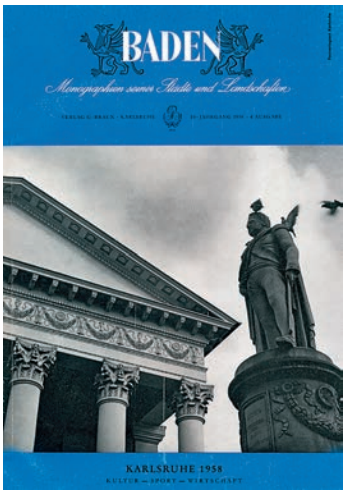
Die von 1949 an erscheinende Zeitschrift »BADEN Monographie seiner Landschaften und Städte« galt als »einzigartig im deutschen Süden«. Dr. Eberhard Knittel, seit 1948 wieder Geschäftsführer des Verlages[2], hatte »ein ausgeprägtes Heimatbewusstsein«[3], setzte die Tradition des Hauses G. Braun fort und nahm jene Arbeit im Dienst des Heimatgedankens wieder auf, die bis in die Jahre des Zweiten Weltkriegs hinein der Dichter und Schrift-

steller Hermann Eris Busse (1891–1947) als Schriftleiter der »Badischen Heimat« geleistet hatte. Die Zeitschrift wollte keine Wiederholung der Busseschen Arbeit sein, sondern eine »aktuelle Ergänzung«[4]. Im Vorwort zu Heft 1/1952 wird der »publizistische Auftrag« der Schriftenfolge wie folgt, so beschrieben: »Die Quellen, Ströme und Tiefen der heimatlichen Kultur, unseres Volkstums und der Wirtschaft von willkürlichen und unnatürlichen Verkrustungen und Anschwemmungen befreien, erhalten helfen oder neu beleben.«[5] Im »Geleitwort« zur ersten Ausgabe der Zeitschrift im Jahre 1949 wird die »Frage nach der Berechtigung einer Heimat-Monographie« beantwortet, indem auf die Tradition des fast 150-jährigen Verlages bei der »Veröffentlichung heimatlicher, volkskundlicher und bildenden Literatur« hingewiesen wird. In der »Flucht der Erscheinungen soll das Bleibende und Gültige, das Schönste und Wissenswerteste« festgehalten werden«. Die Monographie soll »alle lebendig wirkenden, historischen, schöpferischen und belehrenden Kräfte« widerspiegeln[6]. Es geht bei der Zeitschrift um eine »tiefergehende Kenntnis der innern und äußeren Struktur unserer Heimat«[7]. Ziel der Publikation ist es, »nach und nach ein abgerundetes Bild Badens zu geben«[8]. Aber die Hefte sollen auch »mosaikartig ein Spiegelbild der oberrheinischen Lande bieten«[9]. Schließlich entsprach die Gründung der Zeitschrift dem Bedürfnis, das in seiner inneren Struktur gewandelte alte Land Baden als historischen Bestand des Vaterlandes publizistisch als Ganzes zu dokumentieren. Die Zeitschrift »BADEN« ist die letzte Publikation kurz vor der Gründung Baden-Württembergs und in den ersten acht Jahren des 1952 gegründeten Landes, die nochmals Stadt- und Landkreise des »alten Baden« zur Darstellung bringt. Georg Richter hat anlässlich des 70. Geburtstags von Eberhard Knittel im Heft 6/1969 nach zwanzig Jahren des Erscheinens von BADEN eine Beurteilung der Zeitschrift geschrieben. »Als wir 1949 die erste Ausgabe der Zeitschrift BADEN ins Land und über die Grenzen hinaus gehen lassen konnten, erregte diese repräsentative Publikation schon darum Aufsehen, *weil kein anderer der traditionellen großen Verlage den Mut gehabt hatte, eine Kulturzeitschrift herauszugeben, die sich grundsätzlich nur einer bestimmten Region widmete.* Die Initiative zu dieser verlegerischen Novität ging von Dr. Eberhard Knittel aus« (S. 324). Der Herausgeber und sein Redakteur sind sich aber auch von Anfang an der »großen historischen Gegenwartsaufgabe Badens, dem Brückenlande des Westens« bewusst.[10] So wird folgerichtig 1961 die Zweimonatsschrift »Die Welt am Oberrhein« die Zeitschrift BADEN ablösen.[11] Themen, Wortwahl und Intention sind typisch für die als restaurativ geltenden 50er Jahre: die Zeitschrift will das »Bleibende und Gültige« festhalten.

II. Die Zeitschrift »BADEN – Monographie einer Landschaft«

Die Zeitschrift BADEN erscheint erstmals im Jahre 1949 mit vier Ausgaben, dann ab 1950 zweimonatlich. Ab Heft 1/1956 wird der Titel »Monographie einer Landschaft« auf »Monographien seiner Städte und Landschaften« umgestellt. Geschickt haben sich Herausgeber und Redaktion von 1949–1957 der ständigen Mitarbeit des Wirtschaftsministers und stellvertretenden Ministerpräsidenten, der Regierungspräsiden von Nord- und Südbaden, der Oberbürgermeister von Karlsruhe und Freiburg, den Präsidenten der Industrie- und Handelskammern versichert. Dadurch sicherte sich die Publikation »BADEN« einen öffentlich-staatlichen Bezug.





Beispiele für die Covergestaltung des Heftes »Baden«

Von Anfang an wurde eine Sparte Chronik eingerichtet, die zunächst an Geburtstage bedeutender badischer Persönlichkeiten erinnerte, so z. B. an Hermann Eris Busse, Josua Leander Gampp oder Max Laeuger. Schon in Heft 1/1949 wird angekündigt, dass »in den folgenden beiden Heften für die Reisezeit entsprechende Beiträge« gebracht werden sollen[12]. Die Hefte sind in der Folgezeit für das Anliegen Tourismus offen. »BADEN« versteht sich auch als »lebendiger Reiseführer«. Für die Badische Heimat ist bemerkenswert, dass in Heft 3/1949 der wiedererstandene Landesverein begrüßt wird, und im folgenden Heft wird ein Vortrag des Landesvorsitzenden der Badischen Heimat, Dr. Paul Schwoerer, abgedruckt. Erst die 5. Ausgabe 1950 ist erstmals einem Themenheft gewidmet, »125 Jahre Technische Hochschule Fridericiana Karlsruhe«, gefolgt von der Ausgabe »Geschichte und Kultur des Weins. Zum Weinjahr 1950.« Auch im Jahre 1950 wird eine Serie »Technische Gedenktage in Baden eröffnet«[13]. Sie wird bis ins Heft 4/1951 fortgeführt. Ab 1952 nennt sich die Zeitschrift im Untertitel »Südwestdeutsche Rundschau für Kultur, Wirtschaft und Verkehr.«

Mit 2/1951 beginnen dann die Themenhefte zu Städten und Landschaften. Dieser Schwerpunkt der Hefte wird dann bis zum Ende der Zeitschrift im Jahre 1960 beibehalten[14]. Es wechseln dann jeweils Themenhefte mit Städten und Themenhefte mit Regionen und Kreisen ab[15]. Mit Abstand werden Karlsruhe[16] die meisten Hefte gewidmet, gefolgt von Freiburg, Mannheim und Offenburg.

Abgeschlossen wird die Reihe 1960 mit den Sonderheften »Schlösser am Oberrhein« (3/1960) und »Goethe am Oberrhein« (5/1960) Eine Publikation zu »Heidelberg« ist das letzte Heft der Reihe BADEN. Ab Februar 1961 wird die Reihe »in redaktioneller Erweiterung« (G. Richter) unter dem Titel »Welt am Oberrhein« weitergeführt.

Auf ein Editorial im heutigen Sinne verzichtet der Verleger im Allgemeinen. Worte »Zum Geleit« werden den Oberbürgermeistern oder Landräten der betreffenden Ausgaben überlassen. Im Zeitraum von 1949 bis 1960 ist es der Publikation »BADEN« gelungen, in 64 Ausgaben Baden, seine wichtigsten Städte und Landschaften »Vom Main zum Bodensee« zur Darstellung zu bringen. Zum Erfolg der Zeitschrift

Beispiele für die Covergestaltung der letzten Hefte »Baden«

hat sicher auch beigetragen, dass sich »die junge Redaktion und das Lektorat ab 1949 ›neben potentiellen Heimatschriftstellern, Kunsthistorikern oder Landeskundlern eine Elite der im Südwestdeutschen lebenden schöpferischen Geistern‹ sicherten«[17]. Ein für die damalige Zeit charakteristisches Gestaltungsmittel wird grafisch durch Mitarbeiter wie Werner Kornhas, E. Lützenkirchen, Lotti Sartorius, Theo Sand und Kurt Werkmeister geleistet.

Dr. Franz Schmitt bietet ab 1/1956 über sechs Ausgaben eine »Badische Bibliographie«, eine Auswahl von Neuerscheinungen in Baden.

III. Der badische Verleger und sein niedersächsischer Redakteur

»Knittel hat sich immer auch als badischer Verleger gefühlt und als Karlsruher, der seine Vaterstadt hoch geachtet hat«. Zum Erfolg der Zeitschriften hat wohl entscheidend beigetragen, dass der Nichtbadener Georg Richter sich »immer in Übereinstimmung mit seinem Verleger«[18] befand.

So konnte Richter über 30 Jahre die Redaktionstätigkeit ausüben und die »Welt am Oberrhein« und »Baden-Württemberg« *»zu einer der repräsentativsten Zeitschriften für Kultur, Wirtschaft und Verkehr entwickeln«*[19]. Richter hebt in einem Aufsatz zum 70. Geburtstag Knittels dessen »Aufgeschlossenheit gegenüber allen nahe liegenden kulturellen Gegebenheiten seiner weiteren Heimat, das heißt Südwestdeutschlands und hier besonders der Oberrheinlande« hervor. Die »aufgeschlossene geistige Haltung des Herausgebers« entsprach der geistigen Wachheit des Redakteurs. Verlag und Verleger leiteten aus dem Ort aus dem »zentralen Sitz (des Verlages) am Oberrhein und der ehemaligen badischen Residenz« das »verpflichtende Erbe« ab, das in der Gegenwart gehütet und nach allen Seiten publizistisch auszubauen ist. Der publizistische Erfolg Georg Richters ist wohl auch auf seine »Kontaktpflege« zurückzuführen. »Regierungspräsidenten und Landräte waren für die Zeitschrift ›BADEN‹ zu gewinnen, mit Bürgermeistern und Gemeinderäten waren Verbindungen ebenso aufzunehmen wie z. B. mit Industrie- oder Handelsorganisatio-

Dr. Eberhard Knittel

nen, Fremdenverkehrs- oder Wirtschaftsverbänden.« »Denn nur in der Zusammenarbeit mit allen aktiven Kräften des Raumes konnte Georg Richter der Zeitschrift jenes Gesicht geben, das er ihr auch unter anderen Titeln bis heute bewahren konnte«[20].

IV. Das politische Umfeld

Ich denke, man muss die Gründung der Zeitschrift »BADEN« auch in Zusammenhang mit der politischen Landschaft 1948/1949 in Beziehung setzen. Karlsruhe gehörte zu dem durch die Amerikaner am 19. September 1945 proklamierten Staat Württemberg-Baden. Im Februar 1949 hatte Leo Wohleb die Badische Arbeitsgemeinschaft in Baden gegründet. Am 12. Mai 1947 trat die Verfassung (Süd-)Badens in Kraft. Am 12./13. Juni 1947 sprach sich die nordbadische CDU für den Südweststaat aus. Die Regierungschefs von Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern trafen sich am 10. April 1948 in Karlsruhe zur Ausarbeitung eines Staatsvertrages, der den Zusammenschluss der drei Länder regeln sollte.

Interessant ist, dass das publizistische Unternehmen »BADEN« unbeirrt auch über die Zeit nach der Gründung des Südweststaates am 25. April 1952 bis 1960 fortgeführt wurde.

Von Seiten der Redaktion findet sich kein Kommentar zur Gründung des Südweststaates. Die politische Abstinenz wird im Jahre 1953 folgendermaßen gerechtfertigt: »Ihre völlige Unabhängigkeit von politischen Bewegungen und staatspolitischen Wirren in den Jahre 1950/51 während des Ringens um den Südweststaat trug ihr große Achtung wegen der Objektivität ihres Charakters ein. Dadurch konnte sie die heimatlichen Belange vertreten und unterstützen« Nur in der ostentativ »Karlsruhe 1952« genannten Ausgabe 4/1952 beklagte der Oberbürgermeister Günther Klotz, dass die Stadt Karlsruhe »fraglos die größten Opfer bei der Bildung des Südweststaates gebracht« habe. Zwar ist die Stadt dankbar, »Residenz der deutschen Justiz« geworden zu sein, doch Karlsruhe hat aber »auch ›etliches verloren‹. Es ist eine selbstverständliche Forderung, dass Behörden und Organisationen nicht allein in Stuttgart konzentriert werden dürfen, sondern dass ein Teil von ihnen nach Karlsruhe zu verlegen bzw. hier zu belassen ist«[21]. Noch 1955 im Heft vier schreibt Hubert Doerrschuck in »Karlsruher Impressionen«, dass »Karlsruhe ›die badischste aller badischen Städte‹ sei, wenn nicht überhaupt die einzige badische Stadt«. »Nicht von ungefähr ist sie zwischen Berg und Strom, in Temperament und Wesen zum Begriff und Sym-

Beispiele für die Covergestaltung der Hefte »Welt am Oberrhein«

bol des Landes geworden« (S. 25). Georg Richter sprach noch 1967 von Karlsruhe als der »heimlichen Residenz des einstigen Landes«[22].

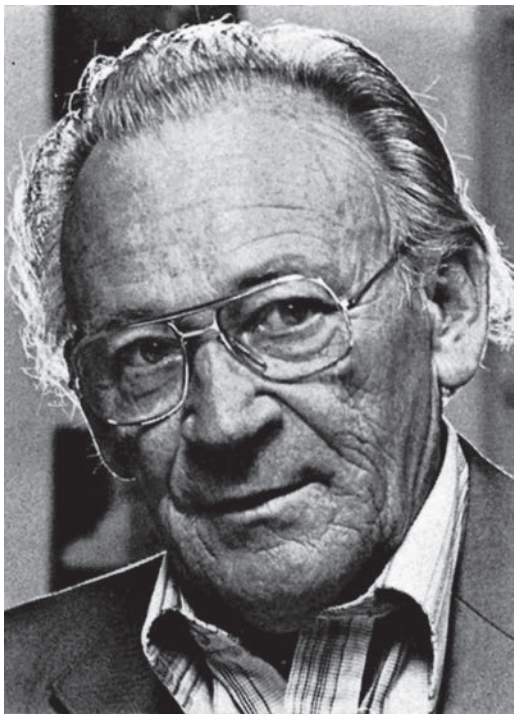
1947 veröffentlichte Franz Schneller sein zwischen 1930 und 1940 geschriebenes »Brevier einer Landschaft« und 1951 Rolf Gustav Haebler den Band »Badische Geschichte«. Die Einschätzung des Buches durch den Verlag kann auch für die Zeitschrift BADEN gelten. Das Buch erschien »mitten in den Auseinandersetzungen um die Neubildung des südwestlichen Deutschlands. Das Buch wollte auf unpolitische, objektive Art noch einmal das politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Geschehen der einzelnen Landschaften am Oberrhein in kurz gefassten Abrissen schildern« (G. Richter, Im Dienste, 1953).

V. Welt am Oberrhein – »Förderung des kulturellen Austausches«

Zählte »zu den besten deutschsprachigen Kulturzeitschriften«

Versuchte die Zeitschrift »BADEN« das »in seiner inneren Struktur gewandelte Land Baden als historischen Bestand … publizistisch als Ganzes zu dokumentieren«, wie es im Rückblick 1963 heißt[23], so wurde mit der »Welt am Oberrhein« eine Zeitschrift mit »überregionaler Zielsetzung« geschaffen. Man vermutet, dass »die schnelle Integration Badens in den Südweststaat Baden-Württemberg zu Beginn der sechziger Jahre zur Konzeptänderung der Zeitschrift« (Baden) geführt habe, »die ab 1961 als Zweimonatszeitschrift ›Welt am Oberrhein‹ erschien«.

In der letzten Ausgabe der Zeitschrift »Baden« wurde die ab 1961 als Zweimonatsschrift erscheinende »Welt am Oberrhein« angekündigt. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, *»das ›Herzstück‹ Europas – die Oberrheinlande … in laufenden, lebendigen Darstellungen des fast unerschöpflichen Reichtums an historischen und kulturellen Gut und an wirtschaftlichem Leben publizistisch zu vertreten.«* Nach der Redaktion bedarf es einer »fundierten geistigen Bewertung der friedlichen Fernziele aller dem Rhein benachbarten Länder«. Vorwiegend soll mit der Zeitschrift der »kulturelle Austausch« gefördert werden. Deshalb wird die »neuartige Zeitschrift« nicht nur die geistig



Georg Richter

Interessierten der Oberrheinlande ansprechen, sondern allen kulturell verpflichteten Menschen in ganz Deutschland ein Bedürfnis sein.

Europa, so auch der Bundesminister für Wirtschaft, Ludwig Erhard, in der ersten Ausgabe der Zeitschrift, ist »nur als geistige Einheit zu denken«. »Das geistigkulturelle Leben« soll herausgearbeitet und »als tragender Teil der Gesamtexistenz« vorgestellt werden. »Die publizistische Darstellung vom Gegenwärtigem« wird sich im Verhältnis zur »Sphäre des wirtschaftlichen Geschehens« nur durch eine »gleichrangige Bewertung das Geistigen« erfüllen lassen. Die Betonung des »geistigkulturellen Lebens« zeigt den Abstand zu den Auffassungen unserer Zeit und warum eine so konzipierte Zeitschrift heute nicht mehr möglich ist.

Die »thematischen Erweiterung« der Zeitschrift »BADEN« durch die Zeitschrift »Welt am Oberrhein« wird in der Festschrift von 1963 mit politischen Entwicklungen begründet. »Die staatspolitischen und vor allem außenpolitischen Entwicklungen innerhalb der letzten zehn Jahre legten dem Herausgeber und der Schriftleitung nun aber eine thematische Erweiterung der Zeitschrift nahe. Die Arbeit auf der alten Basis mit den oberrheinischen Kernland Baden als Mittelpunkt sollte erhalten, doch die angrenzenden, historisch, kulturell und wirtschaftlich miteinander verwobenen Länder grundsätzlich miteinbezogen werden … Mit der ›Welt an Oberrhein‹ erhielten die deutschen Grenzländer die Möglichkeit, das mit den Nachbarn geteilte kulturelle und historische Erbe jenseits aller einstigen Gegensätze zu hüten und die gemeinsamen aktuellen abendländischen Anliegen auf völlig unabhängiger Ebene zu fördern«. Die Zeitschrift zeigt publizistische Möglichkeiten auf, wie sie in den Oberrheinlanden zuvor noch nicht gepflegt worden waren.[24].

VI. Das politische Umfeld der neuen Zeitschrift

Schritte auf dem Weg zum westeuropäischem Integrationsprozess

Die neue Zeitschrift nimmt Bezug auf »die staatspolitischen und vor allem außenpolitischen Erscheinungen der letzten zehn Jahre« (1950–1960). Dieses Jahrzehnt hat wesentliche Schritte zur politischen Einigung Westeuropas zu verzeichnen. Am 5. Mai 1949 wurde der Europarat gegründet, ein erster Schritt zur politischen Einigung Europas. Ziele des Europarates waren, einen stärkeren Zusammenschluss seiner Mitglieder zum Schutze

und zur Förderung der Ideale und Prinzipien, die ihr gemeinsames Erbe sind, zu gewährleisten. Im Wesentlichen beschränkte sich aber der Europarat auf die Pflege der Europa-Idee und unverbindlichen politischen Gedankenaustausch. 1950 wurde die »Konvention zum Schutz der Menschen- und Grundrechte« unterzeichnet. Eine entscheidende Etappe zur Integration wurde 1951 mit der »Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft Kohle und Stahl« (EGKS) erreicht. Die Verträge vom Rom am 25.3.1957 bekräftigten mit der Europäischen Wirtschaftgemeinschaft (EWG) das Bekenntnis zu einem Vereinigten Europa. 1960 wurde die Europäische Freihandelszone (EFTA) mit handelspolitischen Zielen realisiert. Die Zeitschrift entsteht zu ein Zeitpunkt, in der »die augenblickliche Gestalt Europas« noch nicht der »Weisheit letzter Schluss ist« (Ludwig Ehrhard in 1/1961). Der deutsch-französische Elysée-Vertrag vom 22. Januar 1963 förderte den Austausch von Bildung, Jugendarbeit und Kultur.

Mit den »staatspolitischen Erscheinungen« ist wohl die Bildung des Südweststaates gemeint. Am 9.12.1951 fand die Volksabstimmung über den Südweststaat statt und am 25.4.1952 wird das Bundesland Baden-Württemberg gegründet. Am 30.5.1956 entscheidet das Bundesverfassungsgericht die Klage des Heimatbundes Badenerlandes positiv.

VII. Themenkreis der Zeitschrift »Welt am Oberrhein«

»Forum der würdigsten und aussagekräftigsten schöpferischen Kräfte«

»Diese Zeitschrift soll gleichsam ein Forum der würdigsten und aussagestärksten schöpferischen Kräfte sein, deren Wirkung nicht allein die Oberrheinlande, sondern den gesamten Einzugs- und Kulturraum der Rheinanlieger trifft. Der Themenkreis wird in jedem Heft so weit gezogen, dass die Vertreter des gesamten Kulturraums ebenso wie diejenigen der Wissenschaft, der Wirtschaft und der übernationalen Politik angesprochen, angeregt und über aktuelle Probleme orientiert werden … *Diese neuartige Zeitschrift wird nicht nur die geistig Interessierten der Oberrheinlande ansprechen, sondern allen kulturell verpflichteten Menschen in ganz Deutschland ein Bedürfnis sein.«*

Die Zeitschrift ist in zehn Sparten gegliedert, die in den zehn Jahren des Erscheinens durchgehalten werden. »Das Redaktionsprogramm eines jeden Heftes gliedert sich in: *Der Kern:* Glosse zu jedem Hauptthema. *Das Hauptthema. Der Fundus:* kulturgeschichtliche und volkskundliche Beiträge. *Schätze oberrheinischer Museen:* Farbtafeln aus der alten und modernen Kunst mit Erläuterungen führender Kunsthistoriker. *Das Porträt:* Darstellungen überragender lebender Persönlichkeiten aus allen Berufssparten. *Wort und Kritik:* Mehrsprachige Originalbeiträge lebender Dichter und Schriftsteller. Dazu *Buch-, Theater-, Kunst- und Musikkritik. Der Wirtschaftsspiegel:* Zweimonatsrückblick über die bedeutsamsten Ereignisse. *Die Rheinufer:* Kurzbericht über die mit der Rheinschifffahrt Wirtschaftentwicklungen und den Rheinhäfen zusammenhängenden aktuellen Fragen. *Wie es niemand kennt:* Reisefeuilletons und gastronomische Tipps. *Zweimonatsvorschau überregionaler Veranstaltungen*[25].

VIII. Die Gastronomie als Teil der Kulturgeschichte

Der Verlag brachte im Jahre 1963 zwei Bände des Fachschriftstellers Bernd Boehle zum Be-

reich der heimatlichen Küche, dem Wein und der gastronomischen Kultur heraus. Im Zusammenhang mit dieser Publikationen meldet die »Festschrift« Bedenken an, das »reizvolle Thema« wie das der Gastronomie »unbedingt in einem Atemzug mit der Kunst der Oberrheinlande zu nennen«. Doch sei dieses Thema gerechtfertigt, da in den badischen Landesteilen Küche und Keller »aufs engste mit der Kulturgeschichte« verknüpft seien. (S. 105). Da Baden heute fast ausschließlich mit Küche und Keller gleichgesetzt wird, scheinen uns diese Bedenken doch recht bemerkenswert.

Die »Welt am Oberrhein« beschäftigt sich verschiedentlich mit dem Thema der Gastronomie, so in Heft 4/1962 »Mit Lukullus unterwegs« und Heft 6/1969 »Mit Lukullus unterwegs II.« Wein und Weinbau werden dreimal thematisiert, in Heft 5/1961 »2000 Jahre Wein«, in Heft 5/1964 »Straße der großen Weine« und schließlich in »Baden-Württemberg« Wein (5/1971).

IX. Die Zeitschrift »Baden-Württemberg«

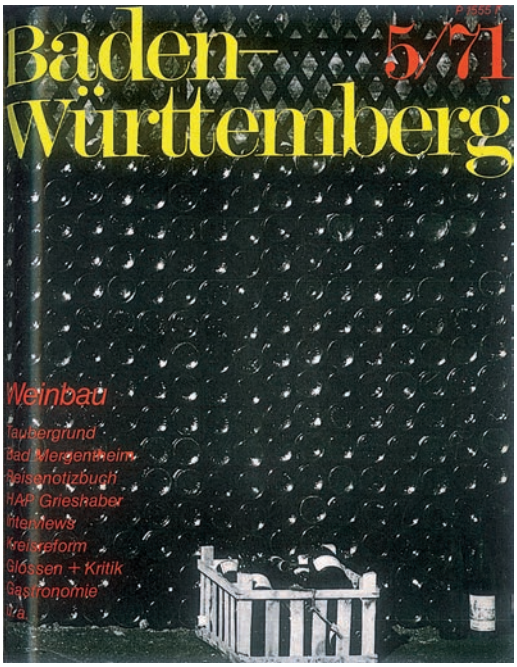
Ein »repräsentatives Organ« für das wachsende Selbstverständnis des Landes Baden-Württemberg

»Baden-Württemberg vereinigt mit Welt am Oberrhein« erscheint mit Heft 4/1971 im gleichen Verlag und mit dem gleichen Redakteur. Zur Vereinigung beider Zeitschriften schreibt Richter zum Konzept: Die bisherige Konzeption wird grundsätzlich auch unter dem neuen Titel fortgeführt. Da die Zeitschrift nun als publizistische Repräsentanz des Bundeslandes auf eine breiteren Basis gestellt wurde und der Themenkreis sich erweiterte, ist eine vielseitiger Aufgliederung im Einzelnen notwendig geworden. An Sparten werden aufgeführt: das Hauptthema, das Landschaftsportrait mit Reisenotizbuch. »Der rein kulturelle Sektor wird durch Portraits und Interviews bedeutender Persönlichkeiten aller Lebensbereiche und durch Farbwiedergaben aus baden-württembergischen Museen (oder Bibliotheken) bereichert«. Die Sparte »Wort und Kritik« setzt sich zusammen aus der Glosse und Poesie. Neu sind »Nachrichten aus Elsaß« »Gastronomie mit Sternen« und »Nachrichten aus der Landeshauptstadt.« Als Hauptthema behandeln die Hefte zumeist Landschaften und Städte, gelegentlich auch besondere Ereignis wie »Deutsche Therapiewoche« (4/1971), »Bundesgartenschau Mannheim« (1/1975) oder andere aktuelle Themen (Weinbau (5/1971) Erntedank (6/1972). Die publizistische Aufgabe der Zeitschrift wird nochmals in Heft 1/1974 ausformuliert: »Ein Spiegelbild und ein Wegweiser durch die vielschichtigen Gegebenheiten und Probleme zu sein, die charakteristisch für das Land Baden-Württemberg und die angrenzenden Gebieten sind«.

Am 7. Juni 1970 fand der Volksentscheid über den Fortbestand des Landes Baden-Württemberg im Gebietsteil Baden statt. 81% stimmten für den Verbleib innerhalb Baden-Württembergs. Es war deshalb folgerichtig, dass sich der Wunsch verstärkte, das »wachende Selbstverständnis des Landes Baden-Württemberg« auch die publizistische Darstellung des Landes auf eine breitere publizistische Darstellung des Landes zu stellen. Deswegen sind die Verlage A. Bannholzer, Rottweil und G. Braun Karlsruhe übereingekommen, die beiden Zeitschriften »Baden-Württemberg« und »Welt am Oberrhein« zu einem »repräsentativen Organ« zusammenzufassen. Die neue Zeitschrift erscheint im Verlag G. Braun »mit dem traditionsreichen

und dem Land verbundenen Titel ›Baden-Württemberg‹«[26]

Mit dem Heft 3/1971 »Baden-Baden – wie die Welt es liebt« erscheint »Welt am Oberrhein« zum letzten Mal. Heft 4/1971 firmiert unter dem Titel »Baden-Württemberg«. Der Verlag A. Bannholzer hatte die Verlagsrechte der Zeitschrift »Baden-Württemberg« an den Verlag G. Braun in Karlsruhe verkauft[27]. Als Gründe gab der Verlag an, »nicht ausreichende Förderung durch das Land« und die »ständige Kostensteigerung für Inhalt, Ausstattung und Druck«[28]. Die Zusammenlegung der Zeitschriften sei vom Wirtschaftministerium an den Verlag herangetragen worden. Ab Heft 1/1975 erscheint Baden-Württemberg nur noch mit zwei Ausgaben jährlich, dann ab 1/1985 wieder dreimal im Jahr, ab 1/1986 viermal.



Erstes Heft von »Baden-Württemberg«

X. Redaktion der Zeitschrift durch Monika Bachmayer: Ein neues redaktionelles Konzept

Nach dem Tode von Georg Richter im Jahre 1985[29] folgte eine kurze Zwischenphase, in der Robert Dreikluft die Gestaltung von der Publikation Baden-Württemberg übernahm. Ab Heft 1/1987 betreute Frau Dr. Monika Bachmayer die Redaktion der Zeitschrift mit einem neuen Konzept[30].

In Zukunft wollte sie sich nicht mehr »auf nur ein einziges zentrales Thema« beschränken, sondern sich »kreuz und quer durch Baden-Württemberg« auf den Weg machen. Diese Strategie ist dann auch an den einzelnen Sparten abzulesen: »Leute, Zukunftstendenzen, Zeitgeschichten, Stimmungen, Lebensorte, Impressionen, Kulturalien, Alltägliches und Festliches, Natürliches, Mäzene, Kulinarisches«[31].

Menschen mit ihren großen und kleinen Wirklichkeiten »sollen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit« stehen. Mit diesem Konzept ist die bildungsbürgerliche, z. T. literarisch exklusive Behandlung der Themen zu Gunsten von Lebenswirklichkeiten endgültig verabschiedet.

Im Jahre 1991 wurde der Titel der Zeitschrift in »in Baden-Württemberg« geändert. Untertitel: »Kultur – Leben – Natur«. Zur Titeländerung schrieb die Redaktion: »Mit der Konzentration auf unser Bundesland … haben wir unseren geographischen Rahmen abgesteckt; dies ist die eine Seite des Wörtchen ›in‹. Die andere Seite heißt ja ›dabeisein‹, ›mittendrinsein‹, direkt teilhaben an dem, was uns hierzulande bewegt, was wichtig war, ist oder werden wird.«[32]. Kurz: die Zeitschrift will »ganz konkrete Information, Teilnahme- und Ansprechmöglichkeiten« im Sinne eines Dialogs mit den Lesern bieten.

Im Jahre 2001 ging der G. Braun Buchverlag an den DRW-Verlag in Leinfelden-Echterdingen[33].

Mit Heft 1/2002 übernahmen Wulf Wagner und Monika Bönisch die Redaktion. Die Zeitschrift sollte zu einem »abwechslungsreichen Rubriken-Magazin mit hohem Informationswert« umgestaltet werden. Von sechs Heften im Jahr sollten zwei Ausgaben Sonderheften gewidmet sein. Die Publikation wurde im 49. Jahrgang aus finanziellen Gründen im Jahre 2002 eingestellt.

XI. Die Mitgliederzeitschrift »Badische Heimat«

Von den Zeitschriften, die der G. Braun Verlag in den Jahren 1949–2002 betreute, hat nur die »Badische Heimat« überlebt, die im Jahre 2012 im 92. Jahrgang erschien. Die Zusammenarbeit des Landesvereins mit dem Verlag geht zurück auf das Jahr 1914. Abgesehen von den Jahren 1943 (letztes Heft 1942) und 1949 (Wiedererscheinen der Hefte 1/1950) war die Zusammenarbeit von Verlag und Landesverein in Jahre 2012 98 Jahre alt! Eberhard Knittel hat aber nicht nur die badischen Belange durch die Betreuung der Hefte der »Badischen Heimat« gefördert, sondern war im Verein als 2. Vorsitzender in der Zeit von 1950 bis 1975 tätig.

XII. Würdigung der publizistischen Arbeit des G. Braun Verlages

»Erschließung geistiger Werte unseres Landes«

In der Festschrift für Eberhard Knittel zum 60. Geburtstag wurde die »verlegerische Initiative« und die Leistung Knittels mit der stattliche Anzahl von Büchern und Zeitschriften in Verbindung gesetzt zu der »Geistesgeschichte unseres Landes und der Erschließung seiner kulturellen Werte«[34]. In der Tat, ein hoher Anspruch. Der hohe Anspruch ist aber gerechtfertigt, wenn man den »publizistischen Auftrag« und die »publizistische Repräsentanz«[35] bedenkt, deren sich Knittel verpflichtet sah. Verleger und Verlag hatten etwas zu vertreten: Das »verpflichtende Erbe« weiterzugeben und das »geistig-kulturelle Leben« herauszuarbeiten[36]. Diesem Anspruch versuchte der Verleger durch entsprechende Bücher und Zeitschriften gleichermaßen gerecht zu werden. So nimmt der Verlag für sich in Anspruch, sowohl in der Frühzeit das »geistige Bild Karlsruhes«[37] mitgestaltet zu haben, wie auch später »geistige Unterstützung« durch »verlegerische Vorhaben« geleistet zu haben.

Die wechselnden Titel der Zeitschrift »zeigen die immer wieder neue Auseinadersetzung des Verlags« mit den jeweils aktuellen Anforderungen[38].

Mit der Zeitschrift »Welt am Oberrhein« ab 1961 war der Verleger Eberhard Knittel der Zeit um gut 50 Jahre voraus[39]. Der Zuschnitt der Zeitschrift, die noch bildungsbürgerlichen Ansprüchen der Nachkriegszeit entsprach, ist im Zeitalter der schnellen Informationsaufnahme in dieser Form nicht mehr möglich. Doch bleibt für die nähere Zukunft eine Publikation »Metropolregion Oberrhein« mehr als wünschenswert, wenn denn über den Wirtschaft- und Wissenschaftsraum Oberrhein eine »oberrheinische Identität« entstehen soll.

Anmerkungen

1 Hans Leopold Zollner, G. Braun Chronik anlässlich des 175-jährigen Jubiläums 1988.
2 Knittel war seit 1944 Geschäftsführer des Verlages, musste aber 1945 ausscheiden.

3 Welt am Oberrhein, 1963, Dr. Knittel 65 Jahre alt, S. 357. 1949 wurde Knittel Vorsitzender der Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat, 1951 Stellvertretender Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat. Am 23. Oktober 1949 wurde die Badische Heimat im Freiburger Kaufhaus neu gegründet. Im Heft 4/1949 der Zeitschrift Baden findet sich auf S. 49 der Vortrag von Paul Schwoerer: Aus der Geschichte des Landesvereins Badische Heimat.

4 Hans Leopold Zollner, Chronik und: Im Dienste von Wissenschaft, Erziehung, Kunst und Wirtschaft 1913–1953. Bearbeitet von G. Richter, 1953, S. 86.

5 Baden Heft 1/1952, Vorwort S. 1.

6 Baden. Hefte 1949, S. 1.

7 Baden Heft 1/1953, S. 1.

8 Baden Heft 2/1953 Baden als Reiseland S. 1. In der Ausgabe 5/1954 schreibt der Regierungspräsident Dr. Huber zum »Geleit«: es sei besonders bemerkenswert, dass BADEN »abwechselnd einen Stadt- und Landkreis des alten Landes Baden zusammenfassend in seinen geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen in Vergangenheit und Gegenwart« darstelle. Eine Selbstdarstellung des Verlages ist in der Ausgabe 4/1957 zu finden.

9 Baden Heft 1/1953, »Zu Beginn des 5. Jahrgangs«, S. 1.

10 Baden Heft 3/1951 Ein Wort zuvor, S. 1.

11 Welt am Oberrhein. Zeitschrift für Kultur, Wirtschaft und Dokumentation. Heft 1/1961.

12 Baden Heft 1/1949, S. 80.

13 Baden Heft 1/1950, S. 31.

14 Erster Themenschwerpunkt in diesem Sinne ist Freiburg (2/1952), dann Karlsruhe (4/1952).

15 Z. B. »Land am Hochrhein« (5/1955), »Landkreis Pforzheim« (6/1956).

16 Karlsruhe: »175 Jahre Technische Hochschule« (4/1950), »Karlsruhe 1952« (4/1952), »75 Jahre Karlsruhe« (4/1953), »Karlsruhe im Spiegel der Gegenwart« (4/1954), »Karlsruhe Stadt der Zukunft« (4/1955) »Karlsruhe als Schulstadt« (2/1957), »Karlsruhe 1958« (4/1958). Georg Richter, Großes Erbe als Verpflichtung. In: Dr. Eberhard Knittel zum 85. Geburtstag, 24. November 1894, S. 55. Dr. Eberhard Knittel wurde nach dem Tode Dr. Albrecht Knittels (1871–1944) 1944 Geschäftsführer des Familienunternehmens, muss 1945 aus der Geschäftsführung ausscheiden und übernimmt 1948 wieder die Leitung der Firma. 1950 wird er Vorsitzender der Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat, 1951 Stellvertretender Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat.

17 Richter führt Persönlichkeiten an wie Reinhold Schneider, Werner Bergengruen, Kasimir Edschmid, Rudolf Hagelstange, Wilhelm von Scholz, Peter Bamm, Friedrich Schnack, Otto Flake, Wilhelm Hausenstein, Marie Luise Kaschnitz, Otto Rombach, Thaddäus Troll, Max Rieple, Eberhard Meckel, Franz Schneller (S. 57), Dr. Eberhard Knittel (* 24.11.1899, † 5.4.1989).

18 Hans Leopold Zollner, Chronik Georg Richter (* 21.11.1914 in Fallersleben, † 7.9.1985) Georg Richter veröffentlichte auch Landschaftsbücher über Baden, z. B. »Vom Main zum Bodensee. Die Landschaften Badens«, 1959, »Elsaß, Vogesen und Burgundische Pforte«, 1972, »Bodenseeraum mit Hegau und Bregenzerwald«, 1977, »Land der Berge und Wälder. Mosbach und die kleine Pfalz«, 1983. Richter schrieb auch kulinarische Führer wie »Im Schwarzwald zu Gast« (1974). »Kulinarische Streifzüge durch Baden« (1983). »Mit Bacchus am Oberrhein und Bodensee« (1983).

19 Hans Leopold Zollner, »Er prägte die Zeitschrift Baden-Württemberg«. Zum Tod unseres Hauptschriftleiters Georg Richter, BW 3/1985, S. 44.

20 Hans Leopold Zollner, Ein Geburtstagsgruß für den fünfundsechzigjährigen Georg Richter, Baden-Württemberg, Heft 3/1979, S. 52.

21 Baden, 4/1952, Vorwort von Günther Klotz unter dem Titel »Karlsruhe – Stadt der Zukunft«, S. 2. Siehe auch Selbsteinschätzung des Verlags in: Im Dienste von Wissenschaft, Erziehung Kunst und Wirtschaft 1953, S. 86.

22 Georg Richter, Schwarzwald mit Hochrhein, Oberrheinschiene und Kraichgau. Landschaft, Geschichte, Kultur, Kunst, 1967 S. 21.

23 Festschrift des Hauses Braun 1813–1963, S. 101.

24 Festschrift des Hauses G. Braun, 1813–1963. Mitarbeiter: Georg Richter, Hans Fehrle, Karl Breh, Hans Lück, 1963, S. 101.

25 Baden, 6/1960.

26 Baden-Württemberg, Heft 4/1971.

27 Der Untertitel der Zeitschrift lautete »Südwestdeutsche Monatsschrift für Kultur, Wirtschaft und Reise«. Von Heft 1/1954 bis Heft 7/1971 erschien »Baden-Württemberg« im Verlag Banholzer mit einer Gesamtauflage von 15 000 Stück. Die Arbeitsgemeinschaft des Fremdenverkehrsverbandes in Baden-Württemberg versendete sie allmonatlich in alle Welt. Die Zeitschrift »Baden-Württemberg« im Verlag Banholzer löste das »Württemberger Land« ab. Die

neue Zeitschrift zog aus dem Zusammenschluss der beiden westdeutschen Länder die Schlussfolgerung, »sich auf den Boden des neuen Bundeslandes zu stellen«.

28 Baden-Württemberg Heft 7/1971.

29 Nachruf in Heft 3/1985. Er prägte die Zeitschrift »Baden-Württemberg«. Zum Tod unseres Hauptschriftleiters Georg Richter, S. 44. Eine Würdigung des publizistischen Engagements von Georg Richter hat Wolfgang von Gropper in Heft 6/1974, S. 302 geschrieben.

30 Nach dem redaktionellen Konzept, das Frau Bachmayer in »Die Liebe zum Bindestrich« entwickelt, geht sie davon aus, dass »nach 35 Jahren Baden-Württemberg sich das ›allmähliche Wachsen eines Kulturraumes‹ und ein ›gemeinsames Selbstbewusstsein‹ entwickelt«. Baden-Württemberg, Heft 1/1987.

31 Monika Bachmayer, In eigener Sache. Die Liebe zum Bindestrich, Heft 1/1987.

32 Werke und Werte. Eine Festschrift für Dr. Eberhard Knittel zum 60. Geburtstag. Dargebracht von Freunden und Mitarbeitern, 1959, Zueignung S. 11.

33 Welt am Oberrhein, 4/1970.

34 Baden, 1/1965.

35 Monika Bachmayer, »in Baden Württemberg« Heft 1/1991, S. 1.

36 Im Jahre 2011 wurde er wieder zurückgekauft.

37 Festschrift, 1963.

38 M. Bachmayer in: 1/1991, S. 1.

39 H. Hauß, Versuch eines Ausblicks in: H. Hauß / P.-L. Weinacht (Hrsg.), Wegmarken badischer Geschichte, 2013, S. 252.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

»Umschulung«

Zeugnisse von elsässischen, nach Baden versetzten Lehrern (1940–1945)

Daniel Morgen

Dieser Text ist in einer französischen Original-Version 2010 unter dem Titel »Umschulung. Témoignages d'instituteurs alsaciens déplacés en pays de Bade (1940–1945)[1]« erschienen. Der Verfasser widmet diese deutsche, gekürzte Version seinen deutschen Freunden und bedankt sich bei seinem Kollegen und Freund Herrn Anton Burkard aus Merzhausen für seine Hilfe bei der Übertragung dieser Fassung ins Deutsche.

Während der deutschen Besatzung Frankreichs wurden elsässische Lehrerinnen und Lehrer in Deutschland einer sogenannten Umschlung unterzogen. Sie müssen nun nach dem deutschen Lehrplan unterrichten, der ihnen in mehrmonatigen Lehrgängen »beigebracht« wird. Deutsch ist nun Schulsprache und bis 1941 wird auch noch in Sütterlinschrift geschrieben. Es finden auch Lehrgänge für nationalsozialistisches Geschichtsdenken statt. Die mehrmonatigen Aufenthalte bei der Besatzungsmacht sind für viele der jungen Lehrerinnen und Lehrer eine schwere psychische Belastung. Zeitzeugenberichte sind die Grundlage dieses Beitrags.

Die Umschulung – d., h. eine berufliche und ideologische Umstellung – ist in direkter Verbindung mit den historischen und politischen Umständen während des Zweiten Weltkriegs zu sehen, als mehr als die Hälfte des französischen Territoriums von der deutschen Wehrmacht besetzt war, und das Elsass ganz einfach annektiert wurde. Unsere Erhebungen über die Umschulung wurden in einem Buch[2] aufgenommen und analysiert. Unser Ziel war es, dieses nicht sehr bekannte historisches Verfahren aufzugreifen und zu dokumentieren.

Als einziger Elsässer habe ich bei Zeitzeugen die Erinnerungsarbeit unter Anwendung der historischen und soziologischen Forschung weiter geführt. Mein Ziel ist es, ihre Erfahrungen hier erstmalig in Form einer Zusammenfassung von zwei individuellen Berichten der jüngeren Generation weiterzugeben und dann zu analysieren. Schon an sich interessant durch ihre persönliche, menschliche Form, werden sie es noch viel mehr, wenn man versucht, über die einzelnen Anekdoten und Geschichten hinaus, eine Verallgemeinerung zu erreichen. Aber, was sagen sie auch über das alltägliche Leben und den ideologischen Druck; über psychologisches und soziales Erlebnis aus? Welche Folgen haben sie auf das Leben nach dem Krieg?

1. Biografie und Lebensgeschichte von zwei Elsässerinnen

Innerhalb von vier Jahren konnte ich ungefähr dreißig Zeugenaussagen aufnehmen. Von diesen dreißig habe ich zwei auserwählt, um sie hier vorzustellen.

Marguerite Forster Gassmann[3]

1920 geboren, besucht Marguerite Forster dank eines Stipendiums die *École primaire supérieure* zwischen 1934 und 1936, und nach der bestandenen Aufnahmeprüfung das Lehrerseminar in Schlettstadt. Nach dem dreijährigen Studium kommt sie Herbst 1939 an die Schule in Westhouse. Am 21. Juli 1940 werden alle Lehrer des Kreises in Zabern zu einer Lehrerkonferenz einbestellt. Man teilt an sie administrative Mitteilungen und Vorschriften aus und verteilt auszufüllende Formulare sowie Unterlagen über die Sütterlinschrift, die bis zum 1. September 1941 auch die Schulschrift ist. Die Schule fängt am 1. Juli wieder an: Deutsch wird zur exklusiven Schulsprache.

Marguerite Gassmann, geb. Forster mit einem befreundeten Kind, um 1950. Bild: privat

Im September wird Margarete Forster zu dem ersten für die Elsässer vom 1. Oktober bis zum 21. Dezember 1940 organisierten Umschulungskurs einberufen. Sie nimmt an diesem Kurs in Mannheim teil. Eine vom Schulungsleiter Bender unterzeichnete Bescheinigung zeugt davon. Im Rosengarten werden die Elsässer in Gruppen von vierzig Personen aufgeteilt. Der Kurs betrifft alle Fächer der Volkschule, um die Elsässer mit dem deutschen Lehrplan vertraut zu machen, aber in einem ständigen ideologischen Kontext. Marguerite führt ein Tagebuch, sie behält Unterlagen, die ihr später helfen, einen Bericht unter dem Titel »*Journal: Nos années de guerre* / Unsere Kriegsjahre« zu schreiben. Sie wird bei einem Ehepaar, Mitglied der NSDAP, dessen Töchter aktive Mitglieder des Bundes deutscher Mädel (BDM) sind, untergebracht. Aber sie will nicht in die Partei eintreten und hofft, davon verschont zu bleiben, indem sie an den WHW-Sammlungen (Winterhilfswerk) teilnimmt. Sie profitiert von ihrem Aufenthalt in der Kulturhauptstadt Mannheim, durch Teilnahme an Konzerten und Theateraufführungen. Sie ist auch an Bibelstunden bei der katholischen Pfarrgemeinde beteiligt.

Wie viele andere wird sie zu einem ideologischen Kurs einberufen. Der »*Lehrgang für nationalsozialistisches Geschichtsdenken in der Gauschule Gaienhofen*« zeugt von der ideologischen Orientierung. Er findet in Gaienhofen auf der Halbinsel Höri am Bodensee

statt. Die Kursteilnehmer dürfen, müssen viel Sport treiben und an Wanderungen und Konferenzen teilnehmen.

Nach der Umschulung wird sie Schulen in Mannheim und in Sandhofen zugewiesen. Sie benützt die öffentlichen Verkehrsmittel und sucht während der ersten Bombenangriffe in Dezember 1940 die Luftschutzkeller auf. Sie berichtet von den ersten Phosphorbombenabwürfen (September 1943). Die Nachlässigkeit in der Schule schockiert sie: die Lehrer sind immer am Schwätzen und lassen die Kinder allein in dem Schulsaal. Der Schulleiter, ein älterer Mann, will immer die junge Lehrerin bei sich herum haben, während er Telefongespräche führt »vielleicht um sich zu rechtfertigen«. In der Sandhofer Schule gibt es dieselbe Unordnung, aber die Lehrerinnen sind keine NSDAP-Anhängerinnen.

November 1943 wird sie nach Neibsheim versetzt. Marguerite unterrichtet dort in einer Zweiklassenschule bei einem schon älteren Kollegen, mit welchem sie sich gut versteht. Sie erfährt nach dem Krieg, dass dieser Mann, der nach Neibsheim strafversetzt wurde, Mitglied der politischen Säuberungskommission ist. Der Ortsgruppenleiter wirft ihr vor, mit den französischen Kriegsgefangenen gesprochen zu haben. Als Strafe erpresst er sie und zwingt sie, die lokale BDM-Abteilung als BDM-Führerin zu betreuen. Marguerite hat, sagt sie, mit den Mädchen Bastelarbeit, Volkslieder und Spiele ohne ideologischen Hintergrund durchgeführt. Zwischen Ende August und Ende November 1944 wird sie zu dem totalen Kriegseinsatz einberufen. Aber die Klasse fängt wieder Ende November desselben Jahres an. Bis April 1945 bekommt sie gar keine Meldungen vom schon befreiten Elsass mehr und weiß nichts von ihrer Familie. Anfang April 1945 erlebt sie das Eintreffen der französischen Truppen, die bei der Bevölkerung Angst erregen. Es kommt zu Ausschreitungen. Marguerite interveniert als Dolmetscherin eine Zeit lang, aber sie will auch wieder in ihre Heimat zurück.

Die Rückkehr findet unter unglaublichen Bedingungen in einem von Gefangenen und Prostituierten besetzen Transport statt. In Straßburg, wo sie am 8. April 1945 eintrifft, muss sie sich in einem *Centre de repatriement* einer gesundheitlichen Kontrolle unterziehen. Dort bekommt sie auch die Reichsmark in Francs gewechselt (2000 F.), 1000 Francs Beihilfe und neue provisorische Ausweispapiere.

Die Inspection académique du Bas-Rhin schickt sie zuerst nach Rohr, bei Hochfelden, wo sie von April bis Juli 1945 unterrichtet, und das Schuljahr darauf nach Lipsheim (1945–1946). 1946 heiratet sie René Gassmann, der auch die Umschulung mitgemacht hatte. Das junge Paar wohnt in Lingolsheim, wo Marguerite auch an der »*École des Vosges* / Vogesenschule«, bis zu ihrer Pensionierung, im Jahr 1977, als Schulleiterin unterrichtet. Sie verliert ihren Mann im Jahr 2002.

Anne Neff Peltier

Anne Neff wurde im Jahr 1914 in Leimbach bei Thann geboren. Nach dem *Certificat d'études primaires* (Primarschulabschluss), findet sie Unterkunft bei ihrer Patin in Mulhouse, um eine *École primaire supérieure* (Mittlere Schule) zu besuchen. 1931 besteht sie den *Brevet élémentaire* und den *Brevet supérieur* (Sekundarschulabschluss) im Jahr 1934.

Im Oktober 1936, bekommt sie eine Stelle als Vertreterin. 1937 weist sie die Schulbehörde an die Schule in Blotzheim, bei Saint-Louis, wo sie auch ihre Staatsprüfung besteht. In den Jahren darauf ist sie in Chalampé und in Traubach bei Altkirch, wo sie Erfahrungen

mit dem Krieg und die Besatzung erfährt. Mit dem Eintreffen der deutschen Truppen endet frühzeitig das Schuljahr 1939/1940. Anne Neff will noch weiter Französisch unterrichten, aber die deutsche Verwaltung verbietet es ihr gleich. Die Schule wird geschlossen.

Alle Lehrer vom Kreis Altkirch werden zu einer Lehrerkonferenz einberufen, d. h. sie nehmen an Versammlungen zu Anweisungen und zur politischen Umschaltung teil. Anne nennt sie ihre »erste Umschulung«.

Aber die richtige Umschulung fängt für Anne Neff dann Ende September 1940 in Baden-Baden an. Sie muss an einem Umschulungslehrgang teilnehmen, der in der *Adolf-Hitler-Schule,* einer zweizügigen Volksschule (heute Vicenti-Schule), stattfindet[4]. Anne Neff hat von dem Lehrgang zwei große schwarze Hefte behalten, d. h. ein sehr gut geführtes Unterrichtsheft und ein Tagebuch. Sie muss auch einen Lehrgang in der Gauschule von Gaienhofen besuchen, zwischen dem 1. und dem 17. Oktober 1941, der sich exklusiv an Frauen richtet.

Zwischen dem 14. Januar und dem 27. August 1944 ist Anne Neff an der Schule in Waldulm, bei Kappelrodeck (Kreis Achern). Sie ersetzt eine Lehrerin, die ins Elsass abgeordnet wurde. Die Schule funktioniert in zwei Perioden: morgens haben die älteren Jungen Schule und nachmittags die Jüngeren. Anne Neff erzählt von ihrer Ankunft, im Monat Januar. Herr Traub, der Schulleiter, findet für sie ein Zimmer beim Pfarrer. Die regulären Treffen mit ihren elsässischen Kolleginnen geben ihr wieder guten Mut. Herr Traub hat Vertrauen zu ihr: er hört die Nachrichten auf dem englischen Sender und Anne übersetzt die Informationen.

Vom 25. Februar 1944 bis zum Ende dieses Schuljahres (am 28.8.1944) führt Anne Neff auch ein Kriegstagebuch mit den obligatorischen Wehrmachtsberichten für die 5. Klasse.

Sie erzählt auch, wie sie nach dem Krieg für Herrn Traub, – welcher sie nie gezwungen hatte an den politischen Versammlungen teilzunehmen, die doch als Pflicht für die Beamten galten, – ein gutes Zeugnis gegeben hat. (s. Brief vom 31. Oktober 1946 an den Capitaine Quenzer, von den Okkupationsbehörden in Baden-Baden). Anne Neff hat nach dem Krieg freundschaftliche Verbindungen mit der Familie Traub aufrechterhalten und sie öfters wieder getroffen.

Im September 1944 werden alle Schulen geschlossen, und die Lehrer müssen am Kriegseinsatz teilnehmen. Anne Neff kann diesen Einsatz bei einem Bauer in Traubach-le-Bas absolvieren, aber Finkbeiner, der Mülhauser Schulaufsichtsbeamte, gibt ihr den Befehl zum Einsatz in einem Betrieb in Sankt Georgen (Schwarzwald). Später, Ende 1944, versucht sie mehrmals ins Elsass zurückzukehren, aber ohne Erfolg, weil die Front jetzt am Rhein steht. Sie bleibt in St. Georgen bis April 1945. Dann macht sie die Heimreise in einem Militär-LKW über Straßburg.

Anne Neff ist der Meinung, dass die ideologischen Maßnahmen und Konferenzen sie unberührt gelassen haben. Sie meint, dass sie das der humanistischen Kultur zu danken hat, die ihr Studium vor dem Krieg prägte.

Nach dem Krieg findet Anne Neff wieder ihre Stelle von vor 1940. Sie unterrichtet in Blotzheim und erinnert sich, dort am 8. Mai mit ihrer Schule an der Feier zum Waffenstillstand teilgenommen zu haben. Sie wird rückwirkende zum 1. Januar 1945 verbeamtet und kann ihre Zeit in Deutschland auch für die Pension anerkennen lassen. In den fünfziger Jahren heiratet sie dann Émile Peltier, von Belfort, wohnt mit ihm in Valdoie (Territoire de Belfort), kehrt aber nach

dem Tod ihres Gatten nach Mülhausen zurück.

2. Analyse der Lebensgeschichten

Beide Damen gehören zu der ersten Umschulungs-Generation, derjenigen, die schon vor dem Krieg an einer Schule tätig war.

2.1. Der historische Kontext

»De jure« hat es keine Integration des Elsass und Lothringens in das Deutsche Reich gegeben. Der nationalsozialistische Staat hielt, auch wegen der Vichy-Regierung, die Elsass-Lothringen-Frage in der Schwebe. Trotzdem, ab Juli 1940, organisiert die deutsche Zivilverwaltung im Elsass die Gleichschaltung des annektierten Elsass. Das Ziel der Umschulung ist aber viel weniger ein pädagogisches als ein politisches: *»Der Schwerpunkt wurde viel mehr auf unsere ideologische Ausbildung als auf die pädagogische gelegt. Und die Kursleiter waren viel mehr dran interessiert, unsere Denkweise als unsere berufliche Tätigkeit zu ändern.«* (Eugène Philipps). Ein Historiker bestätigt diese politische und ideologische Orientierung: *»In den Fachveranstaltungen ging es in erster Linie um das Erlernen nationalsozialistischer Interpretationskunst«*.[5]

2.2 Soziologische und historische Elemente

Der brutale, schnelle Übergang

Am Anfang der deutschen Besetzung meinten viele Elsässer, dass man abwarten solle, um zu sehen, was kommen würde. Viele Leute haben dann erst verstanden, dass sie unter einer Diktatur leben müssen. *»Der Großvater Mattern hatte es gleich gesagt, als die Nazis unter seinem Fenster vorbeimarschierten (…): Sen d'namliga nem / Es sind nicht mehr dieselben [Deutschen]!« (Kretz, Pierre, 2009[6])*

Die jungen Männer und die jungen Frauen standen vor einer schweren Wahl. Es war noch möglich, im Juli 1940 das Elsass zu verlassen, aber man musste sich schnell entscheiden. Der Vater von Lucie Wilhelm Berst, die noch das Gymnasium in der 12. Klasse besuchte, sagte ihr, sie solle noch ein Vierteljahr zu Hause bleiben, bevor er sie in die Schule zurückschicke. *»Aber schon nach drei Monaten haben wir verstanden, dass der Krieg andauern würde und die Okkupation auch!«*

Die Eltern haben öfters ihren Sohn oder ihre Tochter von dem Gedanken der Flucht abgebracht. Was tun, wenn die Eltern schon alt sind und wenn man sie unterstützen muss? *»Im Jahr 1940 bin ich geblieben. Meine Eltern waren allein. Ich war ihre einzige Stütze. Sie verlassen, das konnte ich nicht.«* (Raymond Meyer).

Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Elsass am 17. oder am 18. Juni 1940, je nach dem Bezirk, kam eine kurze Zeit, in der man nicht wusste, wie es weitergeht. Dadurch, ganz aus ihrer Fassung gebracht – das Telefon funktionierte nicht mehr, die Verwaltungen waren geschlossen –, arbeiten die Lehrer weiter. Man schließt die Schulen und bestellt die Lehrer zu einer offiziellen Sitzung in der Kreisstadt, um ihnen die neuen Vorschriften und auch den Text des Eids auf den Führer zu überreichen. Dort empfängt man sie, sagt Anne, mit einem *»Deutsche Männer, Deutsche Frauen«,* Worte, die auf sie ernüchternd und wie eine kalte Dusche wirken.

Danach fängt die Schule wieder am 1. Juli 1940 an, aber in Deutsch und ohne Zustimmung der Lehrerschaft. Marguerite berichtet:

Der Schulrat besucht alle Schulen und schimpft mit den Lehrern. *»Ich war in meinem Saal und sang mit den Schülern das berühmte patriotische Lied[7] ›La Victoire en chantant‹ (sic!). Jemand klopfte an der Tür, es war der Schulrat, der der Jury bei meinem französischen Staatsexamen einige Monate vorher vorstand. Mit einer drohenden Stimme, sagte er mir in einem perfekten Deutsch, dass diese Zeit vorbei sei, dass ich kündigen könne, wenn ich die neue Lage nicht annehmen wollte!«* Eine Kollegin jüdischer Herkunft wird aus dem Schuldienst entlassen.

Die Abreise zu dem Umschulungsort in Baden ist ihnen im Gedächtnis geblieben. Gabrielle Bernhardt reist von ihrem Wohnort in Straßburg weg. Sie spricht davon: *»Also, haben wir den Zug in Kehl nehmen müssen, weil die Brücke zerstört war. Auf dem Bahnsteig haben wir die deutschen Lehrer, die uns vertreten sollten, gesehen. Wir haben uns böse Blicke zugeworfen!«*

Der Eid auf den Führer

Marguerite kommt häufig auf diese Sache zurück. Sie hat ihn in der originalen Form aufgeschrieben. Unterzeichnen ist für Marguerite ein Gewissenskonflikt. Nach Innerfrankreich zu fahren, ist kaum möglich. *»Erfahrene Leute haben uns gesagt: ›Was ihr unter Zwang unterschreibt, ist nicht gültig.‹ Das meinte auch ein Pfarrer«.*

Im Allgemeinen haben die Elsässer die Einberufung gegen ihren Willen wahrnehmen müssen. Sie wollten nicht ihre Arbeit verlieren. *»Mit der Annektierung, hat man uns gezwungen, eine Stelle in Baden anzunehmen. Ich selber habe eine Stelle als Justizinspektor angenommen, weil ich nicht wusste, was sonst. Man hätte mich rausgeschmissen.«* (Raymond Meyer, Wintzenheim).

Der Rahmen und der Inhalt der Umschulungskurse

In den Aussagen, kommen drei Typen von Umschulungskursen vor.

Nur das erste Modell ist ein richtiger Umschulungskurs. Nach einem 3-monatigen Kurs an einer der zehn badischen Ausbildungsstellen folgt meistens ein 3-wöchiger Lehrgang an einer Gauschule. Das zweite Modell richtet sich an die jungen Leute, welche ein Lehrerstudium angefangen hatten. Dieser »Lehrgang zur Abwicklung der Lehrerbildung im Elsass« ist ein spezifischer Lehrgang. Er beinhaltet sowohl die einjährige Weiterführung des angefangenen Studiums als eine einjährige Um- oder Neuorientierung an der LBA Karlsruhe. Die deutsche Verwaltung braucht Lehrer und bildet sie schneller aus. Die vollständige Ausbildung oder »Normallehrgang« dagegen läuft auf fünf Jahre in einer Lehrerbildungsanstalt (LBA), aber ein direkter Einstieg ins dritte Jahr ist möglich. Charles Kohser aus Ingwiller und Henri Bauer aus Butten wurden mit 14 an der LBA Straßburg »z. Zt. auf der Insel Reichenau« und später in Bad Rippoldsau, aufgenommen. Andrée Grimm Faber (Niederhausbergen), Simone Furst Sommer (Mertzwiller) und Simone Barthel Fillius (Straßburg) hingegen, wurden mit 17 ins dritte Jahr der LBA Schlettstadt aufgenommen (Leiter: Bender) mit Weiterführung in Karlsruhe. Ab Oktober 1944 bis April 1945 wurde die LBA Karlsruhe nach Lahr und Bad Rippoldsau verlegt wegen schwerer Schäden an dem Haus in der Bismarckstraße und vor Auflösung der Lehrgänge.

Der politische Lehrgang an der Gauschule

Es handelte sich um eine sozusagen vormilitärische Ausbildung.

Raymond Meyer schildert es so: *»Man hat uns die Uniformjacke und die Feldmütze gegeben. Wir mussten unsere passenden Hosen und Schuhe von zu Hause mitbringen.«*

Der Leiter war einer der ersten Hitler-Anhänger. Er trug das Goldene Parteiabzeichen. *»Wir mussten vom Morgen bis zum Abend an politischen Kursen teilnehmen.«* In den Lehrgängen für Frauen legte man einen besonderen Wert auf die Landeskunde, die das Regime zur seiner Ideologie gemacht hatte und die auch deshalb nach dem Krieg in Verruf kam. Auf vielen Bildern kann man die jungen Mädchen in der elsässischen Tracht sehen.

Man tut alles, um die jungen Leute von der Religion abzubringen. Die jungen Mädchen dürfen am Sonntagmorgen den Gottesdienst besuchen, aber müssen unbedingt vor der Morgenfeier zurück sein. Françoise Vetter sieht sie als *»eine nationalsozialistische Morgenfeier, in welcher Hitler als Herrgott dargestellt wurde. Die Damen des Leitungsteams sangen deutsche Lieder und lasen aus ›Mein Kampf‹«.*

Die Nationalsozialistischen Organisationen

Um nicht eine führende Stelle in den NS-Jugendbewegungen einnehmen zu müssen, lassen sich die jungen Lehrer und Lehrerinnen in andere Organisationen einschreiben, ohne sich dabei im klaren zu sein, dass es sich um Untergliederungen der NSDAP handelt!

»Wir wollten dort Kurse in ›Erster Hilfe‹ mitmachen und auch Italienisch lernen.« (Nicole Lauffenburger, Mülhausen)

Yvette Bader (Mülhausen) weist darauf hin, dass man in die Hitlerjugend eintreten musste, wenn man wie sie weiterhin am Leistungssport teilnehmen wollte. *»Um an Wettkämpfen im Schwimmsport teilnehmen zu können, musste man der Hitlerjugend angehören.«* Man nimmt ihr Juli 1944 den Sportsausweis ab, weil sie an vielen Sitzungen nicht teilgenommen hat.

Der Einsatz

Mit der Zeit rückte auch der Krieg näher. Die Frauen bekommen einen »Verpflichtungsbescheid« zugeschickt und müssen in den (Rüstungs-)Betrieben arbeiten oder am Ernteeinsatz teilnehmen. Charlotte Schulz Meyer aus Rixheim dagegen arbeitet in einer Sägerei und musste Werkzeuge schleifen.

Die politische Aufsicht

Als abgeordneter Lehrer in der Verwaltung der *Inspection académique* in Colmar vor dem Krieg tätig, wird François Loos (Ingersheim) zu der Zivilverwaltung nach Straßburg als Redakteur versetzt. Aber ein Kollege ist da, um ihn zu bewachen und er bewacht ihn ständig, wie eine seiner Bemerkungen bezeugt: *»Ich habe dich einen Witz über den Feldmarschall Göring erzählen hören. Über ihn darfst du es. Aber nicht über unseren Führer. Sonst kommst du nach Schirmeck[8]!«* Eine solche politische Kontrolle gibt es kaum in Karlsruhe, wo er zur Umschulung September 1941 hingeschickt wird.

Der ideologische Druck wird unerträglicher, weil er sich durch antisemitische oder einfach antihumanistische Schlagwörter immer und immer wieder äußert oder weil die Lehrer weder jüdische Schüler, noch Ausländer aufnehmen dürfen. Eine Schulordnung im Besitz von Marguerite zeugt davon.

Durch Schweigen werden die Elsässer damit fertig. *»Wir hatten eine gemeinsame Phi-*

losophie, wir, die Elsässer. Wie wenn wir uns in der Sache abgesprochen hätten. Wir mussten schweigen, den Mund halten.« (Marguerite Forster Gassmann).

Die Rückkehr ins Elsass

Als sie ins Elsass endlich zurückkommen, werden alle unsere Zeugen zuerst in einem *»Centre de regroupement«* mit allen anderen Verschleppten oder Vertriebenen empfangen. Dort ist für sie eine ärztliche Untersuchung vorgesehen, sowie ein Gespräch. Dieses hat zum Ziel, die falschen Elsässer oder richtigen Spione zu entlarven sowie die Gestapobeamten auf der Flucht.

Alle früheren französischen Beamten, alle Lehrer finden gleich ihre Stelle wieder, ohne Schwierigkeit. Die Schnelligkeit, mit welcher das geht, erstaunt Toni, Marguerites deutsche Freundin aus Heidelberg. *»Dass Heimkehr und vor allem auch die Berufsfrage so glatt gegangen [sind], hat mich beruhigt.« (Brief vom 9. Juni 1946).*

Dieses rasche Verfahren kontrastiert mit der Abberufung der deutschen Beamten, die bis zu zwei Jahre dauern kann (Kuhn, 1995[9]). Die französische Verwaltung nimmt alle Beamte wieder auf außer denjenigen, die vor Gericht wegen Kollaboration oder vor so genannte »Chambres civiques« kommen, wo man ihre Treue zu Frankreich prüft. Die Zeit, die sie an deutschen Schulen unterrichtet haben, wird ihnen angerechnet.

2.3. Das Empfinden: Was die Zeugen empfinden

Die Äußerungen muss man sorgfältig überprüfen. Eine flüchtige Erhebung der Wortfelder deutet auf die Themen Einsamkeit, Misstrauen (*Angst, (Still-)Schweigen),* Aufsicht *(Anzeigen, Kontrolle, Schuld, Drohungen),* Niedergeschlagenheit *(es war schwierig, es war zu viel, Gewalt, Misshandlungen, Hass),* Demütigung. Das allgemeine Gefühl, unter Zwang zu stehen, vergiftete das Leben. *»Die Zeit verging, die Jahre vergingen: die Stimmung war trüb; wir waren aussichtslos.«* (Anne Neff Peltier, *Journal*). Diese Demütigungen erklären die Schwierigkeiten, sich in der normalen Welt nach dem Krieg zurechtzufinden.

Die Demütigung

Öfters stellt man in der Schule oder im Umschulungslehrgang mit Erstaunen fest, dass die Elsässer, die ja Deutsch bis zum Sekundarschulabschluss gelernt haben, ziemlich gut Deutsch reden. Aber diese Sprachkenntnisse waren nicht immer so perfekt und haben manchen jungen Leuten, z. B. Raymond Meyer, Enttäuschungen und Schwierigkeiten gebracht.

In den Umschulungskursen sagen die Dozenten immer: *»All das, was man euch in Frankreich gelehrt hat, ist falsch«* und setzen den französischen Unterricht herab. Die jungen Leute empfinden dabei sehr die Verachtung ihnen und dem französischen Unterricht und Leben gegenüber, die ja ihre Welt waren. Die kulturellen Erfahrungen sind bittere.

Das Verhalten einiger Verantwortlichen der Partei, die glaubten, sich alles erlauben zu können, verletzten den jungen Raymond tief: *»Ich war der Junge und er der große Parteiobere, mit dem goldenen Abzeichen. Ich sah, wie er sich gegenüber den Frauen benahm.«* Der Parteimann ist ein überlegener Konkurrent, mit welchem Raymond nicht kämpfen kann.

Alle diese Erfahrungen bleiben tief im Gedächtnis der Elsässer und verstärken bei ihnen ein bitteres Ressentiment.

Das alltägliche, oft feindliche Leben

In der Schule muss fleißig gearbeitet werden. Wegen des Krieges wurde öfters die Schülerzahl auf 50 oder sogar 70 erhöht.

Aber kein Lehrer, keine Lehrerin beschwerte sich über die Schüler.

»Trotz der siebzig Kinder hatte ich keine Probleme mit der Disziplin. Von dem Unterricht und den Schülern habe ich eine gute Erinnerung. Aber manche Eltern warfen mir vor, dass ich ihnen zu viel Arbeit gäbe. Sicher hatten sich die vorigen Lehrer nicht gar so überangestrengt!« (Gabrielle Bernhardt, Straßburg)

Meistens befanden sich die jungen Lehrerinnen in einem feindlichen Milieu. So klagt auch Marguerite: *»Die Frau des Lehrers, den ich vertreten sollte, wusste dass ich eine Elsässerin war, also eine Französin. So hat sie mir gesagt, als die Franzosen ins Elsass gezogen sind [um den 22. November 1944]: ›Wenn sie weggehen, zeige ich sie sofort an!‹. Sie hasste die Franzosen.«*

Unter Druck leben

Im März 1943 erlebt Lucie Wilhelm Berst eine Versetzung an eine zweite Stelle in Landshausen (Stadt Kraichtal), Kreis Karlsruhe:

»Der Ortsgruppenleiter hat mich in eine Familie geschickt, bei welcher ich Unterkunft finden sollte. Die sahen mich an mit Schrecken. Sie fühlten sich gezwungen, mich aufzunehmen und so war die Stimmung während acht Tagen ganz gehemmt. Sie hatten sehr Angst gehabt, sagten sie mir nachher, eine schreckliche Angst. Im Dorf daneben war auch eine elsässische Lehrerin bei einer Familie untergebracht. Die Leute waren nazifeindlich und sie hat sie angezeigt. Danach hat man die Familie zwangsverschleppt.«

Die Parteimänner lassen einen Terror walten, der alle sozialen Beziehungen verdirbt und zu Anzeigen führen soll. Manche Elsässer unterwerfen sich der nationalsozialistischen Ideologie oder lassen sich beeinflussen. *»Ich habe Leute in Uniform der SS mit einer blau-weiß-roten Armbinde gesehen. Die habe ich gar nicht verstanden.«* (Raymond Meyer).

Auch die Kontakte mit der Schulaufsicht waren schwierig. An der Schule in Holtzheim bei Straßburg, muss Gabrielle Bernhardt den Religionsunterricht an allen Klassen erteilen, weil ihre deutschen Kollegen sich davor scheuten. Der Schulrat, *»ein boshafter Kerl«,* kommt zu Besuch und bekommt einen Wutanfall:

»Nein Fräulein, Sie würden lieber politische und geographische Ausbildung machen, damit die Zeit nicht ganz verloren geht!«

Weil sie blond ist, blaue Augen hat und dem »arischen« Typ entspricht, wird Françoise Vetter zum Lehrer Becker nach Reichstett, nördlich von Straßburg, geschickt.

»Aber Fräulein Vetter wollte nichts wissen von dem Lehrer und auch nichts von dem BDM!«

Der Schulrat ist wütend.

»Sie haben nicht mehr verdient, im Elsass zu bleiben! Sie gehen wieder ins Reich als Lehrerin, aber zuvor schicken wir Sie nach Gaienhofen in die Gauschule drei Wochen!«

Er schreibt einen Bericht über sie, in dem er sie *»äußerst negativ beurteilt«* und darin betont *»ihre starken weltanschaulichen Bindungen, die sie ein überzeugendes Bekenntnis zum N.S.-Staat nicht finden lassen«,* d. h., ihr Bekenntnis zur Religion.

Das Einsamkeitsgefühl

Die Umschulungsteilnehmer machen, was sie können, um sich mit ihren Kollegen zu treffen. Meistens sind es gemischte Gruppen von Männern und Frauen. Für die jungen Leute ist es etwas Neues. Marguerite spricht davon: *»Viele Mädchen gingen mit dem einem jungen Mann, dann mit dem anderen.«* In der Einsamkeit fühlen sich die jungen Leute ganz verunsichert.

Das Schwierigste für die jungen Frauen ist, dass sie so weit entfernt von ihrer Familie leben und arbeiten müssen. Manche hat man auf die Schwäbische Alb oder nördlich vom Bodensee geschickt, in Gemeinden ohne moderne Verbindungsmöglichkeiten.

»Ich war in Heinstetten (Kreis Stockach), in einem einsamen Tal. Am Samstag musste ich sechs Kilometer hin und sechs Kilometer zurück gehen, um im nächsten Dorf das Brot für die Woche zu besorgen.« (Nicole Lauffenburger). Im Jahr 1944 besorgt man dort den Flüchtlingen aus dem schwer bombardierten Ruhrgebiet eine Unterkunft. *»Jedes Mal, wenn ein deutscher Lehrer eingetroffen ist, musste ich weg, da ich die Jüngste an der Schule war.«*

Die jungen Frauen treffen sich regelmäßig, um sich gegenseitig wieder Mut zu machen. Aber das Exil fällt schwer: *»Sonntag nachmittags: Wanderung auf den Merkur. 1 St. zu Fuß. Wunderbare Aussicht auf die Rheinebene und das Straßburger Münster«,* schreibt Anne in ihrem Tagebuch.

Ab November 1944 wird das Gehalt nicht mehr bezahlt. Im Winter 1944/45 ist das Leben sehr schwer. Der Winter ist kalt, in den Städten und Kleinstädten findet man kaum etwas zu essen. Es herrscht großer Mangel. Man fühlt sich ganz verlassen. (Germaine Gully Rebreyend). *»Straßburg war schon lang befreit und wir Elsässerinnen waren ganz allein in einem abgelegenen Kaff. Keine Nachricht mehr von den Eltern. Wir konnten ihnen auch nicht schreiben.«* Marguerite spricht von der 1944/45 erlebten Parenthese, in einer Zeit von Einsamkeit, von Leere, von einer Zeit, wo sie sich auf sich selber zurückziehen musste.

Wo Hilfe finden?

Die Verkehrsmöglichkeiten werden schwieriger. Die Einsamkeit auch. *»In dieser Einsamkeit war es mir ganz fürchterlich. Ich hatte niemanden, mit dem ich sprechen konnte.«*

Marguerite findet Hilfe bei Toni S., ihrer deutschen Freundin aus Heidelberg, die sie an der Schule in Mannheim kennengelernt hatte. In einem Brief vom 26. November 1944, versucht Toni sie zu trösten: *»Wenn es dir eine Befreiung ist, zu kommen und nicht zu gefährlich, kannst du ja am Dir passenden Sonntag kommen. Schlafen kannst du auf einem Liegestuhl in meinem Zimmer. Essen musst du allerdings außerhalb, da das Haus überbesetzt ist u. Dir die Nahrungsmittel beschaffen«.* Germaine zeigt, wie es für sie im abgelegenen Engen im Hegau wichtig ist, einen Freundschaftskreis um sie herum zu haben. *»An Weihnachten 44, die letzte Weihnachten vor unserer Rückkehr, waren wir zu zehnt bei meiner Haushalterin – Käthe. Wir haben gesungen. Eine katholische Schwester begleitete uns auf ihrer Gitarre.«*

Im ihrem Gespräch kommen die Begriffe »Freundin«, »Freundschaft«, »sich treffen« immer wieder vor. *»Käthe, die Schwestern ,… alle haben mir geholfen, mich unterstützt. Freundschaft war wie ein Schutz.«*

Zuflucht bei der Kirche

Es kommt öfters vor, dass die jungen Leute und auch die Mitglieder der elsässischen ver-

botenen Jugendbewegungen eine Zuflucht in der religiösen Praxis suchen. Bibelstunden sind der letzte freie Raum. Marguerite hat solche Bibelstunden in Mannheim besucht: In ihren Notizen, deren Umfang sich weit über die Bibel hinaus erstreckt, hat sie über den 1. Brief des Paulus an Timotheus 6.1[10], folgende Überlegungen niedergeschrieben: *»Die Bewohner von Klein-Asien waren von den Römern unterdrückt. Da entstand ein Mythos: ein Sklavenbefreier wird kommen und wird das Volk von der Sklaverei befreien«.* Marguerite hat das Wort Sklaverei unterstrichen. Je nach der Zeit und dem politischen Kontext interpretiert man halt den Text anders.

3. Die Konsequenzen der Umschulung

Die Zeugen haben den Auslandsaufenthalt nicht ohne Schaden überstanden. Drei Leitmotive kommen immer wieder in den Aussagen vor: das Ungerechtigkeitsgefühl, das Gefühl, sich nicht mehr in der Welt zurechtzufinden, die Vergessenheit.

Das Ungerechtigkeitsgefühl

In der Zeit, als die *Malgré-Nous*[11] aus dem Krieg, als die Frauen aus ihrer Schule im Hochschwarzwald zurückkommen, treffen andere jungen Leute aus Nordafrika oder aus Innerfrankreich ein, wo sie während des Krieges unterrichtet haben. Die Einen wurden in einen Krieg gegen ihr Land und gegen ihren Willen verwickelt, die Anderen haben sich als Freiwillige bei der französischen Armee von De Lattre *(Groupement Mobile d'Alsace)* melden können oder kämpften in der *Résistance.* In ein und derselben Generation, welch' tragischer Zwiespalt!

Denn die Überlebenden von jeder Seite fühlen sich heute noch als Opfer einer Ungerechtigkeit. *»Ich bin, meint der Eine, aus Südfrankreich zurückgekommen und wurde in den Büros der Verwaltung unfreundlich empfangen. Ich habe verstanden, dass, wenn ich hier im ›Paradies‹ geblieben wäre und hätte ›Heil Hitler‹ geschrieen, hätte man mich wie das Verlorene Kind des Neuen Testaments empfangen!«* (sic). Ein junger Mann, der in Russland kämpfen musste, hatte sozusagen dasselbe Gefühl wie der vorige. *»Bei der Schulverwaltung hat der Beamte, der mir eine Stelle besorgen sollte und meinen Antrag las, gemeint, dass ich so gute Resultate auf der Hochschule für Lehrerbildung erreicht hätte. Dann habe ich ihn gefragt, ob ich als Faulpelz ein besserer Franzose für ihn wäre?* (Charles Kopp, Colmar)«. Die Einen wie die Anderen haben das Gefühl, dass es die »Anderen« sind, die 1945 die besten Stellen bekommen haben.

Leute aus derselben Generation haben so schlimme Sachen erleben müssen, dass zwischen ihnen heute noch Unverständnis besteht.

Das Vergessen

Der Forscher begegnet oft einer Haltung des »Ich-weiß-nicht-mehr«, das sich mit einem »Nicht-mehr-davon-sprechen« vergleichen lässt.

Primo Levi gibt eine Erklärung dieses selektiven Erinnerungsvermögens: Er meint, dass Leute ein erlittenes Unrecht vergessen wollen. Dieses schlechte Gewissen kann auch daher kommen, dass man sich schämt, zu Gunsten einer feindlichen Ideologie gearbeitet zu haben.

Es kommt auch vor, dass dasselbe Erlebnis nicht auf dieselbe Art erlebt wurde: »*Ich habe festgestellt, dass ich als Einziger unter den antisemitischen oder rassistischen Konferenzen gelitten habe. Meine Freundinnen habe dasselbe gehört wie ich, aber je nachdem empfindet man es mit Gleichgültigkeit oder gar nicht.*« *(Lucie Wilhelm Berst.)*

Die Schwierigkeit davon zu sprechen

Die Zeitzeugen verschwinden langsam einer nach dem anderen, und die Überlebenden hüllen sich in Schweigen. Die Männer, die schwierige Momente im Krieg erlebt haben, erinnern sich leichter an den Krieg als an die Zeit an einer deutschen Schule. Aber die Frauen, die sich um das alltägliche Leben kümmern mussten, sprechen auch nicht viel davon. Sie sprechen von dem jungen Bruder, von der Mutter, von dem Gatten viel mehr als von sich selbst.

Die Rückkehr ist schwierig. Mit dem Krieg sind die Schwierigkeiten noch lange nicht zu Ende. Es heißt jetzt, den Beruf wieder aufzunehmen, Heizmaterial und Nahrungsmittel zu finden, die fehlenden Examen – diejenigen, die man im annektierten Elsass einfach nicht machen konnte – zu bestehen, die kranken Eltern zu pflegen.

Der Wille, davon zu sprechen, kommt spät. Die Erhebungen auch. Die möglichen Zeugenaussagen wurden vorher nicht berücksichtigt. Aber bei den 80-jährigen sind die pathogenen Erinnerungen im Gedächtnis geblieben und kommen jetzt erst zum Vorschein. Marguerite versucht, die Zeit aufzuholen, um über ihre Erlebnisse zu sprechen oder darüber zu schreiben.

Und wer hört ihnen zu? »*Als die Malgré-Nous oder Zwangsarbeiter von ihren Erfahrungen sprachen, hat man ihnen kaum zugehört. Und jetzt bereut ihr das und hättet ihnen gern mehr Fragen gestellt. Vor kurzem hat mich eine Frau sehr aufgeregt! Sie wollte alles und im Detail über die Umschulung von ihrem Vater wissen!*« (P. Kretz, 2009).

Die Orientierungspunkte sind verloren gegangen

»*Sie haben mir meine Jugend gestohlen!*« So lautet es am Ende der »Lebensgeschichte / *Récit de ma vie*« von Anne. Und Lucie fügt hinzu: »*Die Umschulung hat unsere Lebensart, unseren Anschein geändert. Ich habe öfters die Bilder von unserer Heirat und die von unseren Freunden in die Hand genommen: Wir waren alle ernst. Keiner lächelt.*« Sie meint, dass dieser ungewöhnliche Ernst auf das erlebte Drama zurückzuführen ist und erwähnt die schwierigen erlebten Momente.

Die Welt, die die jungen Leute bei ihrer Rückkehr vorfinden, hat sich geändert, ohne dass sie sagen konnten, worin. Sicher sind sie diejenigen, die sich am meisten geändert haben. Das Erlebnis hat eine schädliche Wirkung ausgeübt. Sogar für einen Nicht-Spezialisten ist es klar, dass diese Empfindung mit den momentan erlebten psychologischen Schwierigkeiten zu tun hat und dass sie erklärt, warum Marguerite nach dem Krieg Schwierigkeiten hatte, sich in das alltägliche Leben wieder einzuleben und die Erwartungen ihrer Eltern zu verstehen. Aber, sagt sie, es war noch schlimmer für die Männer.

4. Und dennoch …

Es erstaunt nicht, dass mehrere Zeugen erklären, dass sie nicht mehr nach Deutschland zurück wollten, dass sie keine Kontakte mehr

haben wollten. Diese Aussage kommt öfters vor, aber in unbedeuteren, fast lächerlichen Details, die eine ganz andere Bedeutung haben. So sagt Einer, dass er die Deutschen nicht möge, weil man bei ihnen nicht gut isst oder trinkt. Vielmals vergeht eine gewisse Zeit, bis die Zeugen wieder nach Deutschland zurückfahren. *»Ich habe lange Zeit vergehen lassen, bis ich meine Vorbehalte überwunden hatte. Ich habe den Rhein zum ersten Mal im Jahr 1953 überquert und auch nur aus familiären Gründen.«* (Christian Schmidt). Öfters kommen die Kontakte zu Deutschland wieder wegen institutionellen Gründen zustande, z. B. zwischen den Kirchenbehörden für den Pfarrer Schmidt, später Präsident der Reformierten Kirche im Oberelsass, zwischen den Schulen durch Schüleraustausch, usw.

Aber in den Aussagen werden auch sehr oft die nachhaltigen, andauernden Verbindungen mit Deutschland nebenbei erwähnt. So sprechen die Zeugen oft von der Freundschaft mit den deutschen Kollegen, mit der Familie, bei welcher sie untergebracht waren. Nach dem Krieg schreiben sie gerne Berichte, um das Pflichtgefühl und das mitmenschliche Verständnis ihrer deutschen Kollegen zu beweisen: diese Aussagen sollten zu den Akten genommen werden, um zu beweisen, dass diejenigen keine Nazis waren.

Ohne diese Kontakte zu suchen, empfangen manche gerne ihre früheren Kollegen. Andere haben die Kontakte aufrecht erhalten, wie Marguerite mit Toni S., die so regelmäßig, wie es die damalige Post erlaubt, Briefe austauschen. Sie besuchen sich gegenseitig bis 1959. Toni kommt 1951 ins Elsass. Um ihre Reise vorzubereiten, muss sie einen Pass sowie ein Visum beantragen und dazu eine offizielle vom Bürgermeister ausgestellte Bescheinigung besorgen, dass sie bei Marguerite Unterkunft findet. (Brief vom 1. Mai 1951). Nach dem Krieg reist Marguerite mit ihrem Gatten nach Baden, in die Gemeinden, wo sie gelebt und gearbeitet hatte, um sich einigermaßen von den belastenden Erinnerungen zu befreien.

Fazit

Man kann zwei Schlussfolgerungen aus dieser Analyse und den Aussagen ziehen: Erstens haben die ideologische Indoktrinierung und, was die Männer angeht, die Zwangseingliederung, die Zeitzeugen am meisten belastet: solche Erinnerungen machen ihnen schwer zu schaffen.

Zweitens stellt man immer wieder fest, dass das Alter eine wichtige Rolle bei der Aufnahme der Ereignisse gespielt hat. Die persönliche, individuelle Reife spielt hier eine Rolle. Schon »ältere«, d. h. Personen, die schon im Beruf, verheiratet waren, reagieren ganz anders und fühlen sich viel mehr von den Zwangsmaßnahmen betroffen. So muss man sich auch fragen, wie jüngere Leute von den Schlagwörtern dieser Zeit sich befreit haben und unbeschadet herausgekommen sind. Viele meinen, dass sie das dem französischen humanistischen Unterricht zu danken haben.

Drittens, scheint es immer wieder eine große Chance zu sein, dass trotz allem die Freundschaft, das Entgegenkommen, sich bewahrt haben und dass viel mehr Leute die freundlichen Kontakte weiter gepflegt haben. Man muss sich im klaren sein, dass das Elsass »mit einer *›gueule de bois‹* (C. Kopp), d. h. mit einem ›Kater‹, einem schweren Kopf und mit Gemütsschmerzen aufgewacht ist« und lange gebraucht hat, um sich davon zu erholen. Die Freundschaft wurde weiter gepflegt: sie wurde zu einer politischen Tatsache, einem politischen Schlagwort und darüber hinaus zu einer effizienten kulturellen, wirtschaftlichen

Kooperation am Oberrhein. Es ist ermutigend, auch wenn man berücksichtigt, dass die freundschaftlichen persönlichen und familiären Beziehungen auf die politischen, wirtschaftlichen übergegangen sind, dass die Freundschaft zwischen Gemeinden und Gebietskörperschaften die persönlichen Kontakte ersetzt haben.

Daniel Morgen ist Vizepräsident der elsässischen Vereinigung »Lehrer«. Ehemals Leiter der Mission Académique aux enseignements régionaux et internationaux beim Rektorat der Académie de Strasbourg (französische Schulverwaltung), später Direktor des Lehrerbildungsinstitutes IUFM (Centre de formation aux enseignements bilingues) in Guebwiller; lebt in Colmar, Haut Rhin.

Anmerkungen

1 In: Synergies Pays germanophones, *Récits de vie au-delà des frontières,* Avinus Verlag, Berlin. 2010.
2 Meryem Bolatoglu, Daniel Morgen, Gerald Schlemminger: *Umschulung et réintégration.* Colmar: Jérôme Do Bentzinger éditeur. 2008.
3 Die Namen der Frauen werden hier folgendermaßen geschrieben: Vorname, Geburtsname, Ehename. Sicher entspricht diese Schreibweise nicht den Vorstellungen der heutigen Generation, aber man muss feststellen, dass die frühere Generation immer den Namen des Ehemannes aufgenommen hat.
4 Mitteilung von Herrn Werner Schmall, Rektor der Vicenti-Schule (2010).
5 Lothar Kettenacker: *Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsass.* Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 1973, S. 203.
6 Kretz, P. 2009. *Le gardien des âmes.* Strasbourg: La Nuée Bleue.
7 [Wir gewinnen] den Sieg im Singen. Der richtige Titel ist *Le chant du départ.* Das Lied stammt von der französischen Revolution her (1794).
8 Das Sicherungslager und »Erziehungslager« Schirmeck Vorbruck.
9 Kuhn, F. 1995. *Leben nach ordre.* In: Rheinfelder Geschichtsblätter, n° 5, 1995.
10 »Die Knechte, so unter dem Joch sind, sollen ihre Herren aller Ehre wert halten, auf daß nicht der Name Gottes und die Lehre verlästert werde« (Lutherbibel, 1912).
11 Die Elsässer nennen so die damals gegen ihren Willen eingezogenen Männer.

Anschrift des Autors:
Daniel Morgen
18, rue Wimpfeling
F-68000 Colmar
E-Mail:
daniel.morgen@wanadoo.fr

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

Das Collegium Academicum

Erinnerungen an den Neubeginn der Universität Heidelberg 1945

Leonhard Müller

Ist es nur die faustische Unruhe der Deutschen, dass sie in einem Reformenthusiasmus an Schulen wie an Hochschulen ständig neue Wege suchen, oder zwingt die permanente Veränderungen der Gesellschaft zu neuen Antworten auf alte Fragen, so z. B. zur Bildung junger Menschen an unseren Universitäten?

Im Folgenden soll auf einen Versuch nach dem II. Weltkrieg hingewiesen werden, eingebettet in die Universitätsgeschichte, dargestellt an einer Institution der 1945 wieder eröffneten Universität Heidelberg.

Die leere Anstalt

Hinter den Gebäuden des alten Campus trifft man heute in der Seminarstraße auf die Universitätsverwaltung, die in einem Barockbau untergebracht ist, dem ehemaligen 1733 gegründeten Collegium Carolinum, von den Jesuiten als »Vorbereitungsanstalt für die katholische Elite« gegründet[1]. Nach der Bestandsgarantie der Universität 1805 durch Großherzog Karl Wilhelm – daher der Name Ruperto Carola – erlebte dieses Gebäude unterschiedlichste Verwendungen. 1945 war es eine völlig ausgeräumte ehemalige Kaserne, in der nun die Universität eine Institution einrichten wollte, die dann als »erstes amerikanisches College in Deutschland« bezeichnet wurde und nicht von ungefähr den Namen »Collegium Academicum« trug, meist abgekürzt als CA zitiert. Der Verfasser dieses Beitrags, der dreiundzwanzigjährig im Sommersemester 1946 in dieses Haus einzog, will als Zeitzeuge sich der Anfangsjahre des CA und der damaligen Stimmungslage in dieser Zeit des Aufbruchs erinnern, angeregt durch eine 2012 erschienene Dissertation von Konstantin von Freytag-Loringhoven, die in vieler Hinsicht Interesse erweckt: einmal mit der Schilderung vom Neubeginn der Universitäten in der amerikanischen Besatzungszone 1945, weiterhin zur speziellen Situation der Universität Heidelberg sowie seines Kollegienhauses, das später auch für die Universitätsstadt bedeutsam wurde.[2] Das 605 Seiten umfassende Buch präsentiert nicht nur präzise historische Fakten, sondern stellt auch die Grundfrage nach dem Bildungsauftrag unserer Hochschulen, problematisch bis in unsere Tage, wo man fragt, ob von Erziehung an ökonomisierten Universitäten mit der Struktur einer Aktiengesellschaft und ihren Gremien die Rede sein kann.

»Bildung durch Wissenschaft«?

Alte Einrichtungen, z. B. die Bursen der Mittelalters, stellten Lebens- und Lerngemein-

Das ehemalige Carolinum in Heidelberg, heute Universitätsverwaltung. Foto: Beate Reimers

schaften dar, in denen die damals sehr jungen Studenten nach klaren Maßstäben erzogen wurden. Mit der Universität nach dem Konzept eines Wilhelm von Humboldt galt im 19. Jahrhundert nun die Devise, Bildung erwirbt man durch Wissenschaft, das Streben nach Wahrheit prägt den Menschen im erzieherischen Akt. Und so suchte jeder Student individuell seine Unterkunft, hörte die Vorlesungen seiner Professoren, machte seine Examina. Jenseits des Lehrbetriebs fand er in Korporationen jene außeruniversitäre Begegnung mit anderen Studenten, die unter einem bestimmten Motto die Freizeit gestalteten, in ihrer Blüte im wilhelminischen Deutschland oft nationalistisch überhöht, aber im bürgerlichen Milieu erzieherisch prägend.

Nach 1918 überlebte man in der so sozialisierten Studentenschaft, mancher vereinzelt in einer politisch erregten Zeit, oft kontaktlos mit dem Volk, eingeigelt in seine alma mater der Forschung und Lehre. Aber es gab auch andere Vorstellungen. Der einflussreiche preußische Kultusminister Carl Heinrich Becker forderte in einem Aufsatz »Vom Wesen der deutsche Universität« 1925 »Für lange Zeit sei Bildung nur ›wissenschaftliche Bildung‹ gewesen, nun aber sollte die ›Gesamtpersönlichkeit‹ gefördert werden.«[3]

Für amerikanische Colleges galt dieser Auftrag von eh und je. Im geschlossenen Campus mit Internaten lebten Professoren und Studenten, Lehrende und Lernende gemeinsam, ursprünglich einem theologisch-humanistisch geprägten Bildungskanon, später einer erweiterten pragmatischen Interpretation von Allgemeinbildung, den liberal arts verpflichtet, denen dann das Fachstudium folgte.

Solche Konzepte waren von Erich Hylla 1928 in einer Monographie über das Bildungssystem in den USA publiziert worden, in dem er deutsche Hochschulen aufforderte, neben der Erziehung »zur Volksgemeinschaft … zugleich zur Völkergemeinschaft« auf »Einheitlichkeit … Geschlossenheit, Zielstrebigkeit … philosophische Zusammenfassung und Besinnung« hinzuführen, freilich ohne ein entsprechendes Echo zu finden.[4]

In den 30er Jahren wurden unter dem NS-Regime Häuser der aufgelösten Korporationen neben anderen Einrichtungen in »Kameradschaftshäuser« umgewandelt, aber diese Entwicklung scheiterte, weil NS-Organisationen wie der Nationalsozialistische deutsche Studentenbund die ideologische Ausrichtung übernahm. Nach dem Untergang des Regimes im II. Weltkrieg stand man also wieder vor der Frage, wie Erziehung – nun im demokratischen Sinn – stattfinden solle.

1945 – neuer Anfang

Mit dem Mai 1945 waren zunächst alle deutschen Universitäten bis auf weiteres geschlossen, da die Alliierten einig waren, dass in diesen Hochschulen sich das Gedankengut des Nationalsozialismus in besonderer Weise etablieren konnte. Dennoch vertrauten die Amerikaner in ihrer Besatzungszone auf Deutsche, die selbst den Demokratisierungsprozess bewältigen würden, unterstützt von der spezifischen Form einer Recucation. Mit dem Entnazifizierungsprozess sollten ehemalige Parteigänger ausgeschaltet, Unbelastete dagegen mit neuen Funktionen betraut werden. So wurden in den Ländern Hessen, Bayern und Nordwürttemberg-Baden die Hochschulen, kontrolliert von amerikanischen Universitätsoffizieren, wieder eröffnet.[5] In Heidelberg wurde am 15. August 1945 die medizinische Ausbildung mit ca. 1000 neuimmatrikulierten Studenten begonnen. Der neu gewählte Rektor, der unbelastete Chirurg Karl Heinrich Bauer, sprach in der Eröffnungsfeier in der Ludolf-Krehl-Klinik zu den Studenten: »Verzweifelt nicht! … Welteinheit, Welteinigkeit und Weltfrieden. Zu dieser kommenden Welt hat ein ehrliches Deutschland eine ehrliche Chance … Ruperto Carola spricht zum ersten Male wieder zur deutschen Jugend! Das alte Heidelberg, ehedem eine Hochburg der deutschen Demokratie, fängt wieder neu an, Kraft zu spenden nach allen Seiten.«[6] Dieser Ton mag heute Nachgeborenen sehr pathetisch klingen. Wer damals an der materiellen Not, der geistigen Leere, dem Verlorensein eines Flüchtlings mit trug, dem waren solche Worte Trost, Ansporn, Mut verheißend.

Nicht anders ging es dem Verfasser, als er in jenes Gebäude im April 1946 einzog, das den so volltönenden Namen Collegium Academicum trug,[7] dessen Ausgangspositionen der Gründungsväter nun Freytag-Loringhoven detailliert nachgeht und dabei zwei Ebenen unterscheidet, den sogenannten »Heidelberger Geist« und die Jugendbewegung.[8]

»Heidelberger Geist« und Jugendbewegung

Der erste Begriff betraf vor allem jene Gruppe von Professoren, denen die Amerikaner ihr Vertrauen schenkten, Persönlichkeiten, die den neuen Erstsemestern bald Begriffe wurden: der Philosoph Karl Jaspers, der Arzt und Psychotherapeut Alexander Mitscherlich, die Juristen Gustav Radbruch, Karl Engisch und Walter Jellinek, der Soziologe Alfred Weber, der Chirurg Karl Heinrich Bauer, der Anglist Johannes Hoops, der Historiker

Fritz Ernst. Man traf sich in der Privatwohnung von Professor Emil Henk, der als Sozialdemokrat aktiv am Widerstand gegen das NS-Regime beteiligt war. Alsbald wurde ein Entwurf für eine neue Universitätsverfassung erstellt, und Bauer sandte im Oktober 1945 der Militärregierung die programmatische Schrift »Der Neue Geist« zu, in der es heißt: »Besonders liegt der Universität am Herzen die Errichtung eines ersten deutschen College in der so genannten Alten Kaserne.«[9] Im Pressorgan »Die Neue Zeitung« liest man am 4.11.1945: »Dieses erste deutsche College wird es mittellosen Studenten ermöglichen, für eine monatliche Miete von 5 bis 15 Mark eine Unterkunft zu finden. Es ist der Wunsch Professor Bauers, dass die Universitäten in Zukunft kein Tummelplatz mehr für feudale, exklusive und reaktionäre Verbindungen sein mögen.«

Der neue Geist bedeutete einen Rückgriff auf einen christlich-abendländischen Humanismus – nun wieder gängige Vokabel –, wie er in der akademischen Salonkultur der Jahrhundertwende gepflegt wurde, in Heidelberg im Kreis um den Soziologen Max Weber einerseits und dem Dichter Stefan George anderseits, ein vorwiegend geisteswissenschaftliches Denken, das nur am Rande die Naturwissenschaften streifte.

Wer aber wie der Verfasser Geschichte und Germanistik studierte, hatte im Zusammenhang mit seiner Dissertation die Gelegenheit, einmal mit Marianne Weber, der Ehefrau von Max Weber, über das Heidelberg des späten 19. Jahrhunderts wie auch nach der Jahrhundertwende und seine geistige Atmosphäre zu parlieren. Stefan George war einem dagegen noch kein Begriff, erst als man später auf Friedrich Gundolf stieß, der einst als berühmter Gelehrter verehrt wurde. Wohl hörte man vom George-Kreis, zu dem auch der Graf Stauffenberg gehörte, denn die Widerstandsbewegung war ein Fanal, mit dem man sich ständig auseinandersetzte. Im Gedankengut der Gründerväter des CA waren also besonders die »abendländischen Vorbilder« von Bedeutung, die eingebettet waren in die Geisteswelt der westlichen Alliierten, und so galt mit den Erziehungszielen des CA diese Institution quasi als Alibi für den »Neuen Geist« der Ruperto Carola.

Das erzieherische Element in dem neuen Kollegienhaus speiste sich stärker aus den Erfahrungen der Jugendbewegung, jener pädagogischen Strömung, die seit Jahrhundertbeginn bei vielen eine begeisterte Aufnahme fand. Aus dieser Epoche stammte der erste Leiter des CA Joachim G. Boeckh, 1899 geboren, der zuletzt die Odenwaldschule geleitet hatte. In seiner Schrift »Über ein zu errichtendes Collegium der Universität«, in der er in seinem Bekenntnis zur christlich-abendländischen Bildung sich ganz jener Professorengruppe empfahl, nannte er auch einen Tugendkatalog, der prägend für das Leben in der neuen Institution sein müsse. »In der Schaffung dieser Atmosphäre, ihres sanften Zwanges und ihrer heimlichen Formkraft sehen wir die große, schwere und nie endende Aufgabe der Leitung. Ohne Kommando, ohne viel Ansprachen werden wir viel zu verlangen haben. Das verstehen wir unter der Akademischen Erziehung.«[10]

Die Realität

Wer 1946 hier eintrat, wusste wenig von solchen Zielen. Da fand man zunächst ein Dach über dem Kopf, unmittelbar an den Universitätsgebäuden günstig gelegen bei billiger Miete, öfters auch mit Freiplätzen ausgestattet. Die Einrichtung mit Bett, Spind, Tisch, Stuhl

war man als Soldat gewohnt. Man wusch sich im Waschraum vor den Toiletten und konnte im Keller wöchentlich einmal duschen. Boeckh sah dieses Milieu, der als Junggeselle auch im CA wohnte, als Vorbild für eine asketische Haltung, die der geistigen Zucht dienen sollte, und daran nahm man keinen Anstoß, auch nicht am Zusammenleben mit anderen Studenten in einem Zimmer, was man im Krieg gewohnt war.

Konflikte ergaben sich für Boeckh mit den unterschiedlichen Erfahrungen der Kollegiaten. Die meisten waren Soldat gewesen, andere waren Flakhelfer, denn Studienbewerber, die zwischen 1943 bis 1945 einen Reifevermerk bekamen, mussten ein einjähriges Vorsemester mit Abschlussprüfung in Kernfächern bis 1947 absolvieren. Der erste Senior kommandierte als Kapitänleutnant ein Schiff, vielen war als Offizier Verantwortung über Leben und Tod ihrer Soldaten anvertraut worden, die bald eines »sanften Zwanges und ihrer heimlichen Formkraft« überdrüssig wurden, hatten sie doch lang genug in einer Welt von Befehl und Gehorsam gelebt. So stießen Boeckhs apodiktisch vorgetragenen Grundsätze bald auf Widerstand. Natürlich musste das Zusammenleben geordnet werden. Ein pro Semester gewählter Senior und sein Consenior vertrat die Kollegiaten nach außen und gegenüber dem Leiter, Präfekt und Conpräfekt kümmerten sich um das Haus mit seinen Nöten. Man suchte sorgfältig nach geeigneten Kandidaten, führte Wahlkampagnen durch, und eine Wahlkommission registrierte die Ergebnisse der hohen Wahlbeteiligung, alles neue, bisher ungewohnte Erfahrungen für jene Generation, die nur den Führerstaat gekannt hatte. Die Jahre bis zur Währungsreform Juni 1948 waren durch Hunger geprägt. Studenten mussten von dem wenigen leben, was ihnen die Lebensmittelkarten erlaubten, es sei denn, man versorgte sich auf dem Schwarzmarkt, und das war in jener Zeit gängig, auch im CA. Man musste als gewähltes Mitglied in der Selbstverwaltung bremsen, dass das CA nicht zum Mekka von Tauschgeschäften wurde, zumal in der Stadt krimineller Handel mit verfälschten Medikamenten Unheil für Täter und Opfer brachte. So sprach man zunächst wenig von Idealen, das praktische Leben wollte man in den Griff bekommen.

Diskussion mit dem Soziologen Alfred Weber, moderiert vom Verfasser. 1949
Foto: L. Müller

Bewegung brachte das Ringen um eine Verfassung des Collegium Academicum. In lebhaften Diskussionen übte man sich in die neuen demokratischen Spielregeln ein. Unterschiedliche Mehrheitsverhältnisse nach Abstimmungen in ihrer Beschlusskraft waren zu lernen, was ein Antrag zur Geschäftsordnung bedeutete und wie man sich da zu äußern hatte. Die vielen Gebräuche gelebter Demokratie, die heute Alltag sind, waren für uns Neuland, und während Boeckhs Bekenntnis zur Demokratie eher ein Philosophisches war, wollten wir sie täglich praktizieren, auch mit möglichen Fehlschlägen. Eifrige Jungjuristen zelebrierten jedenfalls laufend Einwände, spitzfindig erkundete man alle Schwächen

der Entwürfe, Philologen versuchten immer neuen Formulierungen. Die Konvente ermüdeten manche in ihrer Dauer bis spät in die Nacht, andere hielten sie nur für eine »Quasselbude«. Rückblickend waren aber diese Dispute um eine sachgemäße Selbstverwaltung eine wichtige Erfahrung, die einen für den künftigen Beruf prägte und man blickte darauf später dankbar zurück.

Im Kontakt mit Studenten anderer Fakultäten, ca. 160 in 60 Zimmern, schaute man wie einst in den Korporationen über den eigenen Tellerrand. Mit anderen die Sorgen und Nöte zu teilen, konnte jenen Elan wecken, wie er auch in anderen Gemeinschaften zu erfahren war, von denen sich außerhalb des CA mehrere gebildet hatten.

Im CA traf man neben Arbeitsgemeinschaften und Diskussionsgruppen aber vor allem auf ein Angebot von Publikationen im Lesezimmer, eines der wenigen geheizten allgemeinen Räumen. Neben der Lizenzpresse wie der Heidelberger »Rhein-Neckar-Zeitung«, die vor allem für die lokale Information sorgte, und der »Neuen Zeitung«, der von den Amerikanern getragene umfangreichen Tagespresse mit mehr als einer Million gedruckten Auflage, war ein Regal mit Zeitschriften gefüllt. Zwischen 1946 bis 1948 gab es eine wahre Zeitschrifteneuphorie, die dann mit der Währungsreform gekappt wurde. »Der Monat« öffnete den Blick für die Weltpolitik, der »Merkur«, »Die Sammlung«, »Das Goldene Tor«, die »Frankfurter Hefte«, »Die Gegenwart«, um nur einige Namen zu nennen, fragten nach den Gründen des Untergangs, der Schuld und wollten an große Traditionen anknüpfen.

Besondere Beachtung fand »Die Wandlung«, in Heidelberg von Dolf Sternberger und Karl Jaspers herausgegeben. Wenn sich auch wenige mit der Philosophie von Jaspers beschäftigten, so galt er damals als ein Leuchtturm in der Professorenschaft, von denen sich manche hinter ihrem Fachwissen versteckten. In Strömen zog man am späten Nachmittag – nach der Hoover-Speisung in der Mensa, Milchbrei aus amerikanischen Beständen gekocht – in die Alte Aula, wo Jaspers als Einziger eine Vorlesung über den Nationalsozialismus hielt. »Die Universität soll die geistige Springfeder der kommenden Demokratie als Ethos von Lebensart sein, nicht durch politische Aktivität, sondern durch Vorbereitung« schrieb er in der »Neuen Zeitung« am 16.5.1947. Als er 1948 einem Ruf der Universität Basel folgte, war das für die Studenten eine große Enttäuschung. Manche vermuteten, da suche einer das bequemere Leben in der neutralen Schweiz. In den später erschienenen Erinnerungen von Jaspers liest man von seiner Unzufriedenheit. »Die Jahre 1945 bis 1948 waren vertan.« Manche Kollegen wollten nicht wahrhaben, wie er einst erklärt hatte, »als Universität haben wir unsere Würde verloren«, wie rasch sich nun mancher Mitläufer seiner politischen Vergangenheit durch eine großzügige Entnazifizierung nicht mehr erinnern konnte. Auch die Studenten verfolgten diese Entwicklung und witzelten über die Abkürzung im Vorlesungsverzeichnis mit »N.N« als »Noch Nazi«.

Man selbst galt jahrgangsmäßig als »Amnestierter«, ein Titel, den sich ein Göttinger Studentenkabarett zulegte und im Rundfunk sehr populär wurde.

Rückblickend erkennt man aber in der Analyse jener Zeit, wie falsch die Legende ist, dass die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Diktatur erst mit der Studentenbewegung in der 60er Jahren begonnen habe, damals freilich als ein »Mittel neomarxistischer Kritik an der ›faschistoiden‹ Verfassungs-, Rechts-, Gesellschafts-, und Wirt-

schaftsordnung der Bundesrepublik« benutzt. Man denke nur an die Auseinandersetzungen mit Büchern von Jaspers »Die Schuldfrage«, von Eugen Kogon »Der SS-Staat«, da die zwischen 1946 und 1974 eine Auflage von 350 000 Exemplaren erzielten. Nicht weniger verbreitet, vor allem für Geschichtsstudenten, waren die historischen Betrachtungen des Berliner Historikers Friedrich Meinecke »Die deutsche Katastrophe« (1946). Ein Griff in die Kulturgeschichte der Jahre 1945 bis 1948 könnte Denkklischees mancher heutiger Leitartikler relativieren.[11]

Faschingsball 1950 mit Professoren.
Über die Sketche amüsieren sich: links unten der Historiker W. P. Fuchs mit Ehefrau, Mitte der Theologe von Campenhausen, rechts oben der Germanist Paul Böckmann.

Diese Bücher und die Vielzahl von Zeitschriften waren auch Beleg dafür, wie heftig die Diskussionen in jenen Jahren um die Neuordnung eines neuen deutschen demokratischen Staates einerseits und die Flucht vieler Deutscher in ein »neues Europa« waren. Anlässe dazu schufen zudem im CA zahlreiche Vorträge. Viele der ersten Garnitur Heidelberger Professoren stellte sich hier zur Aussprache in der als »Lieblingskind der Universität« apostrophierten Institution. Mancher Student schluckte angesichts seiner löchrigen Schulbildung an den Wortkaskaden, aber war voller Sehnsucht nach Kulturgütern, wollte man doch an der geistigen Aristokratie teilhaben, die nun endlich nach Entnazifizierung sich wieder vor Studenten äußern konnte, um mit ihnen und auch für sich selbst neue Ausgangspositionen zu gewinnen.

»Studium Generale«

Nach englischem Vorbild waren ursprünglich Tutoren vorgesehen, die erst 1955 finanziert werden konnten, ja selbst Boeckh, der sich als Leiter um eine Besoldung eines Oberstudiendirektors bewarb, musste zunächst von seinen Ersparnissen und Zuschüssen des Studentenwerks leben, bis er 1947 als Studienrat besoldet wurde.[12] Gemäß seiner Bildungsziele hatte er eine philosophisch-literarische Textsammlung publiziert, mit der er einige Kollegiaten zu Interpretationen zusammenführen konnte.

Solche Bemühungen lagen ja im Trend des »Studium Generale«, jenes fächerübergreifenden Überblicks, für den die Universität eigens einen »Dies academicus« einrichtete, der anfangs eine rege Beteiligung fand, bald aber daran erstickte, dass mancher Vortragende im fachwissenschaftlichem Jargon und sei-

ner spezifischen Gedankenführung hängen blieb statt dem Universalen Raum zu geben. Hinzu kam bei vielen Studenten der Drang nach einer Entmythologisierung der Sprache. Nach der Pathetik des Nationalsozialismus zweifelte man nun am neuen Pathos der »Abendländler« und war die permanente Krisenbewältigung leid. Erst vom Hunger, dann ab 1948 von Geldsorgen gepeinigt vermisste man oft eine Aufbruchstimmung. Das als Brotstudium verschriehene fleißige Bemühen, alsbald das Schlussexamen zu bestehen, war für die meisten treibende Kraft.

Natürlich wurde im CA auch gefeiert. Nach den Veranstaltungen zum Semesterabschluss, in denen man sich auch selber feierte, fanden abends Bälle in der Aula statt, in alten Wehrmachtsklamotten viele Studenten, in Röcken aus Lazarettstoffen manche Studentinnen. Aber ein pfiffiges kabarettistisches Programm wurde geboten, und als Zuschauer saßen Professoren neben Kollegiaten auf dem Boden und amüsierten sich. Alkohol war vor der Währungsreform eine rare Gabe, beim Blutspenden in der Klinik erhielt man eine seltene Flasche Rotwein, aber auch ohne den wurde gelacht und getanzt und nach jenem Leben gehungert, das man im Grabenkrieg, im russischen Winter fern der Heimat ersehnt hatte. Das Ganze hielt sich in Grenzen, denn wer ein Mädchen über Nacht beherbergte, musste alsbald das CA verlassen, das – von anderen studentischen Gruppen oft beneidet – seinen Ruf wahren[13] musste. Das Collegium Academicum war ja auch als Argument gegen das Korporationswesen gedacht, das die Gründungsväter ob deren konservativ-ständischen Tendenz und mancher politischer Implikationen nicht wieder belebt sehen wollten.

Zur Parteipolitik stand man anfangs im Abstand. Erst bei der nächsten Studentengeneration in der bald etablierten Bundesrepublik und seiner Wirtschaftspolitik erwachte das Interesse für Parteien, beginnend in den 50er Jahren.

Neue Leiter

1949 hatte Boeckh abrupt sein Amt verlassen und wurde Dozent an der Pädagogischen Akademie Potsdam in der DDR, wohl auch aus persönlichen Gründen. Mit Professor Walter Peter Fuchs, geboren 1905, übernahm ein Historiker die Leitung, ebenso wie Boeckh von der Jugendbewegung geprägt, der aber nach abtastenden Verhandlungen mit den immer eigenständiger werdenden Kollegiaten einen allseits akzeptierten Modus fand und mit seiner Familie ins Haus zog. Zu seinen festen Überzeugungen gehörte, dass eine solche Einrichtung wie das CA auch an anderen Universitäten Platz greifen sollte, und er fand dafür genügend Interessenten. Freytag-Loringhoven spricht von den »Kollegienhausenthusiasten«, zählt weitere 18 Kollegienhäuser auf, von denen er in Fallstudien über das Collegium Gentium der Universität Marburg, das Studienhaus der Universität Frankfurt und das Studentendorf am Schlachtensee der Freien Universität Berlin anschaulich berichtet.[14]

In Heidelberg musste freilich das CA von Fuchs wie bei Boeckh immer wieder verteidigt werden. Da waren zunächst die materiellen Mängel, die die Amerikaner aus Mitteln des Hochkommissars McCloy für eine Zentralheizung und die Firma Freudenberg für das Inventar zu mindern versuchten. Dann strebte die Stadtverwaltung Heidelberg in ihrer Raumnot angesichts der umfangreichen Beschlagnahmungen durch die US-Streitkräfte nach Ausweichmöglichkeiten für die Schulen, sodass schließlich dem Bun-

sen-Gymnasium Klassenzimmer im CA zugewiesen wurden. Landtagsabgeordneter und Kultminister Theodor Heuss, der ein besonderes Interesse am Collegium Academicum hatte, versuchte zu helfen, die Vorschläge zur Verlagerung des CA abzuwehren. Auch die regionale Kultusverwaltung, nach 1945 der Landesdirektor des Landesbezirks Baden im Land Nordwürttemberg-Baden, der Historiker Franz Schnabel, äußerte Skepsis, weil er ganz allgemein dem neuen universitären Reformgeist misstraute. »Was die Universität Heidelberg betrifft, so sind zwar ihre Gebäude erhalten, dass aber auch die Universität unzerstört sei, wird man nicht behaupten wollen.« Nationalsozialistische Funktionäre in allen Berufen seien hier geprägt worden »und man fragt sich, ob sie denn nie etwas davon erfahren haben, was Wissenschaft denn eigentlich ist.«[15] 1947 war dann schließlich der Landesbezirk bereit, »die Bedeutung des Collegium Academicum für die heutige Zeit … zweifellos anzuerkennen.«[16] Die Ansprache eines Ministerialrats vor dem Konvent zum Semesterprogramm des CA war jedoch von erheblichen Reserven geprägt, so dass die Karlsruher Bürokratie bei uns Kollegiaten wenig Beifall fand. W. P. Fuchs gelang es aber, durch seinen redlichen Einsatz, durch Eingaben an Behörden und zahlreiche Publikationen, mit der Einführung zunächst verbindlicher Arbeitsgemeinschaften dem CA ein überregionales Echo zu verschaffen.

1949/51 reiste er zu zahlreichen Universitäten in Nord- und Süddeutschland, um für ein Netzwerk von Kollegienhäusern zu werben. Als Mitglied der Gründungskommission der Universität Bremen diskutierte man auch dort zunächst eine Campus-Lösung. 1952 erhielt Fuchs einen Ruf an die Universität Karlsruhe und widmete sich nun ganz der Wissenschaft, nicht ohne für seine Idee weiterhin tätig zu sein. Helmut Kohl erwirkte, dass sein Doktorvater mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, und damit wurde nicht nur ein erfolgreicher Wissenschaftler und Lehrer, sondern auch ein unermüdlicher Reformer in der deutschen Universitätslandschaft gewürdigt.

Nachfolger im CA wurde der Germanist Peter Wapnewski, geboren 1922, dann der Philosoph Dieter Henrich. Damit macht ein vielfacher Generationswechsel Platz, sowohl bei den Gründungsvätern an der Universität, den Leiter des CA, vor allem bei den Kollegiaten. Das war nun nicht mehr die Kriegsgeneration, die sich für ein Engagement an der Selbstverwaltung erwärmte. Unter Wapnewski wurde der pädagogische Auftrag angesichts einer zunehmenden Individualisierung der Studenten aufgegeben. Dieser neuen Alterskohorte verlieh der Soziologe Helmut Schelski in seinem populären Buch das Etikett »Die skeptische Generation«.

Neue Zeiten

Damit endet dieser Rückblick zum Neubeginn der Universität Heidelberg. In den kommenden Jahrzehnten begleitete den Verfasser dieser Zeilen, erst als Gymnasiallehrer, dann in verschiedenen Funktionen in der Schulverwaltung, die heftige Auseinandersetzung mit einem immer kombattanter werdenden Marxismus, und diese Welle wogte auch in das Collegium Academicum. Man kennt den Trend der 60er Jahre, die zu den Studentenunruhen an vielen Universitäten führte, in Berlin am heftigsten, nicht viel minder in Frankfurt und Heidelberg. Als Mitglied des Vereins alter Kollegiaten wunderte man sich mit anderen seiner Generation, wie ihre ehemalige Herberge, die als demokratische Lebens-, Ar-

beits- und Erziehungsgemeinschaft gegründet worden war, sich nun im Zuge der Politisierung wandelte, wie sie zur »roten Kadettenanstalt« wurde, nun auch von der Rhein-Neckar-Zeitung als ehemals liebstes Kind der Universität mittlerweile so beschrieben. Die Mehrzahl der Selbstverwaltungsorgane des CA wurden Anhänger der außerparlamentarischen Opposition, und in den Räumen des Collegiums sammelten sich jene studentischen Gruppen, die in dieser APO die Basis für ihr politisches Handeln suchten. »In der Aufnahmekommission des CA hatte sich die Linie durchgesetzt, nur noch ›Sozialisten im weiteren Sinne‹ zuzulassen.«[17] So entstand zwischen dem CA und der Universitätsleitung eine deutliche Kluft, und tumultuarische Demonstrationen der Kollegiaten und ihrer Gesinnungsgenossen konnten nicht verhindern, dass 1975 der Senat beschloss, das Collegium Academicum aufzulösen. 1978 wurde das von Studenten unrechtmäßig besetzte Haus von der Polizei geräumt.

Resümee

Was bleibt? Zunächst eine dankbare Erinnerung an jene Professoren der ersten Stunde, die nach dem Zusammenbruch des Reichs die Voraussetzungen schufen, dass die Heidelberger Universität nun wieder unter dem Motto »Dem lebendigen Geist« eröffnet werden konnte und darüber hinaus im Collegium Academicum eine Einrichtung schufen, die so vielen Studenten in dieser Zeit des Umbruchs Halt und Zuversicht gaben. Demokratisch zu denken und zu handeln, in Toleranz sich zu begegnen und Verantwortung für andere zu übernehmen, das wissenschaftliche Studium nicht nur als Berufsvorbereitung zu sehen, sondern als Weg zum Grundsätzlichen zu begreifen, das war schon viel.

Die Idee einer Erziehung in Kollegienhäusern scheiterte hingegen nicht nur an der deutschen Universitätstradition. Die Bildungspolitik der amerikanischen Besatzung konnte ihre oft diffusen Vorstellungen nicht durchsetzen und so achtete man endlich die deutschen Konzeptionen.[18]

Offen bleibt aber bis heute die Frage nach einer »dritten Funktion« unserer Hochschulen. Genügt allein das Humboldtsche Prinzip einer »Bildung durch Wissenschaft«, oder was prägt jetzt den jungen, oft erst 17jährigen Studenten mit verkürzter Schulbildung? Die Bologna-Reform führt zur Straffung der Studiengänge, und von jener Verschulung der Universität ist die Rede, die die Gegner der Kollegienhäuser schon in den 50er Jahren irrtümlicherweise ins Feld führten, z. B. der Philosoph Jürgen Habermas. Zwar gibt es zahlreiche Wohnheime, als Studentenhotels organisiert, auch Vereinigungen der Begegnung junger Akademiker bieten sich an und jene Hochschulveranstaltungen, die man nun nicht mehr Studium Generale nennt, aber anregen sollen, Fachgrenzen zu überschreiten, freilich selten von Studenten besucht.

Denn Exzellenz ist das neuen Leitwort, überdurchschnittliche Leistungen für die Institution wie für den Einzelnen zu erbringen, um die jeder – oft wieder vereinzelt – ringen muss, wenn er den Anforderungen eines globalen Arbeitsmarkts genügen will.[19] Aber das ist ein anderes Kapitel, das unsere Enkel zu bewältigen haben.

Anmerkungen

1 Andreas Cser, Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, 2004, S. 148.

2 Konstantin von Freytag-Loringhoven, Erziehung im Kollegien Haus, Reformbestrebungen an den deutschen Universitäten der amerikanischen

Besatzungszone 1945–1990, in »Paasa Athene«, Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 45, Stuttgart 2012, 608 Seiten.

3 A. a. O. S. 51.

4 A. a. O. S. 90/93, Hylla war Ministerialrat im preußischen Kultusministerium.

5 A. a. O. S. 267 f.

6 A. a. O. S. 268.

7 Peter Ulmer (Hrsg), Geistes- und Sozialwissenschaften in den 20er Jahren: Heidelberger Impulse, Heidelberg 1998.

8 »Vom neuen Geist der Universität«, Heidelberg 1947.

9 Anm. 2, S. 268. Bauer war ursprünglich Burschenschaftler, verließ aber diese Verbindung, nachdem er eine jüdische Frau geheiratet hatte.

10 Anm. 2, S. 290, Freytag-Loringhoven geht ausführlich auf verschiedene Entwürfe und Aufsätze von Boeckh ein, die den Kollegiaten zwar unbekannt blieben, aber seine Stellung gegenüber dem Rektor sichern sollte.

11 Horst Möller, Unser letzter Stolz, Frankfurter Allgemeine Zeitung 9.7.2012, vgl. Hermann Glaser, Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Zwischen Kapitulation und Währungsreform, 1945–1948, München 1985.

12 Anm. 2, S. 303.

13 Helmut Jendreiek, Ich war Student in Heidelberg, Heidelberg 1986.

14 Anm. 2, 265–509.

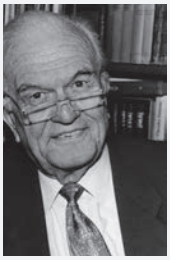
15 Zu einer offenen Auseinandersetzung war es 1947 gekommen, als die Landesdirektion den verwaisten Lehrstuhl »Neuere Geschichte« für Franz Schnabel vorsehen wollte. Die philosophische Fakultät betrachtete dies als einen satzungswidrigen Eingriff in die universitäre Selbstverwaltung. Der Verfasser fand als Schüler des Historikers Fritz Ernst dies auch so, störte sich aber bei dessen Argumentationen angesichts der Geschichtstradition dieser Universität, wonach für einen Katholiken dieser Lehrstuhl nicht in Frage komme. Mit anderen »Ernstianern« vermutete man, dass man die Konkurrenz des hervorragenden Lehrers Schnabel, einst vom NS-Regime entlassen, fürchtete, zumal er schon ein umfangreiches wissenschaftliches Werk vorgelegt hatte. Schnabel erhielt bald einen Ruf an die Universität München, den er annahm.

16 A. a. O. S. 540.

17 A. a. O. S. 324.

18 Freytag-Loringhoven hat in amerikanischen Archiven die Hochschulpolitik im besetzten Deutschland 1945–49 erforscht und die begrenzten Möglichkeiten der Universitätsoffiziere dargestellt.

19 Vgl. »Hochschulbildungsreport 2020«, hrsg. vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Hier wird man vergebens einen Rückgriff auf deutsche Bildungstraditionen suchen. Gefordert wird hingegen eine weitere Öffnung für Studierende ohne Abitur, aber mit Berufserfahrung sowie mehr Ausländer in einer internationalisierten Universität mit ausländischen Professoren für eine neue Studentenschaft.



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2, III, 7/7
76199 Karlsruhe

Das Bild des Fürsten

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1655–1707) auf Abbildungen seiner Zeit

Christian Greiner

Der Beitrag versucht einerseits, sich dem tatsächlichen Aussehen des sogenannten »Türkenlouis« und dem Bild, das er der Öffentlichkeit von sich selbst vermitteln wollte, anzunähern. Andererseits soll gezeigt werden, wie die Öffentlichkeit den Markgrafen wahrnahm, und welcher Eindruck von ihm über Kupferstiche und Medaillen verbreitet wurde. Als gegen Ende seines Lebens die politische und militärische Bedeutung des Markgrafen zusehends abnahm, versuchte er, durch eine forcierte Selbstdarstellung nach außen über Staatsporträts und durch den Bau seines Schlosses in der befestigten Residenz und Modellstadt Rastatt seinen Ruf als Reichsfürst, Feld- und Landesherr aufrechtzuerhalten.

Das erste Porträt Ludwig Wilhelms finden wir auf einem goldenen »Gnadenpfennig« aus dem Jahr 1663. »Gnadenpfennige« wurden im 17. Jahrhundert üblicherweise als Auszeichnung oder Gnadenbezeugung von Fürsten verliehen. Die Medaille trug man an einer ebenfalls goldenen »Gnadenkette«[1]. So steht hier zu vermuten, dass die Porträtmedaille ein Geschenk des Vaters, Markgraf Ferdinand Maximilians (1625–1669), an seinen 8-jährigen Sohn Ludwig Wilhelm war.

Ferdinand Maximilian hatte mit ihrer Fertigung einen der berühmtesten und an den Fürstenhöfen beliebtesten und bekanntesten Medailleur, Georg Pfründt (1603–1663), beauftragt. Pfründt hatte seine Kunst von 1643 bis 1646 in Paris bei dem »General=Müntz=Eisenschneider« Ludwigs XIV. Johann Varin (auch Jean Warin) vervollkommnet und sich dessen »Lieblichkeit« angeeignet. Er besaß eine »besondere Geschicklichkeit im Poußiren, Stahlschneiden, Bildhauern und andern Künsten«. Seine Technik bei der Gestaltung seiner Bildnisse, bei denen es ihm gelang, das Wesentliche einer Person darzustellen, hob ihn weit über seine zeitgenössischen Künstlerkollegen hinaus. Er bereiste Fürstenhöfe und war u. a. in Heidelberg, Stuttgart und Salzburg. Seit 1659 wohnte er in der Residenz Durlach, wo er 1663 auch starb[2]. Es ist also davon auszugehen, dass er Ludwig Wilhelm kannte und für die geforderte Gnadenmedaille ein lebensnahes Porträt gestalten konnte.

Wir sehen den 8-jährigen Knaben mit nach rechts gewendetem Gesicht im Profil, langem bis auf die Schultern herabfallendem Haar, einem Spitzenkragen und im Harnisch dargestellt[3]. Wenn die Fürstensöhne meistens im Alter von sechs bis sieben Jahren die Obhut weiblicher Personen verließen und einen Hofmeister und Präzeptor erhielten, war diese militärische Bekleidung bei Darstellungen oft anzufinden. Wenige Zeit später, am 6.

»Gnadenpfenning« (Vs.), Georg Pfründt, (1663).
Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Münzkabinett

»Gnadenpfenning« (Rs.), Georg Pfründt, (1663),
Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Münzkabinett

Mai 1664, war der Knabe dann auch Hauptmann eines Fähnleins von 80 Mann, das im Kontingent des Burgundischen Reichskreises unter der Führung seines Onkels, Markgraf Hermann (1628–1691) gegen die Türken ziehen sollte[4].

Als Umschrift ist zu lesen: LVDOVICUS WILHEL. D. (EI) G. (RATIA) MARCH (IO) BADENS (IS). F (ERDINANDUS) F (ILIUS) (Ludwig Wilhelm, von Gottes Gnaden Markgraf von Baden, Sohn Ferdinands)

Die Medaille zeigt eines der »schönsten Kinderbildnisse der Barockzeit«[5]. Ein am markgräflichen Hof zu Baden anwesender französischer Zeitgenosse bezeichnete Ludwig Wilhelm in einem Brief nach Paris als den »hübschesten Prinzen auf der Welt« (»le plus joli prince du monde«)[6]. Einen Eindruck davon vermittelt sicher auch diese Medaille.

Die Rückseite zeigt einen Adler, der mit einem Anker in den Fängen zur Sonne auffliegt, in der eine Krone sichtbar ist. Ihm folgt ein kleinerer Adler. Zu sehen ist am unteren Rand eine Hügellandschaft. Die darüber befindliche Devise, die Ferdinand Maximilian selbst für seinen Sohn ausgesucht hat, lautet: NON DETER – IORA SEQVENDO (Nichts Minderes im Nachfolgen erstreben bzw. Nichts Geringeres verfolgen)[7]. Das mag ein moralisch-ethischer Appell des Vaters an seinen Sohn gewesen sein, kann sich aber auch auf die in der Sonne sichtbare Krone beziehen, zu der die beiden Adler auffliegen. Bei der Krone handelt es sich, wenn sie heraldisch korrekt dargestellt ist, um eine Bügelkrone, die in der Heraldik Herzögen und Königen zugeordnet wird, während eine Grafenkrone oben offen ist. So scheint hier das Motiv oder der Anspruch einer Standeserhöhung für das Haus Baden als künftige Aufgabe des Knaben denkbar.

Diese Vermutung wird gestärkt durch eine Medaille, die Ferdinand Maximilian wahr-

Medaille (Rs.), Georg Pfründt (?), (1668 ?), Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Münzkabinett

scheinlich für seine Bewerbung um den polnischen Königsthron 1668 anfertigen ließ. Sie wiederholt das Motiv des zur Sonne mit Krone aufsteigenden Adlers mit einem Anker in den Fängen. Die Umschrift: POSSUM QVIA – POSSE VIDETUR (Ich kann, weil es möglich erscheint) in Kombination mit dem Anker als Zeichen der Hoffnung begründet ziemlich eindeutig das Streben nach eben dieser Krone des Wahlkönigreiches Polen, also eine Standeserhöhung, wenn auch außerhalb der Grenzen des Heiligen Römischen Reiches[8]. Diese Hoffnung trog bekanntlich.

1664 verlieh Kaiser Leopold I. beiden badischen Häusern den Titel und die Anrede »Durchlaucht« unter Hinweis auf den »uralten Habsburg-Zähringischen Stamm« und betonte damit die Abstammung der Markgrafen von Baden von den Herzögen von Zähringen[9]. Bei aller im Heiligen Römischen Reich inzwischen eingetretenen Titelflut gebührte dieser Titel ursprünglich nur den Kurfürsten. So wurde hier ein geringer Aufstieg der Badener in der Standeshierarchie des Reiches sichtbar.

Porträt, Bild und Devise dieses »Gnadenpfennigs« dokumentieren Wunsch und Aufforderung des Vaters an seinen Sohn, sich nicht mit Nebensächlichkeiten abzugeben, sondern als Ziel eine Rangerhöhung für das Haus Baden im Auge zu behalten. Also im Grunde den alten Zustand zur Zeit der Herzöge von Zähringen wiederherzustellen. Auf verschiedenen Wegen hat der Markgraf das später auch versucht, ist aber daran gescheitert.

Seit einiger Zeit ist ein zweites Jugendbildnis Ludwig Wilhelms bekannt, das bisher dem späteren Kurfürsten Max Emanuel von Bayern (1662–1726) zugeschrieben worden ist. Es ist eine Miniatur als Gouache auf Pergament des Schweizer Malers Joseph Werner (1637–1710) aus dem Jahr 1668[10]. Werner absolvierte einen Teil seiner Ausbildung ab 1650 in der Werkstatt von Matthäus Merian dem Jüngeren, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts als einer der gefragtesten Porträtmaler galt. Nach einem Aufenthalt in Italien weilte er von 1662 bis 1667 am Hof Ludwigs XIV., der ihn nach Paris gerufen hatte. Von 1667 bis 1680 schließlich arbeitete er in Augsburg, wo auch 1668 das hier in Rede stehende Bildnis Ludwig Wilhelms entstanden ist[11].

Die Vermutung, dass auf dem Bild nicht der 1668 erst 6jährigen Max Emanuel dargestellt ist, sondern es sich um den dann 13-jährigen Ludwig Wilhelm handelt, gründet sich auf die Größe des Reiters, der kaum sechs Jahre alt sein kann. Zu Füssen des Reiters ist eine Schlossanlage abgebildet, die nun als das Neue Schloss in Baden-Baden mit seiner Gartenterrasse erkannt worden ist[12]. Markgraf Hermann besaß selbst drei Gemälde von Werner und hatte bis 1667 als Kanoniker des Augsburger Domkapitels Kontakte nach Augsburg[13]. So erscheint es denkbar, dass er der Auftraggeber für dieses Bild seines Neffen war.

Gouache, Joseph Werner, (1668), Bayer. Verwaltung d. staatl. Schlösser, Gärten u. Seen. München

Werner war berühmt für seine Miniaturen und »andere kleine Stuck«, für die er an vielen Höfen »grosses Lob … (und) sehr reichliche Honorarien und kostbar guldene Ketten und Gnadenpfennig« erhielt[14]. Er liebte den allegorisch-mythologischen Rahmen für seine Personendarstellungen. So stellt der 13-jährige badische Erbprinz die Tugend der »Sollecitudine«, d. h. die schnelle, auf ein Ziel gerichtete Eilfertigkeit dar. Flügel und das leichte Gewand deuten auf Schnelligkeit hin, während Bogen und Pfeile für die Zielgerichtetheit stehen. Er reitet auf einem schwarzen Pferd, das sich in der Pesade (Levade) einer der schwierigsten Positionen der hohen Schule des Reitens erhebt. Auf Bildnissen war sie ausschließlich Personen allerhöchsten Ranges vorbehalten. Ohne Sattel und Zügel sitzt der Prinz auf einem Leopardenfell. In allegorischen Musterbüchern der Zeit war der Leopard das Symbol für militärische List. Alles in allem soll der Reiter den vollkommenen militärischen Führer symbolisieren. Trotz des kleinen Bildformats wirkt die Darstellung durch die verschwindend kleinen Bauwerke und Personen neben den Hufen des Pferdes wirkungsvoll und fast monumental.

Auf einem Stein in der linken Bildecke steht die Devise: »nec fraeno nec viribus opus« (Er handelt ohne Zügel und Kraft). Das will sagen, er beherrscht das Pferd und wohl auch künftige Aufgaben ohne Mühe und Hilfsmittel. Dass auch der Erfolg nicht ausbleiben wird, demonstriert ein Putto, der über den künftigen Helden einen Lorbeerkranz hält und seinen Ruhm mit einer Fanfare verkündet[15].

Im Todesjahr des Vaters, Ferdinand Maximilian, 1669 zeichnete Matthäus Merian d. J. (1621–1687) den nun 14-jährigen badischen Erbprinzen[16].

Merian war Schüler von Joachim von Sandrart, ging mit ihm 1637 nach Amsterdam und von dort 1639 nach London, wo er die Bekanntschaft von Anthonis van Dyck machte. Nach kurzen Aufenthalten in Paris und Frankfurt war er von 1643 bis 1647 in Italien. Neben seiner künstlerischen Tätigkeit war er auch Agent verschiedener Fürsten und besuchte in dieser Eigenschaft den Friedenskongress 1650 in Nürnberg und die Krönung Kaiser Leopolds I. 1658 in Frankfurt. Da seine Kunst an vielen Fürstenhöfen Anerkennung fand, war er viel auf Reisen und besuchte auch den Hof in Baden-Durlach[17].

Seine Porträts zeichneten sich nach Meinung der Zeitgenossen durch »eine vollkommene Gleichnus und … zierliche und vernünftige Disposition« aus[18]. Die Grundlage seiner Malkunst war die Zeichnung »mit wahren natürlichen starken Colorit nach Erfordernis des Subjects«[19]. Der pfälzische Kurfürst Karl Ludwig schrieb an den Markgrafen

Zeichnung, Matthäus Merian d. J., (1669), Staatl. Kunsthalle Karlsruhe

Wilhelm, er »aestimire seine Kunst aber nicht den preis«, den er dafür verlange[20].

Im Februar 1669 war Merian auf Einladung Ferdinand Maximilians auch am baden-badischen Hof und fertigte ein Bild Ludwig Wilhelms. Einiges der Merian'schen Zeichenkunst findet man so in dem farbigen Pastell, das nach dem Leben gezeichnet dem wahren Aussehen des 14-jährigen Prinzen wohl sehr nahe kommt. Der Prinz trägt nun eine Perücke, wiederum einen Harnisch und einen rotweißen Spitzenkragen. Charakteristische Züge Ludwig Wilhelms sind die mandelförmigen Augen, die starke Nase und das energische Kinn. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gesicht des Reiters von Joseph Werner aus dem Jahr zuvor ist unverkennbar.

Merian wurde mit einem Gehalt von 50 Reichstalern als Rat und Agent in den Dienst der Markgrafen von Baden-Baden genommen. Bei einem späteren Aufenthalt 1672 zeichnete Merian in einer ähnlichen Manier verschiedene andere Mitglieder der markgräflichen Familie[21].

Seit 1674 nahm der 19-jährige Ludwig Wilhelm als Volontär und unter der Aufsicht seines Onkels Hermann an den Feldzügen gegen französische Truppen am Oberrhein teil. 1676 übernahm er ein kaiserliches Regiment zu Fuß von seinem Onkel. Kaiser Leopold I. ernannte ihn im gleichen Jahr zum Obristen. Damit trat er in den militärischen Dienst des Kaisers. Nach dem Ende des Reichskrieges gegen Frankreich wurde er auf eigenen Wunsch 1679 zum General-Wachtmeister, dem niedrigsten Generalsrang in der kaiserlichen Armee befördert. Die Teilnahme an den Feldzügen von 1674 bis 1678 hatte nach Meinung des Kaisers und seines Hofkriegsratspräsidenten und Generalleutnants Montecuccoli seine *absonderlichen qualiteten, … erwiesenen dapferkeit, … geschicklichkeit und in Krieges sachen erlangten guten erfahrenheit* zur Genüge bewiesen, um diese Beförderung zu rechtfertigen[22]. Angesichts eines drohenden neuen Krieges mit Ludwig XIV. beförderte Leopold I. den badischen Markgrafen 1682 zum Feldmarschall-Leutnant[23]. Seit dem Tod des Großvaters, Markgraf Wilhelm, 1677 war Ludwig Wilhelm auch Regent der Markgrafschaft.

Im gleichen Jahr ließ der 27-jährige Markgraf ein Gemälde von sich selbst durch Theodor Roos (1638–1687) anfertigen[24].

Roos war 1681/82 am württembergischen Hof tätig und malte in der kurzen Zeit von sieben Monaten acht Gemälde in Lebensgröße, darunter auch das Ludwig Wilhelms. Er stammte aus einer pfälzischen Malerfamilie und erhielt eine erste Ausbildung bei Adrian de Bie, der Hirtenlandschaften und Motive des Alten Testaments malte. Zusammen mit seinem älteren Bruder Johann Heinrich war er 1653 am erzbischöflichen Hof in Mainz und

Gemälde, Theodor Roos, (1682), Haus Baden

anschließend am Hof von Hessen-Kassel. Seit 1659 war er in Straßburg und unterhielt eine Zeichenakademie. Von dort bereiste er regelmäßig verschiedene Fürstenhöfe, so Veldenz, Birkenfeld, Baden, Hannover, Leiningen und Nassau. 1685/86 hielt er sich wieder in Stuttgart auf, wo man ihm den Titel eines Hofmalers verlieh[25].

Theodor Roos gilt als ein »realistischer Interpret seiner Modelle«. Seine »detaillierte Wiedergabe von Kleidung, Rüstung, Schmuck, die repräsentative Haltung tragen auch stets zur Deutung der dargestellten Persönlichkeit bei«. Sein oberstes Anliegen war, seine Auftraggeber entsprechend ihrem »Amt und ihrer Würde« darzustellen. So »vermitteln seine Bildnisse eine zutreffende Vorstellung von den Menschen … nach dem Dreißigjährigen Krieg«[26].

Das traf sicher auch auf das Gemälde des badischen Markgrafen zu, den Roos »als regierenden Landesfürsten und Kriegsherren in gleißender Rüstung« darstellt. »Selbstbewusst schaut der Markgraf auf den Betrachter; bis auf die Brust reichende Locken rahmen das intelligente Gesicht. Massive Säulen und schwere Vorhänge bestärken im Fond das sichere und bestimmte Auftreten des Kriegshelden«[27]. Unschwer erkennt man die Gesichtszüge des 14-jährigen Knaben von 1669 wieder.

Auch wenn die Darstellung von Landesfürsten im Prunkharnisch üblich war, liegt das Gewicht der Darstellung von Roos wohl mehr auf dem Kriegshelden, der Ludwig Wilhelm 1682 noch gar nicht war, als auf dem Landesherrn. Dies unterstreicht vor allem der Kommandostab in der rechten Hand des Markgrafen, wenn auch Ludwig Wilhelm als kaiserlicher Offizier bis 1682 noch keinerlei Kommando, das dieses Zeichen rechtfertigen konnte, geführt hatte. So verkündet das vom Markgrafen gewünschte Bild sein Programm für die Zukunft, an dessen Verwirklichung er sich mit Beginn der Türkenfeldzüge 1683 energisch machte.

In der Tat gelang ihm in der kaiserlichen Armee in kurzer Zeit eine steile Karriere. 1686 bekleidete er bereits den höchsten militärischen Rang, Feldmarschall[28]. Drei Jahre später übertrug ihm der Kaiser das Oberkommando über die kaiserlichen und die Truppen von Verbündeten in Ungarn[29]. Spätestens jetzt wurden der Markgraf und seine militärischen Taten gegen die Türken, den »Erbfeind christlichen Namens«, Gegenstände öffentlichen Interesses.

Fliegende Blätter, Kupferstiche und historische Medaillen verbreiteten in Bild und Schrift die bedeutsamen Ereignisse und ihre Akteure. Der in relativ hoher Auflage herstellbare Kupferstich eröffnete die Möglichkeit, ein breites Publikum durch alle sozialen Schichten und über Landesgrenzen hinweg zu erreichen. Durch geringfügige und damit billige Veränderungen konnten die Druckplatten für verschiedene Zwecke benutzt werden[30]. Dabei kam es nicht so sehr auf eine lebensnahe Darstellung der betreffenden Person an, als vielmehr auf das martialische, siegreiche Auftreten einer hohen Feldherrnpersönlichkeit im Kampf gegen die noch immer gefürchteten Osmanen.

Ein Beispiel dieser Art ist ein Kupferstich eines unbekannten Künstlers aus dem Jahr 1689[31]. Der Markgraf sprengt in voller Rüstung, die er so im Kampf längst nicht mehr trug, mit dem Marschallstab in der Rechten auf den Betrachter zu. Federhut, Perücke und Halstuch verstärken die Rasanz der Bewegung. Am Boden liegt Türkenbeute und im Hintergrund fliehen die geschlagenen Türken nach verlorener Schlacht.

Ein schriftlicher Kommentar unter dem Bild erläutert, worauf es dem Künstler mit dieser Darstellung eigentlich ankam:

Kupferstich, (1689), GLA Karlsruhe

»Diß ist der tapfre Held, der Leib und Leben waget, /
der mit Großmüthigkeit die Türcken=Hund verjaget, /
Wie Nissa diß bezeüg, nebst andren Thaten mehr, /
Drum bebt gantz Orient vor Ihm und seinem Heere«.

Die Großmütigkeit hat hier die Bedeutung von großem Mut. Der Hinweis auf die Schlacht bei Nissa am 24. September 1689 verweist auf die Herstellung des Kupferstiches nach diesem Datum.

Die Bedeutung der dargestellten Person, die nun keineswegs dem Markgrafen ähnlich sieht, wird dadurch herausgehoben, dass in einem zweiten Textteil seine gesamten politischen und militärischen Titel aufgezählt werden:

»Der Durchleüchtigste Fürst und Herr, Herr Ludwig Wilhelm, Marggraf zu Baaden, Landgraf zu Sausenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Rötelen, Badenweyler, Lohr (d. h. Lahr) und Mahlberg, Dero Röm: Kays: Maj: General=Feld=Marschall über die Cavallerie, und Obrister über ein Regiment zu Fuß«.

Ein kaiserlicher Feldmarschall befehligte dabei nicht nur die Kavallerie, sondern wie der Markgraf in Ungarn eine ganze Armee.

Natürlich wurde damit der Ruhm und das Ansehen des Markgrafen im Römischen Reich befördert, zugleich aber auch dem geneigten Publikum die immer noch seit dem Ansturm der Türken auf Wien 1683 vorherrschende Furcht, oftmals auch Panik vor dem osmanischen Feind und seiner Grausamkeit genommen.

Das Bemühen der Kupferstecher und ihrer Künstler, die die Vorlage erstellten, die Persönlichkeit des Markgrafen der Öffentlichkeit in einigermaßen Ähnlichkeit zu präsentieren, findet sich aber ebenfalls. So bei einem porträtähnlichen Stich, der, wenn der unbekannte Künstler exakt gearbeitet hat, in die Zeit zwischen August 1691 und dem Frühjahr 1693 einzuordnen ist[32]. Denn der Markgraf wird wohl als Generalleutnant des Kaisers tituliert, welches Amt er am 27. August 1691 erhielt[33]. Bei diesem Titel handelt sich nicht um einen militärischen Rang, sondern die Stellung als militärischer Stellvertreter des Kaisers im Felde. Er trägt aber noch nicht den Orden vom Goldenen Vliess, den ihm der spanische König Karl II. am 14. August 1692 verlieh und der ihm am 13. Februar 1693 vom Prinzen Eugen von Savoyen in Langenzersdorf bei Wien überreicht wurde[34].

Ludwig Wilhelm erscheint in Rüstung mit Allongeperücke und Spitzenjabot mit Schleife in einem hochovalen Rahmen. Er blickt den

Kupferstich, (1691/93), GLA Karlsruhe

Kupferstich, (1691), GLA Karlsruhe

Betrachter an. Gewisse Ähnlichkeiten mit dem Bild von Theodor Roos und auch mit der Zeichnung von Matthäus Merian d. J. scheinen gegeben. Die politische und militärische Titulatur im Sockel wird nur verkürzt wiedergegeben: LUDOVICUS WILHELMUS Marchio Badensis etc, Sacrae Caes. Majest. Locum Generaliss. etc. (Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden, der Heiligen Kaiserlichen Majestät Stellvertretender Generalissimus).

Dieses Kupferstichporträt war weit verbreitet. Es findet sich auch in dem von Vater und Sohn Merian herausgegebenen »Theatrum Europaeum«[35].

Die meisten Kupferstiche der Zeit und im deutschen Raum zeigen den Markgrafen jedoch als Feldherren hoch zu Ross und auf dem Schlachtfeld. Als Beispiel sei der Stich eines unbekannten Künstlers gezeigt, der den Markgrafen in dieser beliebten Darstellungsform zeigt[36]. Immerhin ist in dieser Zeichnung, die ebenfalls aus der Zeit nach August 1691 stammen muss, da der Titel Generalleutnant verwendet wird, die Kleidung des Feldherrn in der Schlacht richtig wiedergegeben. Er trägt nur einen Brustpanzer und keine volle Rüstung, darüber einen knielangen Rock und dazu hohe Reitstiefel. Die erläuternde Inschrift ist die übliche mit dem Namen Ludwig Wilhelm, der politischen Stellung als Markgraf von Baden und seinem militärischen Amt als kaiserlicher Generalleutnant. Irgendwelche Ähnlichkeiten mit dem tatsächlichen badischen Fürsten sind natürlich nicht vorhanden.

Französische Verleger von Kupferstichen ließen ganze Serien von berühmten Zeitge-

Kupferstich, Antoine Trouvain, (1695 ?), GLA Karlsruhe

nossen anfertigen. Hier erschien 1695 auch ein Stich des Markgrafen bei dem Verleger und Kupferstecher Antoine Trouvain aus Paris[37]. In modisch-eleganter Kleidung zeigt sich der Markgraf hier weniger als kriegerischer Feldherr denn als À-la-mode-Kavalier. Nur der Marschallstab in seiner rechten Hand und die kriegerische Szene im Hintergrund mit Artilleriegeschützen bei der Belagerung einer Stadt verweisen auf sein militärisches Metier. Der Untertitel »Le Prince Louis de Bade. General des Armées de l'Empire« ist im militärischen Teil irreführend. Eine Armee des Heiligen Römischen Reiches hat es im Wortsinn nie gegeben, sondern nur die aus den Kontingenten der Kreisstände gebildeten Truppen der verschiedenen Reichskreise. Die des Schwäbischen und Fränkischen Reichskreises insbesondere befehligte der Markgraf von 1693 bis 1697 und 1701 bis 1706. Erst am 11. März 1704 wurde er vom Reichstag in Regensburg zum katholischen Reichsgeneralfeldmarschall ernannt und am 25. April von Kaiser Leopold I. in diesem Amt bestätigt. Sein evangelisches Pendant war der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth.

Gelegentlich dienten Kupferstiche auch Propagandazwecken oder der satirischen Karikatur.

Während des Spanischen Erbfolgekrieges von 1701 bis 1714 war 1705 der Versuch der Großen Allianz, entlang des Tals der Mosel auf französisches Territorium vorzudringen und so den Krieg nach Frankreich zu tragen, gescheitert. Die Gründe dafür waren vielfältig. Es fehlte von Anfang an die Versorgung für die Armee des englischen Herzogs von Marlborough. Das Wetter im Frühjahr 1705 war außerordentlich kalt und regnerisch. Benachbarte Reichstände hatten es versäumt, rechtzeitig genügend Wagen und Pferde für den Transport der Belagerungsgeschütze und der Versorgungsgüter bereit zu stellen. Der französischen Führung war das Angriffsziel seit dem Herbst 1704 bekannt und sie konnte in Ruhe entsprechende Gegenmaßnahmen treffen. Letztlich konnten sich die Truppen unter dem Kommando des Markgrafen nicht rechtzeitig mit denen des Herzogs vereinigen, weil die verschiedenen Kontingente zu spät und in zu geringer Zahl eintrafen. Als nun Mitte Juni Ludwig Wilhelm die Armee verlassen musste, weil sich seine Wunde aus dem Feldzug von 1704 sehr verschlimmert hatte und gleichzeitig die Moseloperation abgebrochen werden musste, war der »Sündenbock« für dieses Desaster aus der Sicht der Alliierten schnell gefunden[38]. Während die größe-

ren Reichsstände am Rhein, wie der Erzbischof von Trier, nur in »höflicher Weise« auf ihr Versagen hingewiesen wurden, weil man sie weiter als Verbündete benötigte, schickte Marlborough einen Gesandten nach Wien, um die Entfernung des kaiserlichen Generalleutnants zu verlangen[39]. Dazu konnte man sich in Wien aber nicht durchringen.

Die Holländer, die die Moselexpedition wegen der Sorge um die Verteidigung ihrer Grenzen gegen Frankreich nur mit großer Zurückhaltung betrachtet hatten, verlangten nun die sofortige Rückkehr Marlboroughs. Sie stimmten der Verurteilung des Markgrafen durch diesen ohne Zögern zu. Man bezichtigte Ludwig Wilhelm in aller Öffentlichkeit des Verrats an der Sache der Alliierten. Es erschienen mehrere Kupferstiche gleichen Inhalts, die das dokumentieren sollten[40].

Ludwig Wilhelm sitzt schlafend – Louis dort – am Tisch umgeben von französischen Geldstücken – Louis d'or. Einen Überwurf schmücken französische Lilien. Auf der Fensterbank und unter dem Tisch erscheint der gallische Hahn, hier auch als Symbol des Verrats. Ein kleines Bild zeigt Bad Ems, in das sich der Markgraf zur Heilung seiner Wunde begeben hatte. Auf einem anderen sieht man ein ruhiges Feldlager, in dem Ludwig Wilhelm in einem Zelt schläft. Als Autor des Stiches ist ein Pasquinus genannt, offenbar ein Deckname. Im antiken Rom gab es einen Torso, an den Spottschriften geheftet wurden und der Pasquino hieß[41].

Der Vorwurf des Verrats konnte den Markgrafen nicht treffen, machte ihm dennoch persönlich sehr zu schaffen. Allerdings befand sich in seinem Stab ein schweizerischer Offizier, den die Franzosen als Informant gewonnen hatten[42].

Neben den fliegenden Blättern und dem Kupferstich kannte das 17. Jahrhundert noch

Kupferstich, (1705), Stadtarchiv Rastatt

ein anderes »Organ der Publizistik«: die historische Medaille oder Schaumünze[43]. Auftraggeber für solche nicht dem Zahlungsverkehr dienenden Münzen waren interessierte fürstliche Persönlichkeiten, aber ebenso Verleger und Unternehmer, die mit den von ihnen bei Künstlern angeregten Bildmünzen Handel trieben. Es war dies ein lohnendes Geschäft, denn die Medaillen wurden mehr und mehr zum Sammelobjekt oder zur Wertanlage. Süddeutscher Mittelpunkt dieser Medaillenindustrie waren die Orte Nürnberg und Augsburg. Dort befanden sich auch die bekanntesten Medaillenstecher. Die Medaillen selbst wurden in der Regel geprägt.

Die Themen für die Medaillen wurden dem aktuellen Zeitgeschehen entnommen. Im 17.

Medaille (Vs.), Martin Brunner, (1689), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

Medaille (Rs.), Martin Brunner, (1689), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

Jahrhundert bildeten die Kriege des Heiligen Römischen Reiches gegen Frankreich und die Türken die bevorzugt behandelten Sujets. Die Siege, prominente Feldherrn und die Friedensschlüsse waren dankbare und vom Publikum gern akzeptierte Gegenstände[44].

So ist es nicht verwunderlich, dass auch Markgraf Ludwig Wilhelm in dem Augenblick, als er 1689 ein selbständiges Kommando in Ungarn gegen die Osmanen vom Kaiser übertragen bekam, das Interesse der Medaillenverleger erregte. Die »histoire métallique« des Markgrafen beginnt so 1689 und die meisten der Medaillen betreffen seine Erfolge gegen die Türken. Dabei hat er selbst keine dieser Schaumünzen in Auftrag gegeben[45].

Am Beginn steht eine Medaille auf den Sieg des Markgrafen bei Nissa am 24. September 1689 von dem Medailleur Martin Brunner (1659–1725) aus Nürnberg. Der Markgraf erscheint auf der Vorderseite der Medaille barhäuptig in einem Brustbild nach rechts im Harnisch mit Allongeperücke und Spitzenkragen. Die Porträtähnlichkeit zeigen vor allem die gerade Nase und das energisch Kinn. Die Umschrift gibt seinen Titel wieder: LUDWIG WILH. D.-G. MARCH. BADENSIS (Ludwig Wilhelm, Dei Gratia, Marchio Badensis; Ludwig Wilhelm, von Gottes Gnaden Markgraf von Baden). In einer weiteren äußeren Umschrift wird in allegorischem Sinn unmittelbar Bezug auf den Ausgang der Schlacht genommen: CADENT A LATERE TVO MILLE. ET DECEM MILLIA A DEXTRIS TVIS. Ps. 90,7 (Es werden fallen dir zur Seite tausend und zehntausend zu deiner Rechten). Der Medaillenstecher hat sich im Psalmvers geirrt. Es handelt sich um Psalm 91 Vers 7: »Wenn auch tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen«. Die Rückseite zeigt das türkische Zeltlager, die nach dem Verlust der Schlacht fliehenden Türken, die in großer Anzahl in dem Fluss Nisch ertranken, und das Bild der gleichnamigen Stadt (heute Nis in Jugoslawien). Über diesem Bild liest man: NISSA. Anag. SINAS (Nissa, lass mich bestehen). Das Wort SINAS wurde dabei als

Medaille (Rs.), Philipp Heinrich Müller (1691/92), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

Medaille (Rs.), Martin Brunner (1691), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

Anagramm aus NISSA gebildet. Der Schriftsatz unter dem Bild besagt: ME MODO QUIN SPOLYS ETIAM / DITISSIMA CASTRA TURCA / SINAS MONEO NOMINE / NISSA MEO. (Mich nur, das beutereichste türkische Lager, lass bestehen, mahne ich mit meinem Namen Nissa). Unter der Schrift steht der Buchstabe F. für den Verleger der Medaille Johann Färber aus Nürnberg. Als technische Neuerung konnte auch der Rand der Münze beschriftet werden, in unserem Fall mit der Mitteilung: MONVMENTVM II VICTORIAE AB EXERCITV CAESAREO, ADVERSVS CHRISTIANIT: HOSTEM OBTENTAE, 1689. 24. Sept. (Denkmal des zweiten, vom kaiserlichen Heer über den Feind der Christenheit errungenen Sieges). Bereits am 29. und 30. August 1689 hatte das kaiserliche Heer bei Grabova und Batocina einen Sieg über die Osmanen erzielt. So war die Schlacht bei Nis die zweite Niederlage der Türken[46].

Immer wieder wird auf Medaillen über den Markgrafen zum Türkenkrieg darauf hingewiesen, dass seine Siege gegen einen an Zahl überlegenen Gegner errungen wurden. Auch, dass die Türken die Verbündeten Ludwigs XIV. waren, der zur gleichen Zeit am Oberrhein gegen das Reich zu Felde zog, wird angesprochen. So sehen wir den Markgrafen als Zähringer Löwen, der ein Rudel Wölfe – die Türken – in die Flucht schlägt und dazu die Inschrift: NON CURAT NUMERUM. (Er kümmert sich nicht um die Zahl). Der Sonnengott, als Anspielung auf den französischen König, hält einen Hund als Symbol für die Türken an der Leine, der vom Markgraf, wieder als Löwe dargestellt, in Schach gehalten wird. Die Erläuterung dazu sagt: NON TIMET HOS SOCIOS. (Diese Bundesgenossen fürchtet er nicht)[47]. Allgemein wird der kaiserliche Generalleutnant als »Türkentod«, »rächender Kriegsgott«, »ständiger Türkenbesieger« und »Badischer Held« auf den Medaillen gefeiert[48].

Manche der historischen Schaumünzen bezieht sich nicht auf ein vergangenes Ereignis, sondern bringt Wünsche und Hoffnungen

Medaille (Vs.), Philipp Heinrich Müller (1693), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

Medaille (Rs.), Philipp Heinrich Müller (1693), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

für künftige Vorhaben des Markgrafen zum Ausdruck. 1693 übernahm Ludwig Wilhelm, vor allem auf Wunsch des Schwäbischen und Fränkischen Kreises, das Oberkommando am Oberrhein. Die zu diesem Anlass geprägte Medaille von Philipp Heinrich Möller (1650–1710) bringt die Erwartungen, die man an seine militärische Führung knüpfte, deutlich zur Sprache. Diese »ausdrucksvollste Porträtmedaille« zeigt auf der Vorderseite den Markgrafen im Profil nach rechts, wie üblich im Panzerharnisch mit Allongeperücke und Spitzenkragen. Neben seinem Titel als badischer Markgraf erscheint hier besonders seine militärische Stellung als Generalleutnant des Kaisers und sein militärischer Dienstgrad Feldmarschall: LVDOV. WILH. DG. MARCH. BAD. HOCHB. S. C. M. GENER: LOCVMT … CAMPIMARISC (calcus) (Ludwig Wilhelm, von Gottes Gnaden Markgraf von Baden und Hochberg, seiner heiligen, kaiserlichen Majestät Generalleutnant und Feldmarschall).

Das eigentliche Anliegen der Medaille findet sich auf der Rückseite. Der Markgraf erscheint in antiker Gestalt, hält in der linken Hand den Feldherrnstab und weist mit der rechten zur Sonne, die hier wie stets den Sonnenkönig, Ludwig XIV. symbolisiert. Hinter ihm steht die Siegesgöttin, die ihn bekränzt und türkische Trophäen hält. Vor dem Markgrafen liegt der gefesselte Rheingott und erhebt flehend die Hände. Im Hintergrund sieht man eine Rheinlandschaft. Die Überschrift lautet beziehungsreich: VT LVNAE, SIC SISTE – GRADUM, NUNC – JOSVA / SOLIS (Wie den Lauf des Mondes, so bringe jetzt auch den der Sonne zum Stillstand, Josua) Der Mond oder besser der Halbmond verweist dabei auf die Türken. Im Abschnitt unter dem Bild wird die Kommandoübernahme thematisiert: MARS BISVLTOR, VICTOR TURCAR(um), / PERPETUUS, EXPEDITIONEM / CONTRA GALLOS AD RHENUM / AGGREDITVR. / .1693. (Mars, der Doppelrächer, der ununterbrochene Türkensieger, tritt den Feldzug gegen die Franzosen am Rhein an, 1693). Die Randschrift bringt die allgemeine Erwartung noch deutlicher zum Ausdruck: AVXILIVM EXPECTANS HEROIS AB ENSE BADENSIS PRAESAGIT RHENVS FATA BENIGNA

Medaille (Vs.), Georg Hautsch (1704), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

Medaille (Rs.), Georg Hautsch (1704), Bad. Landesmuseum, Münzkabinett

SIBI.(FK) (Hilfe erwartend vom Schwert des badischen Helden, erahnt der Rhein sich gütiges Geschick; Friedrich Kleinert, der Verleger)[49]. Ganz konnte der Markgraf diese Hoffnungen in den Jahren 1693 bis 1697 nicht erfüllen. Größere Einfälle der Franzosen in den Schwäbischen und Fränkischen Kreis mit all ihren schlimmen Folgen für Land und Bevölkerung aber konnten verhindert werden.

Medaillen dienten auch der publizistischen Auseinandersetzung zwischen den verbündeten Mächten der Großen Allianz während des spanischen Erbfolgekrieges. Die Erstürmung des Schellenberges bei Donauwörth am 2. Juli 1704 durch eine alliierte Armee war eine sehr verlustreiche Angelegenheit. Besonders englische und niederländische Truppenteile waren stark betroffen. Der Grund für das Desaster, das in ca. einer halben Stunde mehr als 6000 Tote und Verwundete produzierte, war ein verfrühter Angriff des Herzogs von Marlborough gegen die stärkste Stelle der Verteidiger. Erst der Einsatz kaiserlicher Verbände unter dem Markgrafen rettete die Situation und brachte schließlich den Erfolg[50]. In seiner Mitteilung nach England und an die Niederlande lobte der Herzog die tapferen englischen Truppen überschwänglich und schrieb ihnen den Erfolg zu. Er unterschlug aber völlig den Anteil der kaiserlichen Soldaten und des Markgrafen[51]. Die Niederlande, die über die Verluste erbost waren, benutzten nun eine Medaille, die sie bei dem Nürnberger Stecher Georg Hautsch in Auftrag gaben, um ihrer Erbitterung Ausdruck zu verleihen[52].

Auf der Vorderseite erscheint das Porträt des Markgrafen in der üblichen Manier und der Überschrift: LVD. WILH. M. BADEN – EX(ercitus). CAES(are). GEN(eralis). LOC(umtenens), (Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden, des kaiserlichen Heeres Generalleutnant). Die Rückseite zeigt die Donau und den Donaugott eine Krone hochhaltend, die Stadt Donauwörth und den verschanzten Schellenberg. Die Überschrift besagt: HOSTE CAESO FVGATO CASTRIS DIREPTIS (Der

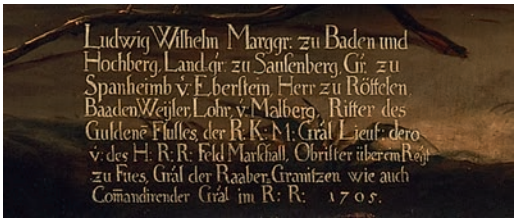
Feind vernichtet, in die Flucht geschlagen, sein Lager geplündert). Die Unterschrift verweist auf Ort und Zeit: AD SCHELLENBERGAM / DONAWERDAE / 1704 (Am Schellenberg bei Donauwörth 1704). Erst die Randschrift bringt das Anliegen der niederländischen Auftraggeber klar zum Ausdruck: VIRTVTE PRINCIPIS ET SOCIORVM VIA VICTORIIS INSEQVENTIBUS APERTA (Durch die Tapferkeit des Fürsten und der Bundesgenossen wurde der Weg zu weiteren Siegen geöffnet)[53]. Die »Tapferkeit des Fürsten«, sprich des Markgrafen, scheint also das ausschlaggebende Moment des Sieges. Erst danach erscheinen die Bundesgenossen, d. h. der Herzog mit seinen Truppen. Die Wahrheit lag irgendwo in der Mitte. Selbst der Prinz Eugen gab allerdings nach dieser militärischen Aktion zu bedenken, dass der englische Herzog erst noch ein General werden wolle[54]. Im Übrigen war der Markgraf für die Niederländer nur das Instrument, um dem Engländer ihr Missfallen zu zeigen. Ein Jahr später, 1705, war, wie schon gezeigt, in einem Kupferstich der Markgraf der Sündenbock und sogar Verräter.

Am Ende des Jahrhunderts musste der nun 45jährige Markgraf feststellen, dass die meisten seiner politischen Vorhaben und militärischen Pläne gescheitert waren. Am 28. Oktober 1700 bat er Kaiser Leopold I. über seinen Vertreter am Wiener Hof, Baron von Greiffen, »mir zu vergönnen, dass … mich retirieren, und in meinem kleinen fürstenthumb, so bald Ein wenig Vor mein Unterkhommen wieder erbawt sein würde, vor mich wie andere meine Mitfürsten leben möge«[55]. Sein einziges Ziel war, »daß Ich eine Hoffstadt wie Einem meines gleichen Fürsten gebührt und in der Wiegen gefunden, halten will und muß …«[56]. Vor allem galt es trotz aller Misserfolge fürstliches Prestige und markgräfliche Reputation zu bewahren und zu demonstrieren. Ausfluss dieser Haltung war der Bau der befestigten Residenz und Modellstadt Rastatt mit einem Schloss, das verglichen mit den finanziellen Möglichkeiten des Markgrafen deutlich überdimensioniert war. Aber was die Markgrafschaft nicht mehr leisten konnte, lieferten die böhmischen Besitzungen der Markgräfin.

Auch die nun gefertigten offiziellen Herrscher- und Staatsporträts des Markgrafen gehören in dieses Programm fürstlicher Selbstdarstellung. Eines der ersten, das vermutlich um 1700 entstanden ist, stammt von Frans van Stampart, der 1675 in Antwerpen geboren wurde und 1750 in Wien starb. Seit 1698 war er am kaiserlichen Hof in Wien als Hofmaler tätig[57]. Im Frühjahr 1701 war der Markgraf längere Zeit in Wien, wohnte im Palais Lobkowitz, das seiner Tante einer geborenen Markgräfin und jetzt Fürstin Lobkowicz und Herzogin zu Sagan gehörte, und hielt dort repräsentativ Hof. So scheint es möglich, dass das Gemälde zu dieser Zeit von Stampart nach dem Leben gemalt wurde.

Der Markgraf ist mit allen Insignien seiner politischen und militärischen Macht dargestellt. Der Feldherr erscheint in voller Prunkrüstung, die Rechte hält den Kommandostab, die Linke ruht auf dem Degen, der Helm liegt griffbereit auf einer Konsole. Der Orden vom Goldenen Vliess, vom spanischen König für die Siege gegen die Türken 1692 verliehen, ist sichtbar. Um die Hüfte schlingt sich die rote Schärpe als weiteres Abzeichen des Offiziers. Über dem rechten Arm ruht der violette Fürstenmantel als Zeichen für den Landesherrn. Ob es am markgräflichen Hof einen Mohrenknaben gegeben hat, der sich hier aus dem Hintergrund nähert, ist fraglich. Die Gesichtszüge des Markgrafen sind die charakteristischen von vielen Abbildungen her bekannten. Der Markgraf blickt ernst. Der Hintergrund des Bildes ist in dunklen Farbtönen

Gemälde, Frans van Stampart (1701), Haus Baden



Gemälde, unbek. Maler (1705 ?), Heeresgeschichtliches Museum, Wien

gehalten, möglicherweise als Bezug auf die angespannten Lage im Frühjahr 1701 kurz vor dem Beginn des spanischen Erbfolgekrieges[58].

Zwei repräsentative Gemälde von bisher unbekannten Malern thematisieren die gleichen politischen und militärischen Züge zur Person des Markgrafen. Das Gemälde, das sich im Besitz des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien befindet, zeigt den Markgrafen in fast lässiger Haltung an einen Baum gelehnt vor dem Hintergrund eines Feldlagers und einer Stadt. Blickfang ist hier nicht eine Prunkrüstung, sondern der blaue Fürstenmantel. Die Eigenschaft des Landesherren wird durch die Titulatur in der linken Bildecke betont: »Ludwig Wilhelm Marggr. Zu Baden und Hochberg, Landgr. Zu Sausenberg, Gr. Zu Sponheimb, v. Eberstein, Herr zu Röttelen, BadenWeyler, Lohr, v. Mahlberg, Ritter des Güldenen Flüsses, der R: K. M. (Römischen Kaiserlichen Majestät) Gral. Lieut., dero v. des H. R. R. (Heiligen Römischen Reichs) Feld Marshall, Obrister über ein Regt. zu Fues, Gral. der Raaber Gränitzen, wie auch Commandierender Gral im R: R: (Römischen Reich) 1705.« Die militärischen Abzeichen bestehen in Brustpanzer, Kommandostab, der gelben kaiserlichen Feldbinde, hohen Reiter-

Gemälde, unbek. Maler (1700 ?), Ekkhart. Jahrbuch f. d. Oberrhein 1943

stiefeln und Helm mit Handschuhen im Vordergrund. Sollte die Datierung in der linken Bildecke mit 1705 stimmen, wäre dies sicher eines der letzten Gemälde, das zu Lebzeiten des Markgrafen angefertigt wurde[59].

Das Ölbild eines unbekannten süddeutschen Malers, das um 1700 datiert ist, zeigt einen optimistischen, tatenfroh blickenden Markgrafen. Er steht vor einem Zelt mit weiteren Zelten im Hintergrund. Ganze Prunkrüstung, Marschallstab und Degen betonen auch hier den militärischen Charakter. Das Goldene Vliess verweist auf vergangene Verdienste, der blaue mit Hermelin eingefasste Fürstenmantel auf den Reichsfürsten und Landesherrn[60].

Klar überwiegt in diesen drei Staatsporträts, die späteren Gemälden vielfach als Vorlagen dienten, der soldatisch-militärische Charakter des Markgrafen. Es war in der Tat die militärische Reputation, die sich der Markgraf vor allem in den Türkenkriegen erworben hatte, die ihm fast allein zur repräsentativen, öffentlichen Darstellung geblieben war. Sein Land war zerstört. Der Aufstieg anderer Fürstenhäuser in den Rang von Kurfürsten und Königen hatte ihn als Markgrafen und Angehörigen eines der ältesten Fürstenhäuser seiner Meinung nach in der Standeshierarchie des Reiches herabgesetzt. Die erneute Übernahme des Kommandos am Oberrhein 1701, die Ernennung zum katholischen Reichsgeneralfeldmarschall 1704 durch Kaiser und Reichstag und der zunächst erfolgreiche Feldzug von 1702 waren Versuche, auf dieser Bahn der militärischen Ehren fort zu schreiten. Umso härter trafen den Markgrafen die Misserfolge in den folgenden Jahren. Verbittert, krank und im Urteil einer kritischen Öffentlichkeit als Feldherr für rückständig und unfähig erklärt, tat der Markgraf 1706 das, was er schon 1700 hatte tun wollen, er legte alle militärischen Ämter nieder[61]. In seinem halb fertigen Rastatter Schloss, in dem auf Wunsch des Markgrafen vieles auf seinen militärischen Ruhm und seine Heldentaten hinweist, starb er 1707[62].

Anmerkungen

1 Lore *Börner,* Deutsche Medaillenkleinode des 16. und 17. Jahrhunderts (Würzburg 1981) S. 10–13.

2 S. zu Georg Pfründt: Hans *Rott,* Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes (Karlsruhe 1917) S. 118 u. 120; Joachim *von Sandrart,* Academie der Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste von 1675. Leben der berühmten Maler Bildhauer und Baumeister. Hrsg. u. kommentiert v. Arthur R. Peltzer (München 1925) S. 225/226 (Zitate); Johann Heinrich *Zedler,* Großes vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste, … Bd. 27 (Halle/Leipzig 1741) S. 856/857 (Zitate).

3 Friedrich *Wielandt;* Joachim *Zeitz,* Die Medaillen des Hauses Baden. Denkmünzen zur Geschichte des zähringen-badischen Fürstenhauses aus der

Zeit von 1499 bis 1871 (Karlsruhe 1980) S. 42 (Abb.); Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Münzkabinett.

4 Der Türkenlouis. Illustrierter Katalog, Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Karlsruhe 1955) S. 31.

5 Friedrich *Wielandt,* Münzen und Medaillen zur Geschichte des Türkenlouis und der Stadt Rastatt, in: ZGO 118 (1970) S. 307–351, hier: S. 311.

6 Fritz *Wolff,* Prinz Ferdinand Maximilian von Baden (1625–1669) und Prinzessin Ludowica Christina, geb. Prinzessin von Savoyen-Carignan (1627–1689), Eltern des Türkenlouis, in: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden 1655–1707. Festgabe seiner Residenzstadt Rastatt (Karlsruhe 1955) S. 28–41, hier: S. 39.

7 *Wielandt* (wie Anm. 5) S. 311.

8 *Wielandt; Zeitz* (wie Anm. 3) S. 41 (Abb.); Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Münzkabinett.

9 Johann Daniel *Schöpflin,* Historia Zaringo Badensis, Bd. 7 (Karlsruhe 1766) S 215–219, hier: S. 216.

10 Extra Schön. Markgräfin Sibylla Augusta und ihre Residenz. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (2008) S. 100 (Abb.); Bayer. Verwaltung der staatl. Schlösser, Gärten u. Seen, München, Inv.-Nr. Res Mü G 459.

11 S. zu Werner: *Sandrart* (wie Anm. 2) S. 211/212; Jürgen *Glaesemer,* Joseph Werner 1637–1710 (München 1974) S. 17, 21 u. 55.

12 Extra Schön (wie Anm. 10) S. 100; Peter O. *Krückemann,* »Der ideale Fürst«. Eine Miniatur von Joseph Werner gibt Rätsel auf, in: ARX 27/2 (2005) S. 13–16, hier S. 14. S. zum Vergleich die Darstellung des Neuen Schlosses in: Johann Daniel *Schöpflin,* Historia Zaringo Badensis, Bd. 2, (Karlsruhe 1764), S. 278, Nr. IV.

13 Extra Schön (wie Anm. 10) S. 100; Christian *Beese,* Markgraf Hermann von Baden (1628–1691) (Stuttgart 1991) S. 62/63.

14 *Glaesemer* (wie Anm. 11) S. 55.

15 S. zu dieser Interpretation: *Krückemann* (wie Anm. 12) S. 15/16.

16 Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 33; A. *v. Oechelhäuser,* Bildnisse des Markgrafen Wilhelm von Baden und seiner Familie, in: ZGO 48 (1894) S. 146–172, hier: S. 170 (Abb.); Staatl. Kunsthalle Karlsruhe, Inv.-Nr. I 555/47.

17 S. zu Merian: *Rott* (wie Anm. 2) S. 115 u. 117; *Sandrart* (wie Anm. 2) S. 200 u. 202.

18 *Sandrart* (wie Anm. 2) S. 200.

19 *Sandrart* (wie Anm. 2) S. 202.

20 Albert *Krieger,* Wallerant Vaillant und Matthäus Merian der Jüngere am baden-badischen Hofe, in: ZGO 47 (1893) S. 381/82, hier: S. 382.

21 *V. Oechelhäuser* (wie Anm. 16) S. 168–172.

22 Christian *Greiner,* Fürstenerziehung im Barock. Bildung und Erfahrungen des »Türkenlouis« (1655–1707), in: ZGO 150 (2002) S. 209–251, hier: S. 250 (Zitat).

23 GLA Karlsruhe 46/3611, 1.2.1682.

24 Hermann *Jedding,* Johann Heinrich Roos. Werke einer Pfälzer Tiermalerfamilie in den Galerien Europas, (Mainz 1998) S. 186 (Abb.); Gerda Franziska *Kircher,* Zähringer Bildnissammlung im Neuen Schloss zu Baden-Baden (Karlsruhe 1958) S. 70/71; Gerda Franziska *Kircher,* Neue Forschungen zur Porträt- und Sammlungsgeschichte der Zähringer, in: ZGO (1949), S. 498–538, hier: S. 501 u. 505; Haus Baden.

25 S. zu Roos: *Jedding* (wie Anm. 24) S. 175–190; *Sandrart* (wie Anm. 2) S. 367.

26 *Jedding* (wie Anm. 24) S. 190.

27 *Jedding* (wie Anm. 24) S. 189.

28 GLA Karlsruhe 46/3613, 13.12.1686.

29 Freiherr Philipp *Röder von Diersburg,* Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken, Bd. 2 (Karlsruhe 1842) Urkunden S. 3/4.

30 Der Brockhaus Kunst (Mannheim/Leipzig ^{3}2006) S. 506.

31 Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 72; GLA Karlsruhe 69 Baden, Sammlung 1995 G Nr. 316.

32 Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. 18 (Stuttgart 1994) nach S. 84 (Abb.); GLA Karlsruhe, 69 Baden, Sammlung 1995 G Nr. 320.

33 GLA Karlsruhe, 46/3614, 27.8.1691.

34 Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 75.

35 Theatrum Europaeum, Bd. 13 (1687–1691) (Frankfurt/M. 1698) S. 638.

36 Daniel *Hohrath;* Christoph *Rehm,* Zwischen Sonne und Halbmond. Der Türkenlouis als Barockfürst und Feldherr (Rastatt 2005) S. 34 u. 211 (Abb.); Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 75; GLA Karlsruhe, 69 Baden, Sammlung 1995 G Nr. 315.

37 *Hohrath; Rehm* (wie Anm. 36) S. 220 (Abb.); GLA Karlsruhe, Inv.-Nr. J-Aa-L/37.

38 S. zum Feldzug 1705: Philipp *Röder von Diersburg,* Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den spanischen Erbfolgekrieg, Bd. 1 (Karlsruhe 1850) S. 55–73.

39 The Correpondence of John Churchill and Anthonie Heinsius. Edited by B. van 't Hoff (Utrecht 1951) S. 183 (Zitat); Henry L. *Snyder,* The Marlborough-Godolphin Correspondence, Bd. 1 (Oxford 1975) S. 464.

40 Wilhelm *Höß,* Beitrag zur Würdigung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden (Rastatt 1903) S. 9–15; Ders.: Verzeichnis der Urkunden, Akten, Bücher, Karten, Gedenkgegenstände (Rastatt 1907), S 79 (= Sammlungen der Stadt Rastatt, Bd. 1); Stadtarchiv Rastatt, K 288, K 288,2, K 289,1 u. K 289,2.

41 Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 95; Stadtarchiv Rastatt, K 289,1.

42 Henry *Mercier,* Un Secret d'Etat sous Louis XIV. et Louis XV. La double vie de Jérome d'Erlach (Paris 1934).

43 Friedrich *Wielandt,* Zur Geschichte und Technik der Medaillenkunst, in: Medaillen der Renaissance und des Barock (Karlsruhe 1969) S. 3–9, hier: S. 9 (= Bildhefte des Badischen Landesmuseums Karlsruhe).

44 S. zu den Medaillen allgemein: *Wielandt; Zeitz* (wie Anm. 3) S. 9–14; *Wielandt* (wie Anm. 5) S. 307–310: *Wielandt,* Geschichte (wie Anm. 43) S. 3–9; Friedrich *Wielandt,* Münzen und Medaillen, in: Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 161–163.

45 *Wielandt,* Münzen (wie Anm. 44) S. 161.

46 *Wielandt; Zeitz* (wie Anm. 3) S. 43; Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 165; Bad. Landesmuseum, Münzkabinett.

47 *Wielandt; Zeitz* (wie Anm. 3) S. 48/49; Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 167; Bad. Landesmuseum, Münzkabinett.

48 *Wielandt* (wie Anm. 5) S. 313/14.

49 *Wielandt; Zeitz* (wie Anm. 3) S. 50/51; Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 168; Bad. Landesmuseum, Münzkabinett.

50 Peter Paul *Bornhausen,* Augenzeugenberichte von der Schlacht am Schellenberg, in: Mitteilungen des Historischen Vereins für Donauwörth und Umgebung 2003, S. 9–55.

51 George *Murray,* The Letters and Dispatches of John Churchill, First Duke of Marlborough from 1702 to 1712, Bd. 1 (London 1845) S. 339/40.

52 Thomas Lediard, The Life of John Duke of Marlborough, Vol. I, London 1736, S. 335.

53 *Wielandt; Zeitz* (wie Anm. 3) S. 54; Bad. Landesmuseum, Münzkabinett.

54 Gustav *Ratzenhofer,* Spanischer Successions-Krieg. Feldzug 1704, Supplement-Heft, (Wien 1879), S. 131 (Brief an Herzog Victor Amadeus von Savoyen, August 1704) (= Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, Bd. I/VI).

55 Aloys *Schulte,* Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693–1697, Bd. 2 Quellen, Heidelberg 1901, S. 348/349 (Brief an Baron von Greiffen, 28.10.1700).

56 *Schulte* (wie Anm. 55) S. 340 (Brief an den kaiserl. Obristhofmeister Graf Harrach).

57 S. zu Stampart: *Kircher,* Forschungen (wie Anm. 24) S. 508 f; *Kircher* (wie Anm. 24) S. 71; Extra Schön (wie Anm. 10) S. 28/29 (drei Porträts der Kinder Ludwig Wilhelms 1724 gemalt von Stampart) u. 107; Der Türkenlouis (wie Anm. 4) S. 50.

58 Felix *Berner,* Baden-Württembergische Portraits. Gestalten aus tausend Jahren 800–1800 (Stuttgart 1985) S. 181 (Abb.); *Kircher* (wie Anm. 24), S. 71; Haus Baden.

59 Christian *Beaufort-Spontin,* Harnisch und Waffe Europas. Die militärische Ausrüstung im 17. Jahrhundert (München 1982) nach S. 16 (Abb.); ein ähnliches Bild s. *Hohrath; Rehm* (wie Anm. 36), S. 235/236 (Abb.); Staatl. Schlösser u. Gärten Baden-Württemberg, Schloss Favorite Inv.-Nr. 1927.

60 Erich *Blankenhorn,* Zwei Reichsmarschälle. Ludwig Wilhelm von Baden – Carl von Österreich, in: Ekkhart. Jahrbuch für den Oberrhein 24. Jg. (1943) S. 10–13, hier: nach S. 10 (Abb.). Der Markgraf wird hier als »Beschützer Deutschen Bodens am Oberrhein« gefeiert (S. 10); *Kircher* (wie Anm. 24), S. 71 u. Tafel 12.

61 Susanne *Lang,* Famaverlust eines Helden. Das Medienecho auf den Türkenlouis. Vortrag gehalten am 12.2.2010 vor der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. (= www.AG-Landeskunde-Oberrhein.de, Protokoll 495).

62 Ulrike *Grimm,* Die Dekorationen im Rastatter Schloß 1700–1771 (Karlsruhe 1978); *Dies.,* Schloss Rastatt – Denkmal seit wann ?, in: Zwischen Sonne und Halbmond. Das Erbe des Türkenlouis. Bauen und Bewahren, Staatl. Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Stuttgart 2006) S. 41–46.

Anschrift des Autors:
Dr. Christian Greiner
Brandenburger Straße 13
79211 Denzlingen
chhgreiner@aol.com

Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann 1850–1913

Ansgar Barth

Am 16. April 1880 stieg am Bahnhof in Gutach ein junger Mann aus dem Zug, ein Kunstmaler, wie sich herausstellen sollte. Schon die Fahrt auf der 1873 zwischen Hausach und St. Georgen eröffneten Schwarzwaldbahn begeisterte ihn. In Gutach fand er bei Löwenwirt Aberle freundliche Aufnahme und gastliche Unterkunft.

Einen Meldeschein gab es damals noch nicht, dafür jedoch die natürliche Neugierde des Wirts. Nach und nach erfuhr dann Löwenwirt Aberle, was er wissen wollte. Ein Kunstmaler war also der junge Mann, der auf Empfehlung des Kollegen Paul Meyerheim und des Schriftstellers Berthold Auerbach (1812–1882) von München in den Schwarzwald reiste. Auerbach, damals neben Jeremias Gotthelf ein bedeutender Vertreter des Dorfromans, war schon in den sechziger und siebziger Jahren im »Löwen« in Gutach und schrieb an seiner Erzählung »Barfüßele«. Als Illustrator hatte er den von Morges am Genfer See stammenden Benjamin Vautier (1829–1898) gewonnen, der zum klassischen Schwarzwaldmaler wurde. Da Vautier und andere Künstler aus Zeitgründen die Illustration von Auerbachs neuem Roman »Lorle, die Frau Professorin« nicht übernehmen konnten, wurde der junge Wilhelm Hasemann angefragt – ein Glücksfall, eine Sternstunde für Gutach, wie man heute weiß!

Hasemann reizte die Aufgabe und er entschloss sich, nach Gutach zu fahren, »da ich den landschaftlichen Charakter des Schwarzwaldes und der Bewohner mit ihrem eigenartigen Costüm noch nicht kenne.«

In den folgenden Tagen und Wochen durchstreift Hasemann das Gutachtal und die Umgebung und hält fest, was ihm besonders ins Auge fällt. »Die Obstbäume blühen, dass es eine Pracht ist, Obstbau ist eine Hauptsache im Gutachtal.« Er bewundert die stattlichen Bauernhöfe und natürlich die Mädchen in der malerischen Tracht mit dem roten Bollenhut. Er macht Ausflüge und lernt die Triberger Wasserfälle und den Schellenmarkt auf dem Fohrenbühl kennen. Viele dieser ersten Ein-

Hochzeitszug, Titelbild zu »Der Vogt auf Mühlstein« von Heinrich Hansjakob

Wilhelm Hasemann:
Bachbauernhof in Gutach mit Trachten

drücke werden später in berühmten Gemälden des Künstlers verewigt. Ebenfalls in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Gutach besteigt er den fast 800 Meter hohen Farrenkopf, fertigt dort Skizzen und notiert in sein Tagebuch: »Ich hatte einen prächtigen Blick auf den Schwarzwald und konnte den Rhein, Straßburg mit seinem ehrwürdigen Münster und das Vogesen-Gebirge sehen.« Man spürt die Begeisterung für das Dorf und die Region und wundert sich nicht, dass der Entschluss reifte, sich ganz in Gutach nieder zu lassen.

Die Gutacher lernten Hasemann als fleißigen Maler kennen, der in einem wahren Feuereifer Motiv um Motiv seiner geliebten neuen Heimat in Kunstwerke umsetzte. Hasemann zeigte Interesse an den überkommenen Sitten und Bräuchen und an der Entwicklung der Tracht. Er sah, wie schnell das Alte vor dem Hintergrund der Verkehrsentwicklung und der aufkommenden Industrie schwand, er begann, beharrlich aufklärend für die Bewahrung historisch gewachsener Werte zu kämpfen. Bei seinen Bemühungen fand er Verbündete, darunter Heinrich Hansjakob, dessen Werke er zum Teil illustrierte.

Schon 1881 war Hasemann Mitorganisator und Betreuer der Gutacher Gruppe beim großen Trachtenumzug anlässlich der Silberhochzeit des Großherzogs. Hier und bei späteren Volks- und Trachtenfesten waren die Gutacher mit ihrer Bollenhuttracht oft umjubelter Mittelpunkt. Gleichzeitig begann für Gutach damals der Fremdenverkehr, denn viele wollten Land und Leute, die Hasemann in seinen Bildern schilderte, in Wirklichkeit sehen. Durch seine Tätigkeit zog Hasemann Künstlerkollegen in die Heimat des Bollenhuts, die in den folgenden Jahrzehnten für kürzere oder längere Zeit in Gutach wirkten, wofür zum Beispiel das Künstleralbum des »Löwen« bildhaften und beredten Beweis ablegt.

Endgültig zum Gutacher wurde Hasemann, als er im Steinenbach ein altes Häuschen erwarb und es im Dorf wieder aufbauen ließ. Zu einem großen Ereignis für den Künstler wurde die Hochzeit mit Luise Lichtenberg aus seiner Heimatstadt Mühlberg an der Elbe im Jahr 1889. Die Gutacher mit ihrem jungen Bürgermeister Johannes Wöhrle nahmen die Heirat zum Anlass, ihren geschätzten Neubürger zu ehren. Im Gemeinderatsprotokoll vom 26. Januar findet man den knappen Hinweis: »Dem Herrn Maler Wilhelm Hasemann wird in Anerkennung seiner Verdienste für die Gemeinde für ihn und seine Braut das Ehrenbürgerrecht verliehen.«

Die Gutacher hatten den Wilhelm Hasemann und seine Frau richtig eingeschätzt. Zeit seines Lebens wirkte er als anerkannter Künstler und verbreitete nicht nur seinen Ruhm, sondern auch die Vorzüge und Schönheiten des Gutachtals, ja des ganzen Schwarzwalds. Darüber hinaus arbeitete er mit seiner Frau beharr-

lich für den Erhalt des überkommenen Brauchtums und vor allem der Tracht, aber auch für das Bewahren der alten Schwarzwaldarchitektur und der Landschaft. Insofern war Hasemann, ohne den modernen Begriff gekannt zu haben, ein Heimatpfleger im besten Sinne. Wen wundert's, dass er 1898 Ehrenmitglied des Badischen Schwarzwaldvereins und der Sektion Hornberg wurde? Im Jahr darauf wurde die erste Schutzhütte mit Aussichtskanzel auf dem Farrenkopf erbaut und erhielt den Namen »Hasemannhütte«. Bei der Einweihung der Hütte dankte Hasemann für die »hohe Ehrung«. Ein Jahr vor seinem Tod erlebte Hasemann 1912 den Bau der zweiten Hütte, die heute noch steht und natürlich den Namen des Künstlers trägt.

Zahlreiche Ehrenmitgliedschaften Hasemanns zeigen die Ausstrahlung des Malers und damit die Rückwirkungen auf Gutach und den Schwarzwald: Badischer Schwarzwaldverein, Volkstrachtenverein Freiburg, Verein für ländliche Wohlfahrtspflege, badischer Verein für Volkskunde u. a.

Die Künstler – voran Hasemann – wollten als »malende Heimatpfleger« zur Erhaltung der überkommenen Schönheit und der Besonderheiten der Landschaft wirken.

Sie hatten ihre Stammwirtschaften, im 19. und frühen 20. Jahrhundert den »Löwen« und später die »Linde«, die »Krone« und den »Butterbeck«. In den sehenswerten Alben des »Löwen« und der »Linde« haben sich viele Künstler verewigt, darunter der in den neunziger Jahren nach Gutach gekommene Kunstmaler und Bildhauer Curt Liebich (1868–1937). Er heiratete die Schwägerin Hasemanns, kaufte ein stattliches Haus an der Hauptstraße und wurde wie sein Künstlerkollege Hasemann zum bedeutenden Schwarzwaldmaler, Professor und Ehrenbürger der Gemeinde Gutach.

Richard Nuzinger, Pfarrer in Gutach von 1893 bis 1910, zählt zu den bedeutenden Persönlichkeiten in der Zeit Wilhelm Hasemanns im Tal. Er war nicht nur ein guter Seelsorger und hervorragender Prediger, er beklagte den Wandel im landwirtschaftlich geprägten Schwarzwalddorf nicht, sondern setzte sich in vielfacher Weise für die vernünftige und mögliche Bewahrung des Überkommenen ein, vor allem aber für soziale Aufgaben im Sinne der »Wohlfahrt auf dem Lande«. Sein größtes und heute noch sichtbares Werk war die Erbauung des Gemeindehauses in den Jahren 1907/08. »Erbaut zur Wohlfahrt auf dem Land« steht als Leitspruch an diesem Haus.

Wilhelm Hasemann vor seinem Atelier

Pfarrer Nuzinger schätzte Wilhelm Hasemann, Curt Liebich und andere Künstler. Schon vor dem Bau des Gemeindehauses gab es eine Gabenverlosung, wobei Gemälde von Hasemann, Liebich, Fritz Reiß, Kappis, Helene Lang u. a. angeboten wurden. Später gab es im Gemeindehaus wiederholt Ausstellungen mit Werken der heimischen Künstler.

Als Wilhelm Hasemann 1913 zu Grabe getragen wurde, trauerte ein ganzes Dorf, persönliche Freunde und Verehrer seiner großen Kunst aus Nah und Fern. Geblieben aber im Tal, das er so liebte, und weit darüber hinaus sind Erinnerungen und Dankbarkeit und Freude an seinen herrlichen Bildern.

Der 100. Todestag im Jahr 2013 ist für den Kunstverein Hasemann-Liebich und die Gemeinde Gutach Anlass für Ausstellungen und Veranstaltungen zum Gedenken an den bedeutenden Schwarzwaldmaler und Ehrenbürger der Heimat des Bollenhutes.

Die Vielseitigkeit Wilhelm Hasemanns als Maler, Illustrator, Gestalter von Künstlerkarten und Fotograf wurde vom Kunstverein in drei Ausstellungen gezeigt:

10. März bis 14. April 2013
Wilhelm Hasemann und die Fotografie

26. Mai bis 30. Juni 2013
Bilder von Schülern und Malfreunden Wilhelm Hasemanns

6. September 2013 bis 6. Januar 2014
Große Hasemann Gemäldeausstellung jeweils im Kunstmuseum Hasemann-Liebich

Cover des Hasemann-Buches. Foto: Karl Schlessmann, Offenburg

Literatur

Wilhelm Hasemann (1850–1913) – Sein Weg zum Schwarzwaldmaler. Herausgeber: Kunstverein Hasemann-Liebich Gutach e. V. 252 Seiten, Preis: 29 €. Bestellung per E-Mail über: naudet@kunstmuseum-hasemann-liebich.de oder telefonisch 0 78 33 / 71 77

Waltrud Heinemann, Margret Zimmermann-Degen und Ansgar Barth thematisieren in ihren Beiträgen biografische, kunsthistorische und regionalgeschichtliche Aspekte. Zu den aufschlussreichen Texten kommen über 250 Illustrationen, davon mehr als die Hälfte farbig.

Das Kunstmuseum Hasemann-Liebich im Frühling. Foto: Jean-Philippe Naudet

Information

Das Kunstmuseum Hasemann-Liebich wurde im September 2005 im ehemaligen Krämerhaus in der Kirchstraße 4 in Gutach eröffnet.

Es widmet sich dem Erbe der großen Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann (1850–1913) und Curt Liebich (1868–1937) und dem Schaffen der vielen Künstler der Gutacher Malerkolonie sowie den Werken zeitgenössischer Maler. Ermöglicht wurde das Museum durch die großartige Sponsorenschaft von Lothar Goiny aus Hausach. Träger des Museums ist der Kunstverein Hasemann-Liebich Gutach e. V.

Informationen: Jean-Philippe Naudet, Vorsitzender Tel. 0 78 33 / 95 93 92. E-Mail: naudet@kunstmuseum-hasemann-liebich.de

Anschrift des Autors:
Ansgar Barth
Bei den Höfen 3
77793 Gutach

Orgeln für Kirchen, Klöster und Kirmes

25 Jahre Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer

Markus Zimmermann

In der Orgelstadt Waldkirch im Breisgau sind nach wie vor mehrere Orgel-Werkstätten mit zusammen rund 25 Mitarbeitern äußerst aktiv. Sie tragen dazu bei, dass edle Klänge aus Südbaden weltweit zu hören sind. Das gilt besonders für die Meisterwerkstätte Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer, die am 15. Juli 1988 in die Handwerksrolle eingetragen wurde. Damals wagten Orgelbaumeister Wolfgang Brommer und Heinz Jäger, beide vorher unter anderem bei Fischer + Krämer in Endingen sowie Späth in March-Hugstetten, den Schritt in die Selbständigkeit und planten ihre ersten Projekte am Küchentisch. In den 25 Jahren sind fast 100 Kirchen- und Konzertorgeln entstanden, etwa für die Berghauser Kapelle am Schönberg oder das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal bei Baden-Baden. Hinzu kommen Drehorgeln für den häuslichen Gebrauch und den Jahrmarkt. Inzwischen haben die rührigen Unternehmer sich einen festen Markt in Asien erschlossen. Ihr größtes Werk mit 76 Registern steht in einem Konzertsaal in Quingdao (China).

Es ist keineswegs selbstverständlich, dass sich ein Unternehmen im Orgelbau heute über 25 Jahre halten kann – und dies mit so großem Erfolg. »Wir bauen halt Orgeln für Gott *und* die Welt«, sagt Wolfgang Brommer, zuständig für Akquise und Organisation. Er spielt damit auf ein weiteres Standbein an, das für den Betrieb neben dem Neubau und der Restaurierung von Kirchen- und Konzertorgeln von wirtschaftlicher Bedeutung ist. »Und wir ergänzen uns in unseren Kompetenzen«, ergänzt Heinz Jäger, der als Intonateur vor allem für den guten Ton sorgt. Einig sind sich die beiden aufgeschlossenen Gründer darin, dass die 16 hoch motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das beste »Betriebskapital« sind: »Nur mit ihnen können wir all unsere Visionen umsetzen. Sie genießen große Freizügigkeit und bringen wiederum viele eigene Ideen ein.«

Deshalb stand die Belegschaft auch buchstäblich im Vordergrund des Festakts, der auf den Tag genau 25 Jahre nach Gründung am 15. Juli 2013 in der Werkstatt am Gewerbeka-

Heinz Jäger (links) und Wolfgang Brommer (rechts) vor ihrem Opus 1 aus dem Jahr 1988 in der Berghauser Kapelle bei Ebringen am Schönberg

Merdingen am Tuniberg, Katholische Pfarrkirche St. Remigius, Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer, 2007. Bildurheber: Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer

nal in Waldkirch stattfand. Selbstverständlich kam dabei die Musik nicht zu kurz: Eigens von der Moskauer Gnessin-Musikakademie war Professor Alexander Fiseisky angereist; mit ihm besteht seit Jahren ein reger fachlicher Austausch. Er führte die soeben aufgebaute Kirchenorgel für Sendai (Japan) mit Werken von Bach, Mendelssohn und Glinka vor. Der Komponist und Arrangeur Adrian Oswalt hatte sich ein besonders originelles Geburtstagsständchen ausgedacht: eine witzige Bearbeitung des Badnerliedes für Drehorgel, in die er geschickt Motive aus Bachs berühmter *Badinerie* einfügte. (Der Thomaskantor hat sich wohl im Titel verschrieben und in Wahrheit »*Badenerie*« gemeint.)

Johannes Burger, Hauptgeschäftsführer der Handwerkskammer Freiburg, hob in seinem Grußwort die Bedeutung von Waldkircher Orgelbau als Ausbildungs- und Innovationsbetrieb hervor. Von den zahlreichen Auszeichnungen, die dem Unternehmen bereits verliehen wurden, sei stellvertretend der Preis der Deutschen Außenwirtschaft (2007) genannt. Eine meist offene Tür verbindet die Werkstatt mit der Waldkircher Orgelstiftung, deren Grüße ihr Vorsitzender Bernhard Wintermantel überbrachte. Zu den »Geburtshelfern« zählte auch 1988 Waldkirchs Oberbürgermeister Richard Leibinger. Er staunte nicht schlecht, welche Wohlklänge nun aus jenen einst etwas vernachlässigten Räumen dringen, wo zuvor lediglich das Material für das Stadtfest deponiert war.

Dr. Martin Kares, Leiter des Orgel- und Glockenprüfungsamtes der Evangelischen Landeskirche in Baden, zeigte in seinem Festvortrag zur Sinnkrise im Orgelbau zwar einige bedenkliche Entwicklungen auf, bot jedoch zugleich handfeste Gegenmittel an: Viele davon – etwa professionelle Öffentlichkeitsarbeit – seien im Hause Jäger & Brommer längst Selbstverständlichkeiten. Ein launiger Film mit Slapsticks aus der Werkstatt beschloss den offiziellen Teil des insgesamt angenehm legeren Festes. Der Schwung der Anfangsjahre und die freundliche Weltoffenheit, gepaart mit Humor und Bodenständigkeit, waren deutlich zu spüren. Sie mögen als Ingredienzien für künftige Erfolgsrezepte die Waldkircher Orgelbauer noch lange begleiten.

Anschrift des Autors:
Dr. Markus Zimmermann
Weiherstraße 1
79232 March-Buchheim

Vom rheinischen Neandertal zum badischen Mauer bei Heidelberg

– oder vom Älterwerden des Urmenschen

Rolf Fuhlrott

2012 waren es gerade 156 Jahre her, da im Neandertal bei Düsseldorf der erste Beweis eines fossilen Menschen weltweit gefunden wurde. Der nach dem Fundort benannte Neandertaler lebte nach damaligen Erkenntnissen zwischen 15 000 und 27 000 Jahren. Hinsichtlich des Alters bekam dieser erste Fund bald Konkurrenz, da immer mehr Neandertaler und fossile Menschen weltweit gefunden wurden. So auch 1907 der im badischen Mauer bei Heidelberg entdeckte Unterkieferknochen eines Menschen, der auf ein Alter von 650 000 Jahren geschätzt wurde und den man ebenfalls nach seinem Fundort homo heidelbergensis nannte.

Auch wandelte sich das Bild dieser Urmenschen vom tumben Sammler und Jäger in einen der sprechen konnte, nachdem man ein Zungenbein gefunden hatte, und dem sogar eine gewisse Kunstfähigkeit zugesprochen wurde wie Tübinger Forscher um Prof. Conard berichten. Geradezu sensationell waren 2010 die Genforschungsergebnisse um den Leipziger Prof. Pääbo, dass der Neandertaler sich mit dem gleichzeitig lebenden Homo sapiens vermischt haben soll, und somit nicht untergegangen ist, sodass wir heutigen Menschen einen gewissen Prozentsatz an Neandertaler Genen in uns tragen.

1. Prolog

Die Erinnerung der Menschen an vergangene Ereignisse scheint meist in Zeiträumen von Dekaden zu erfolgen: ein 50. Todestag, der 100. Geburtstag usw. Aber muss die Erinnerung an solche markanten Ereignisse mittels Gedenktagen immer nur im Rhythmus runder Jahreszahlen erfolgen? Das Älterwerden der Menschen erfolgt ja auch nicht in solchen Zeitabstufungen!. Nachfolgend soll daher mal mittels eines anderen Zahlenspiels an ein wichtiges Ereignis der Menschheitsgeschichte erinnert werden.

2. Das Neandertal und der fossile Fund

Denn es waren 2012 genau 156 Jahre her als am 4. August 1856 – und somit auch 156 Jahre nach der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert! – im Neandertal oberhalb des Flüsschens Düssel bei Mettmann zwei italienische Arbeiter beim Kalkabbau in einer Höhle auf fossile Knochenreste stießen. Sie informierten ihren Chef Wilhelm Beckershoff, der 1854 zusammen mit seinem Kompagnon Friedrich Wilhelm Pieper aus Elberfeld die »Actiengesellschaft für Marmorindustrie Neanderthal«

Abbildung 1: Replik der Skelettreste des 1856 von Johann Carl Fuhlrott entdeckten Neandertalers. (Foto: Sibylle Pietreck, Neanderthal-Museum)

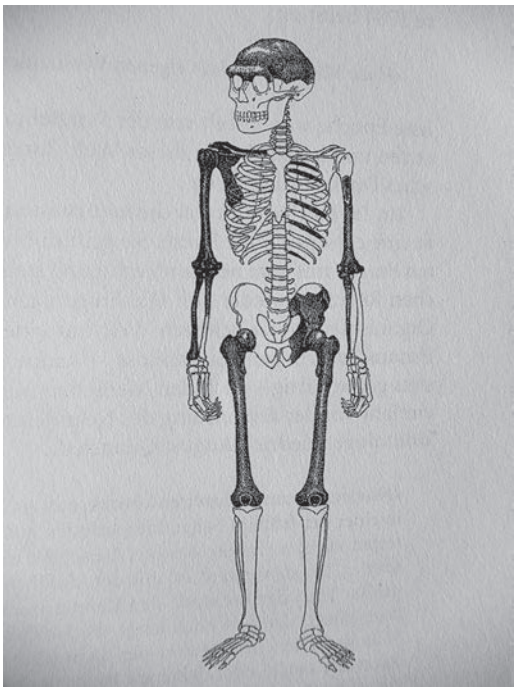


Abbildung 2: Skelettsystem der 1856 geborgenen (schwarz) Knochen (nach Schmitz Lit. 6)

gegründet hatte. Beckershoff vermutete, dass es sich um Bärenknochen handelte, wie sie schon verschiedentlich in anderen Höhlen gefunden wurden. Er ordnete an, die Knochen in einer Kiste zu sammeln (Abb. 1). Die beiden Italiener, müde von der Tagesarbeit und großen Hitze, sammelten nur die größeren Stücke ein und brachten sie ins Chefbüro, den Rest schaufelten sie mit dem Sediment-Schutt abwärts. Als nun im Büro der Kompagnon Pieper den Fund sah, benachrichtigte er alsbald den Naturforscher Dr. Johann Carl Fuhlrott, den er aus Elberfeld kannte und der für sein Interesse an Fossilien bekannt war. Als Fuhlrott kam und in die Kiste blickte und eine Schädeldecke, das Fragment eines Schulterblattes, Oberschenkel- und Oberarmknochen und schließlich eine Beckenhälfte sah, wusste er sofort, dass es keine Bärenknochen, sondern Teile eines menschlichen Skeletts waren (Abb. 2), und er ahnte, dass es wohl sehr alte sein müssten.

Bereits am 4. September preschten einige Tageszeitungen der Region vor und machten den Fund Fuhlrotts und seine Vermutung publik – und damit begann ein langer Weg des Widerspruchs, der Kritik und Ablehnung und auch der Missgunst. Inzwischen wissen wir, dass der Fund der erste Beweis eines fossilen Menschen weltweit war und ebenso Kronzeuge von Darwins Evolutionstheorie.

3. Der Entdecker

Johann Carl Fuhlrott stammt aus dem thüringischen Teil des Eichsfeldes, wo er am 31. Dezember 1803 in Leinefelde geboren wurde. Da seine Eltern früh starben, kam er bald in die Obhut seines Onkels, eines katholischen Priesters in Seulingen bei Göttingen, der ihn mit 14 Jahren auf das Gymnasium in Heiligenstadt schickte, wo er 1824 das Abitur machte. Im gleichen Jahr begann er an der jungen Universität Bonn zu studieren, zunächst Theolo-

gie, ab dem 2. Studienjahr aber Mathematik und dann Naturwissenschaften. 1828 bestand er die Staatsprüfung für den Lehrerberuf und nach einer Lehranwärterzeit in Heiligenstadt wurde er 1830 an das Realgymnasium in Elberfeld berufen. Dort hatte er zunächst neben seinen Lehraufgaben noch Zeit, eine Doktorarbeit zu schreiben, mit der er 1835 zum Doktor der Philosophie an der Universität Tübingen promoviert wurde. Bekannt wurde er durch seine außerschulischen Tätigkeiten wie botanische, zoologische und geologische Untersuchungen. Besonders befasste er sich mit Paläontologie und fossilen Höhlenfunden und pflegte Kontakte zur Wissenschaft und universitären Gelehrten. 1846 gründete er den Naturwissenschaftlichen Verein Elberfeld und Barmen, dessen Vorsitzender er lebenslang blieb. Durch seine spektakuläre Entdeckung, deren Deutung in Vorträgen und Beschreibungen in wissenschaftlichen Zeitschriften[1], die mitten in die Evolutionstheoriediskussion fiel, leistete er einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Entwicklung der Menschheit und wurde schließlich mit dem Professorentitel ausgezeichnet. Eine Woche vor seinem Ableben erhielt er vom Kaiser den Roten Adlerorden. Prof. Dr. Johann Carl Fuhlrott (Abb. 3) starb kurz nach seiner Pensionierung am 17. Oktober 1877[2 u. 3]. Posthum wurden Straßen und Schulen in mehreren Städten sowie ein Museum in Wuppertal nach ihm benannt.

Abbildung 3: Der Entdecker des Neandertalers Prof. Dr. Johann Carl Fuhlrott

4. Konkurrenz für den Neandertaler

Nach dem Tod von Fuhlrott galt im ausgehenden 19. Jahrhundert der von ihm entdeckte Neandertaler als ältester Urahn der Menschheit. Als Menschengruppe lebten die Neandertaler nach damaligen Forschungsstand vor etwa 150 000 bis etwa 27 000 Jahren im heutigen Europa und Kleinasien, nachdem ihre Vorfahren ihr eigentliches Herkunftsgebiet, das südliche Afrika, verlassen haben in Richtung Europa und Asien. Aber es gab auch Zweifler, die sich an Darwins Entwicklungstheorie hielten, die er 1859 in seinem Werk »Über die Entstehung der Arten« niedergelegt hatte. Zu den Zweiflern gehörte der deutsche Naturforscher Ernst Haeckel, der als Visionär auf Darwin fußend, in seiner »Natürlichen Schöpfungsgeschichte« die Primaten in die Ahnenreihe des Menschen stellte und entsprechende Bindeglieder postulierte. Diese

Abbildung 4: Replik des 1907 von Daniel Hartmann bei Mauer entdeckten Unterkiefers des Homo heidelbergensis

könnten am wahrscheinlichsten in der Heimat der Menschenaffen gefunden werden, z. B. in Afrika oder in Südostasien z. B. auf Borneo oder den Nachbarinseln. Davon erfuhr der niederländische Forscher Eugène Dubois (1858–1942) der sich auf den Weg ins heutige Indonesien machte, um gezielt nach diesem Bindeglied zu suchen. Tatsächlich fand er 1891 eine Reihe fossiler Knochen auf Java. Darunter eine flache Schädeldecke mit starken Überaugenwülsten und später in der selben Schicht typisch menschliche Oberschenkelknochen, so dass er sicher war, das gesuchte Bindeglied gefunden zu haben, dem er den Namen Pithecanthropus erectus gab nach dem Griechischen, was »aufrecht gehender Affenmensch« bedeutet. Dubois Deutung blieb jedoch lange umstritten und wurde erst nach dem 2. Weltkrieg durch weitere Funde und Untersuchungen als Typusexemplar von Homo erectus, die erst durch die neue Kalium-Argon-Datierung (K40/Ar beruht auf dem radioaktiven Zerfall des Isotops Kalium 40) mit einer unteren Altersgrenze von 143 000 ± 20 000 Jahren und einer oberen von 546 000 ± 12 000 Jahren festgelegt werden konnte. Damit zeigte sich ein immer stärkeres Älterwerden unsere Urahnen, die in Konkurrenz zum Neandertaler traten.

5. Der Homo heidelbergensis

Aber in unserer badischen Heimat wartete bereits eine weitere Überraschung[4]. Unter den Paläoanthropologen erregte der Fund eines menschlichen Unterkiefers in einer Sandgrube bei Mauer, wenige Kilometer südöstlich von Heidelberg, großes Aufsehen, weil doch, wie soeben gezeigt, die Java-Funde inzwischen als die ältesten Hominiden in Europa galten. Auch hier geschah der Fund, wie auf Java, nicht ganz zufällig. Denn Otto Schoetensack, Privatdozent und später Professor für Paläontologie an der Universität Heidelberg, durchstreifte schon seit Jahren die Sandgruben der Umgebung auf der Suche nach Wirbeltierfossilien und um vielleicht auch menschliche Knochenreste zu finden. Entsprechend instruierte er die Arbeiter der Sandgrube Grafenrain in Abstimmung mit dem Pächter Joseph Rösch, bei dem Sandabbau auf solche Fossilien zu achten. So kam es, dass am 21. Oktober 1907 der Sandarbeiter Daniel Hartmann einen Unterkiefer (Abb. 4) entdeckte, der sich später als dem frühesten Ahn der Menschheit zugehörig erweisen sollte. Aber über das Alter wurde, wie bei solchen Funden meist, heftigst gestritten, da es damals noch keine absoluten Datierungsmethoden gab. Heute datiert man den Unterkiefer auf ein Alter von 650 000 Jahren vor uns. In seiner Veröffentlichung 1908 nannte Schoetensack den

Menschen von Mauer »Homo heidelbergensis«, also ein Badener, der nun die Stelle des ältesten Urahn einnahm und damit den aus dem Rheinland verdrängte. Inzwischen wissen wir, dass er zu einer Menschengruppe gehörte, die aus dem afrikanischen Kontinent einwanderte und dort von Vormenschen abstammte, die bereits vor 2 Millionen Jahren in jenem Gebiet lebten und dessen Entdeckung hier auf einen Sandarbeiter zurückgeht.

6. Der Entdecker

Daniel Hartmann wurde am 5. November 1854 im badischen Leimen bei Heidelberg geboren. Am 7. Novmber 1880 heiratete er Elisabetha Gutruf, die aus dem benachbarten Mauer stammte. Beide fanden in Mauer eine Anstellung bei Joseph Rösch in der dortigen Sandgrube, wo Sande im großen Maße abgebaut und zum Bauen verwendet wurden. Da in diesen Sandgruben schon öfter verschiedene Tierknochen gefunden wurden, erwartete man noch weitere und ältere. Und tatsächlich wurde durch den Sandarbeiter Daniel Hartmann (Abb. 5) ein Unterkieferknochen zutage gefördert, den Hartmann sogleich richtig einordnete und auf dem Heimweg nach getaner Arbeit an einer Gastwirtschaft vorbeikam und den Unterkiefer hochschwenkend den Gästen gezeigt und verkündet haben soll *»Heit haw ich de Adam gfunne«,* was sich am nächsten Tag durch den eiligst herbeigerufenen Professor Schoetensack auch in etwa bestätigte, aber erst nach eingehenden Untersuchungen im darauf folgenden Jahr mit einer Monografie von ihm belegt werden konnte[5]. Der glückliche Finder zehrte zeitlebens von seinem Fund. 1948 wurde er als Ehrenbürger von Mauer geehrt, starb hochbetagt 97-jährig 1951 und erhielt ein Ehrengrab der Gemeinde. Zwei Gedenksteine wurden zu seinen Ehren aus Anlass der 60- und 70-jährigen Wiederkehr des Fundes auf dem Gelände des Fundortes errichtet. Auf einen lang gehegten Wunsch der Bürger von Mauer konnte schließlich im Oktober 1982 im Rathaus ein kleines Urgeschichtliches Museum eingerichtet werden und zur Bündelung der Aktivitäten um den fossilen Fund wurde dann 2001 der »Verein Homo heidelbergensis zu Mauer e. V.« gegründet.

Abbildung 5: Büste von Daniel Hartmann, des Entdeckers des Homo heidelbergensis (Foto: Archiv Verein Homo heidelbergensis von Mauer e. V.)

7. Fortsetzung

Und *»Die Geschichte geht weiter«*, auch von Baden-Württemberg aus. Dies sagte der Tübinger Urgeschichtler Ralf W. Schmitz vom Institut für Ur- und Frühgeschichte / Abteilung Ältere Urgeschichte und Quartärökologie der Universität. Denn wir erinnern uns, dass die italienischen Arbeiter 1856 im Neandertal beim Auffinden der Fossilien nur die großen Stücke in die Kiste taten, den Rest aber mit dem Sediment-Schutt aus der Höhle bergabwärts schaufelten. Das war Anlass für den Tübinger Urgeschichtler Schmitz mit seinem früheren Studienkollegen Jürgen Thissen, diesen (Menschen-)Resten nachzuspüren, und die Sensation war perfekt, als sie nicht nur die Original-Fundstelle wieder entdeckten, sondern auch Menschenknochen vorfanden, die sich zu allem Glück mittels der Radiokarbondatierung (C14-Methode, die auf der Zerfallszeit des radioaktiven Kohlenstoff-Isotop C14 beruht und zur Bestimmung des Alters organischer Materialien dient) auf ein Alter von 44 000 Jahren an der ETH Zürich datieren ließen, also genau die Zeit des namensgebenden Neandertalers. Ob es sich nun aber tatsächlich auch um den Neandertaler handelte, den Fuhlrott 1856 entdeckt hatte, sollte eine Anpassungsprobe an die Originalfossilien im Bonner Rheinischen Landesmuseum ergeben, wo die Funde aufbewahrt wurden. Dort mussten mehrere Bruchflächen miteinander verglichen werden bis schließlich der linke Oberschenkelknochen regelrecht in die Passstelle einrastete. Damit war den Tübinger Forschern nach 143 Jahren 1999 gelungen, ein fehlendes Stück des Originalfundes zu ergänzen.

Die Geschichte eines der bekanntesten Fossilien der Welt konnte somit fortgeschrieben werden – und die Geschichte ging wirklich weiter – bis auf den heutigen Tag – und ein Ende der vor über 157 Jahren erfolgten Entdeckung ist noch nicht abzusehen. Immer neue Fundstellen von Südspanien, über Südfrankreich, Kleinasien bis nach Usbekistan markieren das Verbreitungsgebiet des Neandertalers. Ebenso völlig gewandelt hat sich sein Bild vom »tumben«, keulenschwingenden Wesen mit schlurfendem Gang hin zu einem handwerklich begabten Wesen mit sozialen und kulturellen (Schmuck bildenden) Eigenschaften und vielleicht sogar mit der Fähigkeit zum Sprechen, nachdem man in Israel ein Zungenbein gefunden hatte.

Und auch in der Folge gehen direkte Verbindungslinien vom rheinischen Neandertal zum württembergischen Tübingen: nicht nur weil der Entdecker Fuhlrott dort 1835 promoviert wurde und urgeschichtliche Forschung sich dort etabliert hatte (siehe Lit. 4), sondern weil viele Impulse zum Verständnis des Neandertalers heute von hier ausgingen, wie gesagt, wiederentdeckte 1997 Ralf Schmitz den Originalfundort im Neandertal und konnte 1999 die dort gefundenen Fossilien an den Originalfund anpassen, und 2002 veröffentlichte er seine Aufsehen erregende Entdeckung weiterer Knochen des namensgebenden Neandertalers von 1856[6]. Im gleichen Jahr 2002 begaben sich auch Bärbel Auffermann, die in Tübingen studiert hatte und promoviert wurde, zusammen mit Jörg Orschiedt, ebenfalls mit Studium und Promotion in Tübingen, auf Spurensuche mit ihrem Buch »Die Neandertaler«[7]. Beide zeichneten 2006 die Entwicklung weiter, nachdem sie das Neanderthal-Museum in Mettmann mit aufgebaut und konzipiert hatten, in ihrem späteren Buch »Die Neandertaler auf dem Weg zum modernen Menschen«[8]. Schließlich wies der Tübinger Institutsleiter Nicholas Conard noch die Kunstfähigkeit des Neandertalers nach in sei-

ner jüngsten Veröffentlichung »Die Venus aus dem Eis«[9], oder »wie vor 40 000 Jahren unsere Kultur entstand«.

Das alles ist im Zusammenhang zu sehen mit dem sensationellen Ergebnis, das Wissenschaftler des Max-Planck-Instituts für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig zutage gefördert haben. Sie konnten von den verschiedenen Knochenfunden, nachdem sie kleinste Teile ausgefräst hatten, Zellenmaterial gewinnen, in dem sie nicht nur ein »Sprach-Gen« des Neandertalers entdeckten, sondern auch das Genom isolierten, das im Vergleich mit den heute lebenden Menschen sich auch bei diesem wiederfindet, so dass nach ihren Berechnungen 1–4% der Neandertalergene die heutigen Menschen in sich tragen. Mit dieser Erkenntnis trat der Leiter der Forschungsgruppe Prof. Svante Pääbo 2010 in der Zeitschrift Science an die Öffentlichkeit[10]. Damit muss auch mit der Meinung aufgeräumt werden, dass die Neandertaler eine Menschengruppe darstellen, die plötzlich vor etwa 30 000 Jahren von der Bildfläche verschwunden ist. Im Gegenteil, die Untersuchungen lassen vermuten, dass sie sich mit dem Homo sapiens vermischt haben müssen und so in dieser Gruppe aufgegangen sind, so dass wir heute alle, Badener, Württemberger, Deutsche, Europäer und andere ihre Gene in uns tragen.

8. Epilog

So haben sich in der jüngsten Zeit die Ergebnisse der urgeschichtlichen Forschung geradezu überstürzt, zum einen durch die genaueren Datierungsmethoden, zum anderen durch die vielen neuen Funde fossiler Menschen, was die Altersgrenzen immer weiter verschieben und die meisten Paläoanthropologen zu neuen Zeitmodellen kommen ließ. Das Out-of-Africa-Modell beschreibt die Vorfahren, die vor über 2 Millionen Jahren im südlichen Afrika gelebt haben; ab 1 Million Jahre begann von dort die Besiedelung Südeuropas und ab 600 000 Jahre vor uns die des mittleren Europas, was die Zeit des Homo heidelbergensis benennt. Alle Paläoanthropologen gehen davon aus, dass sich diese Entwicklung fortgesetzt hat über nunmehr drei Neandertaler Stufen, nämlich die sogenannten Ante-Neandertaler von 300 000 bis 200 000 vor uns, die Prä-Neandertaler von 200 000–100 000 und schließlich die Klassischen Neandertaler von 100 000 bis 27 000.

So endet die Skala vom Älterwerden unserer Urahnen (vorläufig), nachdem wir ihr umgekehrt gefolgt sind vom ersten Fund des seinerzeit ältesten Menschen, 1856 im rheinischen Neandertal, weiter über den Java-(Affen-)Menschen, um schließlich zur Entdeckung des Homo heidelbergensis beim badischen Mauer zu gelangen, um dann zu erfahren, dass die Wiege der Menschheit 2 Millionen Jahre zurück im südlichen Afrika liegt. Aber die Paläoanthropologen werden weiterhin nicht einig sein und neue Funde und neue wissenschaftliche Methoden werden kommen und vielleicht/hoffentlich im Laufe der Zeit noch mehr Klarheit und Gewissheit in die Menschheitsgeschichte bringen!

Auf jeden Fall ist der Blick zurück auf der Zeitenskala jetzt einigermaßen gesichert; so ist er in die andere Richtung völlig ungewiss, denn Zukunftsprognosen sind hier unsichere Spekulationen z. B. welche Entwicklung der Mensch in seiner Evolutionsgeschichte nehmen wird? Eines jedoch ist sicher, die alles Leben erhaltende Sonne wird ihre lebensspendende Kraft verlieren und langsam aber sicher erkalten[11] und in deren Folge werden ihre Planeten, wie die Erde, sich auflösen und

in die unendliche Weite des Alls fallen, so wie Rilke es in seinem Herbst-Gedicht ausdrückt:

/…/ *und in den Nächten fällt die schwere Erde aus allen Sternen in die Einsamkeit.*

und hoffnungsvoll tröstend endet er – wie auch wir:

/…/ *Und doch ist Einer, der dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält!*

Literatur

1 Fuhlrott, Johann Carl: Menschliche Überreste aus einer Felsengrotte des Düsselthals. Ein Beitrag zur Frage über die Existenz fossiler Menschen. – In: Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins d. Preuß. Rheinlande u. Westfalen 16 (1859) S. 131–153

2 Bürger, Willy: Johann Carl Fuhlrott, der Entdecker des Neandertalmenschen. –Wuppertal: Abendland-Verlag 3. Auflage 1956, 64 S.

3 Möhlmann, Roman: Johann Carl Fuhlrott (1803–1877). Ein deutscher Naturforscher und die Forschungsgeschichte. – Hamburg: Diplomica Verlag 2009, 78 S. ISBN 978-3-8366-7789-9

4 Urgeschichte in Baden-Württemberg, Hrsg. v. H. Müller-Beck. – Stuttgart: Theiss 1983, 545 S. ISBN 3-8062-0217-6

5 Schoetensack, Otto: Der Unterkiefer des Homo heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg. Ein Beitrag zur Paläontologie des Menschen. – Leipzig: Engelmann 1908, 67 S.

6 Schmitz, Ralph W. und Jürgen Thissen: Neandertal. Die Geschichte geht weiter. – Heidelberg, Berlin: Spektrum Verlag 2002, 377 S., ISBN 3-8274-1345-1

7 Auffermann, Bärbel und Jürgen Orschiedt: Die Neandertaler. Eine Spurensuche. Sonderheft der Zeitschrift Archäologie in Deutschland. – Stuttgart: Theiss 2002, 110 S. ISBN 3-8062-1514-6

8 Auffermann, Bärbel und Jürgen Orschiedt: Die Neandertaler. Auf dem Weg zum modernen Menschen. – Stuttgart: Theiss 2006, 160 S. ISBN 978-3-8062-2016-2

9 Conard,, Nicholas und Jürgen Wertheimer: Die Venus aus dem Eis. – Wo vor 40 000 Jahren unsere Kultur entstand. – München:Albrecht Knaus Verlag 2010, 320 S., ISBN 978-3-8135-0376-0

10 Pääbo, Svante: A Draft Squence of the Neandertal Genome. – In: Science 7th May 2010, vol. 328, no. 5879, pp. 710–722.

11 Benz, Arnold: Die Zukunft des Universums. Zufall, Chaos, Gott? – Neuauflage 2005, 210 S. – Düsseldorf: Patmos Verlag, ISBN 3-491-69655-X

Anschrift des Autors:
Dr.-Ing. Rolf Fuhlrott
Berliner Straße 9a
76185 Karlsruhe
fuhlrott@ubka.uni-karlsruhe.de

Baden mit Augenzwinkern

Außen- und Innenansichten Badens 2012 im 60. Jahr Baden-Württembergs

Heinrich Hauß

Ausgehend von der Analyse Thomas Küsters »Warum Baden weiterlebt« während der Vortagsreihe des Landesvereins und der Landesvereinigung im Gartensaal des Karlsruher Schlosses, wird nach dem 60. Jahr Baden-Württembergs versucht, eine differenzierte Außen- und Innenperspektive Badens im Jahre 2012 zu entwickeln. Es zeigt sich, dass die Deutungen Badens fortan weitgehend vom Marketing bestimmt werden. Aus der Analyse Küsters werden zwei mögliche badenbezogene Handlungsoptionen für den Landesverein abgeleitet. Eine dritte Option ergibt sich aus der Sensibilisierung der Bevölkerung für den Erhalt des »unvergleichlichen Landschaftsbildes«, wie Prinz Bernhard und Graf Douglas vorschlagen. Schließlich wird eine Politik »badischer Optionen« auf ihreVoraussetzungen überprüft.

I. Das Jahr 2012

Das Jahr 2012 bedeutet im Rückblick ein bedeutender Einschnitt für die Baden Option

Das Jahr 2012 hat mit der Landesausstellung »Baden! 900 Jahre«, der Strumbel-Installation am Eingang zur Landesausstellung*) und einigen Analysen und Außenansichten Badens Konstellationen sichtbar werden lassen, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Nach 60 Jahren Baden-Württemberg sind wir so gezwungen, Rechenschaft abzulegen, wie sich Baden und das Badische in den letzen zehn Jahren nach Außen- und Innenansicht transformiert haben. Für ein Baden, wie es auch immer konzipiert ist, kann man in der aktuellen Situation nur aktiv werden, wenn man die Lage analysiert und daraus Konsequenzen zieht. Die Analyse wird zunächst von Außenansichten Badens ausgehen müssen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Außenansichten, soweit sie in den letzten zehn Jahren entwickelt worden sind und dem »Baden der Badener« Das »Baden der Badener«, ein räumliches, geschichtliches, kulturelles immer noch als Ganzheit gedachtes Baden, findet in der Außenansicht natürlich heute keine Bestätigung mehr. Dieses als Ganzheit gedachtes Baden hat Weinacht noch 2002 als »Baden in Baden – Württemberg« bezeichnet.

Diese Formulierung versuchte, für Baden auch im Bundesland Baden-Württemberg noch eine gewisse Eigenständigkeit als Teilland einzufordern. Diese von mir als »Baden-Option« bezeichnete Formulierung, reklamierte im geschichtlichen, kulturellen und landsmannschaftlichen Sinne eine gewisse Anerkennung als Teilland von Seiten des Bundeslandes.

Es bleibt, noch kurz zu erläutern, aus welchen Bereichen ich Innen- und Außenseiten

Badens abgeleitet habe. Die Innenansicht bezieht sich auf die vereinsinterne Sicht, aber auch auf die inzwischen von den Badenern verinnerlichten Positionen, Zur Innensicht wird auch die Analyse Thomas Küsters gerechnet, da der Vortrag vom Landesverein veranlasst wurde. Unter Außenansicht summiere ich alle Presseberichte, Einschätzungen, Ausstellungen, Marketing und einschlägige Literatur.

II. Außenansichten

1. Baden eine »Wohlfühlregion«

»Baden nur noch eine ›Wohlfühlregion‹, deren Geschichte nicht mehr benötigt wird«

Thomas Küster schrieb in seiner Analyse »Warum Baden weiterlebt«: »Wenn regionale Identität in Zukunft stärker von lebensweltlichen Erfahrungen und Bildern des Marketing geprägt sein wird, führt das zum Verlust badischer Spezifika. Für viele wird Baden dann bestenfalls noch eine Wohlfühlregion sein, deren Geschichte nicht mehr benötigt wird, um Badisches zu definieren«[1]. Das bedeutet aber auch den Verlust der bisher praktizierten »Erinnerungskultur«.

Küster weist mit den »Bildern des Marketings«, die die regionalen Identitäten prägen, meines Wissens erstmals auf dieses Phänomen hin.

Was bleibt unter diesen Voraussetzungen dann von Baden? Nur das, was in marktstrategische Wahrnehmungs- und Erlebnismuster passt und durch sie vorgeprägt ist. Die Qualität »Wohlfühlregion« ist ein solches universal anwendbares Muster, ein »Bild des Marketings«, wie Küster richtig beobachtet. Marktstrategisch bleibt die »Wohlfühlregion« absichtlich im inhaltlich und räumlich Ungefähren und ist eigentlich auf jede Stadt und Region anwendbar. Als Kennzeichnung eines badischen Spezifikums ist sie nicht geeignet und benötigt die Geschichte nicht mehr als Definitionsmerkmal. Die »Wohlfühlregion« ist völlig unpolitisch gedacht. Sie ist geprägt vom »reinen Genuss«[2]. Es ist erhellend, wenn man H. Bausingers Konzeption der Heimat als »Lebensqualität« dagegenhält. Der Begriff Heimat wird von Bausinger in der Nähe von »befriedigenden Lebensmöglichkeiten« und »Lebensqualität« gerückt. »So verstanden, fordert die Herstellung und Sicherung von Heimat zweierlei: Strukturen die möglichst allen Bewohnern eine ausreichende Lebensgrundlage und ein friedliches Zusammenleben garantieren, aber auch eine Gestaltung des jeweiligen räumlichen Umfeldes, die unnötige Belastungen vermeidet. Eine zentrale Aufgabe wird auch künftig darin bestehen, die divergierende Interessen verschiedener Bevölkerungsschichten auszubalancieren«[3]. Das Marketing-Bild der »Wohlfühlregion« dagegen verzichtet nicht nur auf badische Spezifika und badische Geschichte, sondern auch auf einen gesellschaftspolitischen Impuls. Gehe ich fehl, wenn ich behaupte, Baden als »Wohlfühlregion« sei durchaus kein Kompliment, sondern eine Form politischer Entmündigung?

Die »Wohlfühlregion« interpretierte Rainer Haendle anlässlich der Ausstellung »Baden! 900 Jahre« als ein bereits verinnerlichtes »Lebensgefühl«. »Beim Thema Baden geht es heute weniger um Politik und Verteilungskämpfe mit Stuttgart als um ein Lebensgefühl. Wer in Baden lebt, der kann sich wirklich glücklich schätzen: Eine einzigartige Natur, ein tolles Freizeit- und Kulturangebot, hervorragendes Essen, nahezu Vollbeschäftigung und nicht zu vergessen: äußerst symbadische Mitmenschen«[4].

Auch in der »Heimatkunde Baden« von Karl Heinz Ott wird Baden selbstverständlich auf »Wohlleben« reduziert, allerdings wird gleichzeitig auf die Zusammenhörigkeit von »Wohlleben« und »Gemütlichkeit« mit politischen Tugenden der Vergangenheit wie »Widerstand« und »Barrikadenstürmerei« verwiesen[5].

Fragen, die P.-L. Weinacht nach »innerem Gewicht« und »Beiträgen« Badens noch 2002 stellen konnten, erübrigen sich, wenn 2012 Baden nur noch als »Wohlfühlregion« inszeniert wird. Weinacht forderte vor zehn Jahren noch auf, »zu prüfen, wie es mit dem inneren Gewicht der badischen Regionen und ihrem Beitrag zur Landesentwicklung bestellt« sei, wie sich »der badische Landesteil neben dem württembergischen und hohenzollerschen behauptet« und ob das gemeinsam Land »neben dem württembergischen auch ausreichend ›badischen Charakter‹« zeige[6].

Der Frage, ob das gemeinsame Land »auch ausreichend badischen Charakter zeige«, ist auch 2012 noch nachzugehen.

2. Folkloristische Frotzeleien

»Außer Landschaft und Klima nichts übrig geblieben«

Im Katalog zu »Baden! 900 Jahre!« stellte Karl-Heinz Ott fest, dass die »Animositäten« zwischen Badenern und Schwaben »bloß noch in Form folkloristischen Frotzeleien überlebt« haben.

Martin Halter schrieb an 17.4.2013 in der Badischen Zeitung, dass »von den ewigen Gegensätzen (zwischen Badenern und Schwaben), von denen Satire, Stammtisch und Marketing bis heute zehren« »außer Landschaft und Klima« nicht viel übrig bliebe. Nur im »Fußball dürfen sich gewachsene Animositäten noch weitgehend unreguliert austoben«[7]. Andreas Braun und Gabriele Renz kommen zu dem Schluss, dass sich in Baden-Württemberg mit den »überkommenen Frotzeleien gut leben« lässt[8]. Was die einen Frotzeleien nennen, nennen andere »Sticheleien«. So meinte der ehemalige Oberbürgermeister von Karlsruhe: »Das wäre doch schlimm, wenn wir nicht ein Bundesland wären und uns deswegen mit unseren traditionell gepflegten Sticheleien nicht gegenseitig ärgern könnten«. (Der Sonntag vom 16.1.2013). Auf eine weitere »Banalisierung« Badens habe ich schon im Heft 2/2012 hingewiesen, auf die Reduktion Badens auf das Kulinarische.

3. Lauter Klischees

»Was hat vor dem kritischen Blich überhaupt noch Bestand?«

Die Landesausstellung »Baden! 900 Jahre« untersuchte unter dem Themenkreis »Baden bunt«, »was vor dem kritischen Blick« überhaupt noch Bestand hat, Klischees von Baden werden untersucht: »Toskana Deutschlands, von der Sonne verwöhnt. Wer kennt sie nicht diese Bilder von Baden? Das Badnerlied schon seit Urzeiten die Hymne Badens. Bei so viel Klischees lohnt es sich genauer hin zu sehen. Dabei findet man manches Bild bestätigt. Der Schwarzwald gehört zu Baden, aber nicht ausschließlich. Die Kuckucksuhr stammt von dort, ist aber nicht die älteste Form der Schwarzwalduhr. Der Bollenhut wird in wenigen Gemeinden getragen, und das Badnerlied ist eigentlich ein Soldatenlied. Außerdem wird das Baden-Bild geprägt vom Bodensee, der Heidelberg Romantik, dem Fußball – und Kaspar Hauser«[9].

III. Innenansichten

1. Von der Publikation »Die badischen Regionen am Rhein« (2002) zu »Wegmarken der badischen Geschichte« (2012)

Die nachfolgend besprochenen Publikationen in der Zeitspanne von nur zehn Jahren belegen den Wandel von der Innenansicht zur Außenansicht Badens aus der Sicht badischer Akteure zu fremdbestimmtem Marketing.

Die umfangreiche, selbstbewusste Bilanz der »Badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden – Württemberg« ist noch ganz von den badischen Akteuren her konzipiert. Die Publikation zeigt »die Entwicklung der Regionen in dem vergangenen Jahrzehnt. Es wird das ›Gewicht der badischen Regionen‹[10], ›das südbadische Selbstbewusstsein und Eigenwertgefühl‹[11], die Regierungspräsidien als Interessenwahrnehmer der Region thematisiert[12]. ›Lebensqualität‹ spielt eine Rolle, nicht aber eine ›Wohlfühlregion‹, Essen und Trinken, Tourismus. Für die Regionen am Rhein wird gefordert, dass sie ihre Belange grenzüberschreitend zunehmend selbst koordinieren können«[13].

Im Jubiläumsjahr 2006 sollten die Vorträge nach der Absicht des Herausgebers an das Großherzogtum, seine Vor- und seine Nachgeschichte, an die Interessen und Identitätskerne erinnern[14]. »An die Substanz und die geschichtlichen Werte Badens«. sollte die Gedächtniskultur anknüpfen. Am Ende seines Vortrages »Vom Haus Zähringen zum Land Baden« hat Hansmartin Schwarzmaier das heutige Baden verstanden als »eine geistige und kulturelle Kraft, die aus vielfältigen Traditionen schöpft. Diese haben dazu beigetragen, das Gemeinschaftsbewusstsein der ›Badener‹ bis heute zu erhalten«[15]. Die Sonderpublikation der Badischen Heimat »900 Jahre Baden« hat diese glückliche Formulierung geradezu zum Motiv des Heftes gemacht. Besonders auch deshalb, weil die Formulierung auf die »vielfältigen Traditionen« hinweist, auf die alten kulturellen Identitäten der Einzellandschaften, die in das ehemalige Großherzogtum eingegangen sind, wie die beiden Markgrafschaften, Vorderösterreich, Kurpfalz, Tauberfranken. Eine Perspektive »Badens« in der aktuellen politischen Situation wurde im Rückgriff auf Rolf Böhme als eine oberrheinische bestimmt. Er sah die »besondere Lage Badens« »unter der Perspektive, dass der Oberrhein eine Zukunftsperspektive ist«[16].

Nach der Formulierung Schwarzmaiers hätte übrigens die Landesausstellung »Baden! 900 Jahre« Baden nur dann einen Dienst erwiesen, wenn unter der Themenstellung »Was bleibt?« der Frage nachgegangen worden wäre, welche geistigen und kulturellen Kräfte zum aktuellen Zeitpunkt in den badischen Regionen (noch) lebendig sind. Will der Landesverein eine den heutigen räumlichen Verhältnissen angepasste Politik betreiben, wird er sich stärker auf die einzelnen Regionen am Rhein beziehen müssen.

Die Vortragsreihe »Wegmarken badischer Geschichte« aus dem Jahre 2013 schließt mit einer Analyse unter dem Titel »Warum Baden weiterlebt« ab, die in realistischer Weise die Gefährdungen aufzeigt, denen Baden und das Badische zu Beginn des 21. Jahrhunderts ausgesetzt sind. Bemerkenswert ist, dass die Publikation von 2008 noch mit baden-politischen Betrachtungen abschloss, die Publikation von 2013 mit einer Analyse regionalpolitischer Identität.

2. Innenansicht: Das Badische von heute

»Interesse an einem zusammenwachsenden Oberrheinraum«

In der Einleitung zu »Wegmarken badischer Geschichte« schrieb P.-L. Weinacht: »Die

Leute in Baden haben in 60 Jahren, ihr Eigen vor einem gelegentlichen Baden-Württembergertum in Sicherheit zu bringen gewusst … Ein Badener schätzt die offiziellen Symbole des Freistaates und Großherzogtums: Badener Lied und Gelb-Rot-Gelb, die in geschichtlicher Zeit Staat gemacht haben und heute zu regionaler Folklore geworden sind«[17]. Das »Badische aber von heute« »versteht sich weniger als dies vor 60 Jahren der Fall war aus seiner Abgrenzung gegen das ›Schwäbische‹ als mehr im Interesse eines zusammenwachsenden Oberrheinraumes. Denn wir leisten im Europa der Regionen den Land wichtige Dienste«[18].

3. Die Analyse Thomas Küsters

»An die Stelle der ›Deutungshoheit‹ treten Marketingkampagnen«

Wir zählen Thomas Küsters Analyse »Warum Baden ›weiterlebt‹ in diesem Kapitel auch zu den Innenansichten, weil die Herausgeber des Bandes ›Wegmarken Badischer Geschichte‹ keine Bedenken hatten, die schonungslose Analyse in Heft 1/2013 und in das Buch aufzunehmen.«

Für das Entstehen von regionaler Identität setzt Küster das Vorhandensein einer organisatorischen Basis an, z. B. von Vereinen, die für eine »kontinuierliche Diskussion regionaler Themen sorgen«. Gleichzeitig gibt er aber zu bedenken, dass »die Deutungshoheit der Vereine im Rückgang« begriffen ist. An die Stelle der »Deutungshoheit« treten »Marketingkampagnen« als »moderner Varianten früherer Identitätspolitik« »Das regionale Marketing« (Lebensart) wirkt sich auch nach innen aus: Am Ende sind die Badener selbst von der ihnen angedeuteten Lebensart überzeugt. »Die neueren Badenattribute sind durch eine gewisse Beliebigkeit und Austauschbarkeit gekennzeichnet.« Küster gesteht zu, dass es in Zukunft »vermehrt unterschiedliche und heterogene Badenidentitäten« geben wird. »Mit einem Bedeutungsverlust klassischer Kulturvermittler« ist zu rechnen. Regionale Identität wird in Zukunft »stärker von lebensweltlichen Erfahrungen und Bildern des Marketings geprägt sein«. Das führt aber »zum Verlust badischer Spezifika«, schließlich wird Geschichte in einem vom Marketing als »Wohlfühlregion« konzipierten Baden »nicht mehr benötigt«[19]. Eine »kollektive Identität« gesteht Küster auch in Zukunft den Badenern unter folgenden Bedingungen zu:

1. Pflege der Erinnerungskultur und ihrer Symbole, 2. Bestehen der Disparitäten und Ungerechtigkeiten innerhalb des Bundeslandes Baden-Württemberg und 3. »solange es Schwaben gibt, von denen man sich abgrenzen kann«[20].

P.-L. Weinacht hat die »Gefährdungen« Badens und des Badischen durch folgende Beobachtungen ergänzt: Er weist auf »die rasante Abschwächung politisch-kulturellen Traditionen« hin, auf »die prekäre demografische Situation«, »die Mobilisierung der Bevölkerung – auch durch die Immigration aus fremden Kulturkreisen«[21]. Schließlich sind die Veränderungen der Mentalitäten ausschlaggebend für das Verhältnis der Menschen zu Heimat, Region und Land.

4. »Baden mit Augenzwinkern«

»Das Spiel möglichst kurz halten«

Fasse ich meine Beobachtungen im Jubiläumsjahr zusammen, dann fällt mir vor

allem die inzwischen eingebürgerte Formulierung »Baden mit Augenzwinkern«[22] auf. Augenzwinkern bedeutet, offensichtliches Einverständnis der Beteiligten mit der durch die Geschichte herbeigeführten Lage. Es handelt sich um ein Baden, das sich im besten Falle selbst ironisch konzipiert. Will sagen, Baden existiert wohl auch aus der Innenperspektive nur noch in ironischer Brechung. Man könnte der Meinung sein, das sei eine komfortable Situation. Eine Position gar überlegener Stärke. Denn Ironie ist doch ein Zeichen geistiger Überlegenheit. Überlegenheit vor allem gegenüber den Schwaben, von denen man annimmt, dass sie zu einer solchen Selbstironie nicht fähig sind. Ironie bedeutet aber Verzicht auf Ernsthaftigkeit. Postmodern ausgedrückt, bedeutet das, das Spiel (der Badischen Heimat) möglichst kurz zu halten (Zygmut Bauman). Eine überlegene, distanzierte Position hat zur Voraussetzung, dass man von einem »abgesättigten«, gesicherten Bestand ausgehen kann. Ironie muss man sich leisten können! Leisten kann man sich aber Ironie nur, wenn man nichts mehr zu »besorgen« hat. »Baden mit Augenzwinkern« ist eine neue (letzte?) anspruchsvolle Variante badischer Selbstbeschränkung, gewissermaßen die Überwindung Badens mit komödiantischen Mitteln. Bemerkenswert ist, dass das Motiv des »Augenzwinkerns« von den Bewohnern Badens selbst zu einem regionalen Charakteristikum stilisiert wird. Seit 2012 scheint der »augenzwinkernde Badener« gewissermaßen die »*offizielle« Selbsteinschätzung* zu repräsentieren. So hat der ehemalige Oberbürgermeister von Karlsruhe, Heinz Fenrich, vor kurzem dazu aufgerufen, »mit Augenzwinkern die Belange Badens zu vertreten«. Es fehlt mir wohl an genügend Fantasie, mir vorzustellen, wie man etwas vertreten will, was man nicht ernst nimmt!

5. Aufruf zur Sensibilität im Umgang mit der Landschaft

»Es gilt, das unvergleichliche Landschaftsbild zu bewahren«

Das Buch »Nur ein Blick auf Baden« ist, so weit ich sehe, die einzige Publikation des Jahres 2012, die für Baden eine Zukunftsperspektive entwickelt. Angesprochen wird das ganze Baden, Baden als »unvergleichliche Landschaft« und als »kulturelle Vielfalt«. Die Herausgeber Prinz Bernhard von Baden und Christoph Douglas wollen den Band verstanden wissen »als einen Versuch, mehr Menschen auf die kulturelle Vielfalt und die landschaftliche Empfindlichkeit des Landes Baden aufmerksam zu machen«[23]. Es gilt, »das unvergleichliche Landschaftsbild« zu bewahren, dadurch dass die Menschen »für Qualität, für Herkunft, für Regionalität, für Materialität und Maße, für ein Miteinander«[24] sensibilisiert werden. Allerdings verzichten die Herausgeber ausdrücklich auf eine »Agenda im politischen Sinn«[25]. Eine »Politisierung des Anliegens« wird abgelehnt, »denn Politik und Landschaft« existieren in »unterschiedlicher Geschwindigkeit«[26], vielmehr will das Buch zu »gemeinsamen Lösungen anregen«[27] mit der Vorstellung, dass jeder »seinen Beitrag für das Gemeinwesen leistet, mit Kreativität oder Geld, so buchstabiert sich Verantwortung in unserem demokratischen Gemeinwesen«[28]. Unter Eingriffen in die Landschaft verstehen die Autoren Industrie- und Wohngebiete, Energie- und Verkehrsinfrastruktur, Windräder, Solaranlagen, Schnellstraßen, Aussiedlerhöfe.

IV. Versuch einer realistischen Einschätzung oder Baden im 61. Jahr Baden-Württembergs

Nach der Analyse Thomas Küsters bleiben in Zukunft zwei *badenbezogene* Handlungsoptionen für die Badische Heimat: Politische Arbeit an der »Reduzierung der Disparitäten und Ungerechtigkeiten« innerhalb des Landes Baden-Württembergs[29]. Voraussetzung dafür ist eine weiterhin anzunehmende »kollektive Identität« und ein »positives Lebensgefühl in und für Baden«. Zweitens die Pflege der Abgrenzung gegenüber den Schwaben.

Die Reduzierung der »Disparitäten und Ungerechtigkeiten« setzt voraus, dass im 61. Jahr Baden-Württembergs, die Bewohner Badens sie als solche noch empfinden. Der Landesverein Badische Heimat müsste sich, wie von mir seit langen gefordert, politisch ausrichten, d. h., seine Stimme erheben, Position beziehen, nicht locker lassen[30].

Was die »kollektive Identität« und das »positive Lebensgefühl« anbetrifft, so müssen sie »gepflegt« werden, d. h. wir können in einer mobilen Gesellschaft nicht mehr einfach von ihrer selbstverständlichen Existenz ausgehen[31]. Identitäten sind »diskursive Tatsachen«[32].

Es mag sein, dass die Badener ihr Selbstbild schon immer »am württembergischen Gegenbild« profilierten[33]. Die Pflege der Abgrenzung gegenüber den Schwaben, die Hänseleien und Neckereien als »Politik« scheinen in der gegenwärtigen Situation wenig produktiv zu sein. Sollen badische Mentalitäten überleben, dann müssen sie ihre Eigenart aus sich selbst heraus bestimmen, z. B. als eine »andere Wahrnehmung des Lebens und der politischen Daseinsbewältigung«[34]. Folgt man der Argumentation von Prinz Bernhard von Baden und Graf Douglas, so ergibt sich eine dritte Handlungsoption: Sensibilisierung der Bevölkerung für den Erhalt des Landschaftsbildes in Verbindung mit der kulturellen Vielfalt »unserer Heimat Baden«[35].

Die Reduktion von Disparitäten (Ungleichheiten) und Ungerechtigkeiten gehören nach Küster zu den Maßnahmen, die, wenn sie politisch aktiviert werden, zum »Erhalt« Badens beitragen. Unter Disparitäten verstehe ich ungleiche Verteilung von Verwaltungen und Behörden im Bundesland und die ungleiche Verteilung von finanziellen Mitteln. Auch der vielfach beklagte Stuttgarter Zentralismus gehört zu dieser Kategorie. Ungerechtigkeiten beziehe ich auf mögliche Unausgewogenheiten der Lebensverhältnisse in den Teilländern. Bei der Kategorie Disparitäten ist wohl zu unterscheiden zwischen bereits vollzogenen strukturverändernden Maßnahmen wie z. B. Fusionen und regionalen badischen Optionen wie z. B. »Offenburg 21«. Der politische Handlungsspielraum ist deshalb begrenzt, denn nur auf dem zuletzt genannten Feld scheint ein zivilgesellschaftliches politisches Engagement realistisch. Es ist deshalb eine differenzierte Betrachtung der Küsterschen Formel angebracht. Man darf annehmen, dass Küster die Disparitäten auf das ganze ehemalige Baden bezieht, die abzuarbeiten als »badenerhaltende« Aufgabe gesehen wird. Zu bedenken aber ist, dass Baden regionalisiert ist[36] oder sich selbst regionalisiert hat (Rhein-Neckar-Metropolregion, Technologie-Region Karlsruhe, Trinationale Metropolregion Oberrhein). Unter diesen Umständen ist es nicht einfach, eine Politik der Reduktionen oder badische Belange in einen regionalisierten Baden nachhaltig ins Bewusstsein zu bringen und politisch erfolgreich in Szene zu setzen. Die Regionalisierung Badens bedeutet nämlich auch eine Entpolitisierung Badens, Baden, das ganze ehemalige Baden ist

kein politischer Handlungsraum mehr. So betrachtet ist Baden »raumlos« geworden[37]. Es ist deshalb folgerichtig, wenn sich Baden einer »oberrheinischen Perspektive« öffnet. Mit der Trinationalen Metropolregion Oberrhein entsteht ein politischer. wirtschaftlicher und kultureller Raum, in dem Baden wieder Raum finden könnte.

Wie auch immer, ein Engagement auf dem Felde badischer Optionen kann immer nur situativ, nachholend und aufrechnend sein. Situativ, von Fall zu Fall reagierend, nachholend, erst dann agierend, wenn Fakten schon geschaffen sind und aufrechnend im Vergleich zu unterschiedlicher Verwendung der Mittel im Bundesland.

Die von mir als »aufrechnend« bezeichnete Politik kann aber nur dann Erfolg haben, wenn sie in Stuttgart auch »gehört« wird[38]. Zu bedenken ist auch, dass die Bevölkerung (die größtenteils nicht mehr badisch ist) mit einer im Grundsatz »anklagenden« Politik auf Dauer nichts anzufangen weiß. Vor allem aber muss eine Politik badischer Belange die Bürgermeister und Oberbürgermeister der badischen Städte hinter sich wissen[39]. Wie sich auch eine zukünftige Politik des Landesvereins und der Landevereinigung definiert, sie sollte eine kreative, konstruktive Politik sein. Eine solche Politik könnte in Form eines BadenMarketing realisiert werden, das alle an der Marke Baden Interessierten vernetzt.

Die »kulturelle Vielfalt« oder das kulturelle Erbe kann heute realistischer Weise nur von den Städten, Landschaften und Regionen her entwickelt und gestärkt werden. Wenn es richtig ist, dass das ehemalige Baden heute wieder in seine Teile zerfallen ist, dann muss der Landesverein Badische Heimat daraus vereinspolitische Konsequenzen ziehen. Die Bewahrung des historischen Erbes und die damit verbundene Stärkung der kollektiven Identität kann nur von den Städten, Gemeinden, Landschaften und Regionen her entwickelt und gefördert werden. Kulturelles Erbe und kollektive Identität sind von den Regionen, von den badischen Regionen am Rhein her zu entwickeln. Sie sind regional aufzusuchen und zu entwickeln und vom Landesverein gewissermaßen zusammenzufassend zu vertreten. Dies wurde übrigens schon in den 20er Jahren von H. E. Busse mit den Landschafts- und Städtebänden der Badischen Heimat publizistisch realisiert.

V. Nachschlag

Was bisher unter negativen Vorzeichen skizziert wurde, lässt sich, so hat man mich belehrt, auch positiv sehen. »Nachschlag« heißt auf Englisch treffender Weise »Second Helping«. Der Ausdruck hängt zusammen mit »help yourself« – »Bedienen Sie sich«. Sieht man die gegenwärtige Beurteilung Badens positiv, dann muss man den Interessierten für die Zukunft wohl empfehlen: bedienen Sie sich! Suchen Sie sich unter den Bestimmungen das aus, was ihnen gefällt. Allerdings sollte man sich dabei bewusst sein, dass die angeführten Versionen fremdbestimmt sind, einmal durch das alles bestimmende Marketing und zum anderen durch Einschätzungen derer, die es für ihre Aufgabe halten, uns zu sagen, was »badisch« sei – eben »Baden mit Augenzwinkern«.

Anmerkungen

*) Die »monumentale Installation« Stefan Strumbels vor dem Eingang des Schlosses in Karlsruhe anlässlich der Ausstellung »Baden! 900 Jahre« wurde vom Direktor des Badischen Landesmuseums, Harald Siebenmorgen, folgendermaßen ein-

geschätzt: »Die monumentale Installation Stefan Strumbels« passe »wunderbar in den Kontext des 900-jährigen Jubiläums von Baden« (BLM aktuell). Nach meiner Einschätzung übernahm Strumbels Kuckucksuhr, noch bevor der Besucher die Ausstellung betrat, die Meinungsführerschaft: Die Botschaft lautete: Wir können uns auch auf dem Arm nehmen lassen. Oder vielleicht auch: Alles, was wir noch können, ist uns selbst auf den Arm nehmen zu lassen! Die Ausführungen zu Strumbels Installation habe ich auf der Mitgliedersammlung in Donaueschingen 2012 vorgetragen.

1 Thomas Küster, Warum Baden »weiterlebt« in: BH 1/2013 S. 222–244.
2 Natalie Lumpp in der SWR-Sendung Samstag-Abend: »Baden genießen« am 15.4.2012.
3 Hermann Bausinger, Der herbe Charme des Landes. Sonderausgabe zum 60. Geburtstag Baden-Württembergs, 2012.
4 Rainer Haendle, BNN 16.6.2012.
5 Karl-Heinz Ott, Heimatkunde Baden, 2007, S. 17.
6 P.-L Weinacht, (Hrsg.), Die badischen Regionen am Rhein, S. 522.
7 Karl-Heinz Ott, Ein letzter Rest von Paradies in: 900 Jahre Baden! Geschichte eines Landes, 2012, S 21. Martin Halter, Steht auf, wenn ihr Badeners seid. Die Rivalität zwischen Baden und Württemberg schwindet immer mehr. Badische Zeitung 17.4.2013.
8 Andreas Braun / Gabriele Renz, Wir können alles. 60 Einblicke in die Geschichte Baden-Württembergs, 2012, S. 21.
9 Heinrich. Hauß, Mit einer Frage durch die ganze badische Geschichte. BH 1/2012, S. 521.
10 P.-L. Weinacht, Prognosen und Resultate in: Die badischen Regionen am Rhein S. 52.
11 A. a. O. S. 179.
12 A. a. O. S. 185.
13 A. a. O. S. 29.
14 P.-L. Weinacht (Hrsg.).Vom Fürstenstaat zur Demokratie, 2008, S. 9.
15 Hansmartin Schwarzmaier in: Vom Fürstenstaat zur Demokratie S. 38.
16 Rolf Böhme, Ich habe die Badenfrage nie bemüht in: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 1/02, S. 68.
17 Heinrich Hauß / P.-L. Weinacht (Hrsg.), Wegmarken badischer Geschichte, Einleitung S. 13.
18 P.-L. Weinacht, BH 2, 2012, S. 203.
19 Thomas Küster, Warum Baden »weiterlebt« in: Wegmarken der badischen Geschichte. In: BH 1/2013, S. 240.
20 A. a. O. S. 240.
21 P.-L. Weinacht, Wegmarken, Einleitung S. 10.
22 Rainer Haendle a. a. O. siehe Anmerkung 4.
Rainer Brüning: Der aufgeklärte Fürst Karl Friedrich (1728–1811), 2011. Brüning empfiehlt, die Hymnen der Intellektuellen auf Karl Friedrich »mit Augenzwinkern« zu betrachten (S. 28).
Der Katalog »Kuckucksuhr mon amour« (Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen) kommentiert den seit über 200 Jahren anhaltenden Streit um die Erfindung der Kuckucksuhr »mit einem Augenzwinkern« (Der Sonntag, 13.5.2013).
Am 10.6.2013 berichteten die BNN von der Kür Heinz Fenrichs zum »Badener des Jahres« mit der Überschrift »Interessen mit Augenzwinkern vertreten«. Nach dem Bericht der BNN sprach sich Fenrich dafür aus, die badischen Interessen mit einem Augenzwinkern und nicht mit Verbissenheit zu vertreten.
Stefan Jehle schrieb in einem Aufsatz zum Ausscheiden Fenrichs aus dem Amt des Oberbürgermeisters in der Stuttgarter Zeitung vom 26.2.2013: »Von ihm hörte man nie ein Wort darüber, die ehemalige badische Residenz fühle sich gegenüber der Landeshauptstadt Stuttgart benachteiligt. Eigene Initiativen das ›Über-Badeners‹ in der Regionalpolitik blieben dagegen auffällig blass« (Der Zusammenhalt ist durch ihn gewachsen).
»Augenzwinkern – das kurze Zwinkern als Zeichen der Verständigung (Duden. Deutsches Wörterbuch, 2011)«, Augenzwinkern – heimliches Zeichen mit den Augen. Mit einem Augenzwinkern – mit einem heimlichen, nachsichtigem Einverständnis (Wahrig: Deutsches Wörterbuch, 1980).
23 Prinz Bernhard von Baden / Christoph Graf Douglas (Hrsg.): Nur ein Blick auf Baden, 2012, S. 11. Im Gegensatz zum Naturschutz, dem es um einzelne Projekte geht, haben die Herausgeber den Schutz der Landschaft als Ganzes, den »individuellen Charakter«, die »Struktur der Landschaft« im Blick. Dies ist auch der Grund dafür, dass die Herausgeber den »Aufruf zur Sensibilität im Umgang mit der Landschaft« an die »gesamte Bevölkerung« richten und nicht an die Politik, die nur bis zur nächsten Wahl denkt.
24 A. a. O. S. 74.
25 A. a. O. S. 15.
26 A. a. O. S. 176.
27 A. a. O. S. 13.
28 A. a. O. S. 176.

29 Küster a. a. O. S. 240. Ich spreche hier ausdrücklich von »badenbezogenen Optionen« weil es natürlich auch eine von mir entwickelte »Oberrhein-Option« gibt, (Siehe BH 1/2013, S. 245 ff.

30 Diese Option wurde auch von dem früheren Vorsitzenden Adolf Schmid mehrfach in unser Publikation vertreten. Die Landesvereinigung Baden in Europa praktiziert seit Jahren eine Politik des Abbaus der »Ungerechtigkeiten und Disparitäten«. Sie will u. a. eine ausgewogene Struktur, in der alle Regionen, entsprechend ihren Stärken und Möglichkeiten gefördert werden. Beendigung des Stuttgarter Zentralismus zum Vorteil der anderen Regionen. Abkehr von der Strategie kurzfristiger Einzelentscheidungen (Fusionen).Stärkung der badischen Standorte in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Entwicklung Badens als europäische Metropolregion (Prospekt »Baden. Hier hat Zukunft Tradition«). Nach A. Braun / G. Renz in »Wir können alles.« ist eine solche Politik 2012 nicht mehr nötig, »denn penibel wird allenthalben auf Ausgewogenheit und Äquidistanz geachtet « (S. 19).

31 Kollektive und individuelle Identitäten sind keine ein für alle Mal gleich bleibenden Größen. Identitäten sind höchst störanfällig, dauerhaft und verbindlich sind sie nur, wenn flankierende Maßnahmen sie stützen und flexibel auf Veränderungen eingehen. (Robert Hoheisel, Identität in dialogischer Struktur in: W. Gephart und H. Waldenfels (Hrsg.), Religion und Identität. 1999, S. 46.

32 Jürgen Straub, Personale und kollektive Identität. S. 96 in: Aleida Assmann / Heidrun Frese (Hrsg.) Identitäten, 1998.

33 P.-L. W., Politische Kultur in Südbaden in Politische Kultur am Oberrhein, 2012, S. 47.

34 P.-L. Weinacht, Baden in Baden-Württemberg in: Politische Kultur am Oberrhein, 2012, S. 319.

35 A. a. O. S. 10.

36 Die Festschrift des Landes Baden-Württemberg im Jahre 2002, die sich vorgenommen hat, das Land Baden-Württemberg »einmal von seinen Regionen her darzustellen« (Siegfried Schiele), unterscheidet folgende »badische« Regionen. Kurpfalz. Zwischen Rhein und Tauber; Badisches Kernland. Region der Residenzen; Ortenau. Nahtstelle in Baden; Breisgau. Markgräflerland. Schwarzwald. »Die Regio«; Der Hochrhein. Baden-Württemberg. Vielfalt und Stärke der Regionen. Hrsg. Hans-Georg Wehling, Angelika Hauser-Hauswirth, Fred Ludwig Sepaintner. Im Auftrag der Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg, 2002. Ministerpräsident Erwin Teufel ist in »Zum Geleit« stolz darauf, »dass das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben über das ganze Land verteilt ist« (S. 5). »Tatsächlich ist sich heute jede Region selbst am nächsten, und auch die Regierungspräsidien in Karlsruhe und in Freiburg sind sich nicht geschwisterlich verbunden (Weinacht BH 2/2012, S. 202.

37 P.-L. Weinacht kann der Regionalisierung auch eine positive Seite abgewinnen, wenn er meint, dass »im Europa der Regionen« Baden »dem Land wichtige Dienste« leistet. »Baden-Württemberg ist ein gelungenes Land, sofern es ihm gelingt, seine regionalen Profile zu schützen« (BH Heft 2/2012 S. 203).

38 Alle einschneidenden, strukturverändernden Maßnahmen der Landesregierungen wurden von oben durchgesetzt; Verunklarung der Grenzen des früheren Landes, Umbenennung der Regierungspräsidien, Fusionen, Auflösung der Symphonieorchester, Standort des neuen Symphonieorchesters, Hans-Thoma-Preis. Den Entscheidungen in Stuttgart können wir höchstenfalls »maulend« hinterherlaufen. Voraussetzung des »Gehört-Werdens« wäre, dass Stuttgart, die »Petenten« als ernstzunehmende Partner im Aushandlungsprozess sieht.

39 Über den scheidenden Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe schrieb Stefan Jehle: Er »brach mit überholt wirkenden Ritualen: von ihm hörte man nie ein Wort darüber, die ehemalige Residenz fühle sich gegenüber der Landeshauptstadt Stuttgart benachteiligt. Eigene Initiativen ›des überzeugten Badeners‹ in der Regionalpolitik blieben dagegen auffällig blass« (»Der Zusammenhalt ist durch ihn gewachsen«, Stuttgarter Zeitung 26.2.2013).

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Heimat mit Obertönen

Gert Füger

Heimat wird gewöhnlich als etwas kleinkariert Rückwärtsgewandtes behandelt, eigentlich aber ist sie Schlüsselbegriff für Gegenwartsbezug und Daseinsgefühl. Heimat verschenkt ungefragt an jeden ein Stück kollektiver Identität, doch individuelle Personalität verschafft sich jeder erst selbst durch das Verhältnis, das er aufbaut zur Heimat – sein Weltverhältnis.

Ein Lexikoneintrag zuerst: Dass ein Klang Obertöne hat, wird ihm nicht bloß schöngeistig angedichtet. Die Schwingungen eines Grundtons sind physikalisch überlagert von denen seiner Ober- oder Partialtöne. Die bleiben zunächst unhörbar. Auf einer Flöte kann aber die zweite Oktave nur deshalb erzeugt werden, weil die selbe Luftsäule im selben Rohr mit den selben Griffen nur etwas anders angeblasen zu werden braucht, um den ersten Oberton hörbar werden zu lassen. Der Grundton wird dadurch seinerseits zum unhörbaren Unterton. Auch der nächste Oberton wird durch Überblasen freigesetzt, nur dass er weniger als eine ganze Oktave höher liegt.

These

Durch das Verhältnis zur Heimat wird auch – als dessen Obertöne – das Verhältnis zur Welt und schließlich das Verhältnis zum Sein bestimmt. Wer nicht irgendeinen intimen Ausschnitt der Welt als Heimat zu erleben vermag, der wird der Welt als Ganzem auch nichts abgewinnen, denn in der Totalität ihrer Vielgestaltigkeit ist sie ohnehin nicht zu erfassen. Das Wesen des Seins teilt sich im Seienden mit, schlichter: im jeweils Begegnenden.

Mehr als Tradition und Folklore

Unser Verhältnis zur Heimat, zu diesem uns am ehesten zugänglichen Ausschnitt des Seins, ist das Grundmodell unseres Weltverhältnisses. Deshalb ist Heimat mehr, als was mit Geschichtlichkeit und Brauchtum zu fassen ist. Das ahnen sogar opportunistische Obere, wenn sie »Heimat« für ihre Zwecke einspannen möchten. Heimat ist die Welt in der Nussschale, und zur Welt gilt es eine Einstellung zu finden. Immerhin reicht schon die vertikale Ausdehnung von Heimat tief hinunter in die Heimaterde und bis hinauf zu den Heimatsternen. Was Heimat im Begrenzten auslöst, wirkt im Unbegrenzten weiter. Den meisten Menschen gelingt ein im Ganzen positives Verhältnis zu ihrer Heimat, obwohl sie nicht behaupten wollten, dass in ihrer Heimat nicht auch extrem Negatives vorkommen könnte. Das aber bleibt für sie außerhalb des Heimatbegriffs.

Akustik und Landschaft

Die Obertöne von Heimat wollen nicht als poetisierende Metapher verstanden werden, sondern einfach als Analogie von Akustik und Landschaftseindruck, und zwar nur in dem einen Punkt, dass sich über einen Grundton/eine Landschaft unzweifelhaft weitere Schwingungs-/Bedeutungsschichten lagern. Fraglich nur, ob sie wahrgenommen werden, denn schon Heimat, wie sehr sie auch jeder bräuchte und sich wünschte, ist als erster Oberton keineswegs von jedermann jederzeit wahrnehmbar. Um im Vergleich zu bleiben:

- Den banalen Grundton in seiner distanzierten Gegenständlichkeit bildet das Gelände.
- Darüber als emotionale Steigerung dessen erster Oberton, nämlich die immer noch sinnlich, aber mit allen verfügbaren Antennen erfahrene Heimat. Heimat, erlebt als Teilhabe an einem konkreten Ausschnitt der Welt. Gewöhnlich gemeinsam mit den dort Ansässigen, die aber nicht im Vordergrund zu stehen brauchen.
- Dann die Ausweitung auf die kollektivierende erste Abstraktionsstufe der Welt in ihrer realen Vielgestaltigkeit und Gegensätzlichkeit –
- und schließlich auf die umfassendste, die unanschauliche, transzendente Stufe des Seins, d. h. des Universums mit den darin waltenden Kräften und ihrer Ordnung: der Weltordnung als oberster Schwingungsstufe des Heimatbegriffs.

Außerhalb unseres Vergleichs ließe sich statt von Obertönen ebenso gut von Schichten oder Dimensionen dieses Begriffs reden, die ja auch wie Obertöne nicht immer bewusst werden.

Existentielles Bedürfnis

Für Fremde und Fremdgebliebene bleibt es beim Grundton »Gelände«, so wie ein Kartograf es ausmisst, ohne dabei Einverständnis oder Übereinstimmung zu empfinden. Heimat beginnt als Oberton mitzuschwingen, wo wir uns am rechten Platz, zugehörig und miteinbezogen als Adressat all dieser Obertöne fühlen. Heimat befriedigt ein Bedürfnis, das hinausgeht über einen konkreten geografischen Rahmen. Nicht nur in einem überschaubaren Landstrich oder in einer Gruppe von Leuten wollen wir uns als einbezogen empfinden, sondern im Sein überhaupt. Das Sein soll mir nicht fremd und stumm bleiben. Es soll mich angehen und mich meinen – Die Natur, als die uns das Sein begegnet, lädt auch zu einem religiösen Bezug ein.

Übungsfeld »Vorgärtchen«

Dass wir Heimat als stellvertretenden Teil für die Welt als Ganzes nehmen können, das ist der zunächst unbewusste und unhörbare Oberton von Heimat. Zur Ganzheit der Welt könnten unser begrenztes Bewusstsein und unser begrenztes Wahrnehmungsvermögen in keine erlebte Beziehung treten. In unserem Verhältnis zur Heimat bildet sich aber zugleich unser Verhältnis zur Welt heraus, denn die Heimat ist schon die Welt, nicht erst ihr Vorgärtchen. Heimat steht zwar im Gegensatz zur Fremde, aber nicht im Gegensatz zur Welt. Heimat ist nicht nur der Ort, wo wir es uns gemütlich machen können. Sie ist gleichfalls der Ort, wo sich unsere Erlebnis- und Wahrnehmungsfähigkeit dem Umfassenden und Wesentlichen nähern kann, nämlich dem Sein. Erst als Heimat wird uns die Welt mit den in ihr wirksamen Kräften gefühlsmäßig zugäng-

lich. Wenn wir uns als wesentlichen Teil von ihr erleben und in Kommunikation mit ihr, in das Resonanzverhältnis von Sender und Empfänger, zu treten meinen, ist sie uns Heimat geworden. Ob wir auf anderen, etwa kognitiven Wegen dahin gelangen oder gar besser dahin gelangen könnten, ist sehr die Frage.

Ausdehnung

Im Gottesdienst wird spirituelle Geborgenheit, im Festzelt der Blasmusik wird animalische Geborgenheit gesucht, also jedes Mal Heimat. Wer das eine wirklich findet, bekommt jeweils vom andern einen Anteil mit. Die Vereinigung von beidem – unabhängig vom Mischungsverhältnis – läuft darauf hinaus, Heimat zu finden im Sein. Je weniger bewusst allerdings, desto instabiler. Ohne Heimat im Sein, d. h. ohne ein leidlich gutes Verhältnis von Ich und Welt, könnte ein Leben nicht glücken. Obwohl die beiden Begriffe so unvereinbar erscheinen, Heimat als das eng Abgegrenzte – das Sein als das absolut Unbegrenzte, kommt es doch gerade auf ihre Vereinigung an. Über den poetischen Zugang ist sie möglich.

Wechselbeziehung

Heimat ereignet sich nicht nur am Herkunftsort. Wer sich nur über seinen Herkunftsort und die dort Ansässigen definieren könnte, bekäme dadurch noch keine personale Identität. Wohl aber über sein Verhältnis zur Welt, über sein Weltverhältnis, wo immer auch sie ihm Heimat geworden sein mag. Heimat setzt die schönsten Seelenkräfte frei. Oder sollte man sagen: erst die Seelenkräfte lassen den Oberton Heimat frei ausschwingen? Zwischen Heimat und Ich entsteht eine stark empfundene Wechselbeziehung. Die Zärtlichkeit für die Heimat ist derjenigen für einen lieben Menschen oder ein liebes Tier gar nicht so unähnlich, denn auch diese sind unbezweifelbarer Bestandteil dieser Welt und können mit diesem Recht für uns an die Stelle der ganzen Welt treten. Nur dass die Zärtlichkeit für die Heimat auf die Zärtlichkeit für ein Lebewesen warten muss, um ausagiert werden zu können.

Konzessivität

Heimatgefühl ist Vorstufe und Einübungsfeld für die Liebe überhaupt, vor allem deshalb weil es sich schon in der Kindheit entwickelt. Heimatgefühl und Liebe können nur »konzessiv« entstehen. In der Grammatik nennt man Konzessiv-Sätze solche mit »obwohl«, wie z. B. *Ich mag Kirschen, obwohl sie ungenießbare Kerne haben.* Da wir ein unvollkommenes Paradies bewohnen, ist die Fähigkeit zur Konzessivität die unerlässliche Voraussetzung für Glück, für Heimatgefühl und Liebe. Die Heimat ist »Heimat«, obwohl es auch da bösartige Nachbarn und schlimmes Leid von Mensch und Tier gibt. Allerdings muss sich das Wunder des Heimatgefühls erst eingestellt haben, bevor die Konzessivität bewusst (gemacht) werden darf. Dann aber ist sie ein notwendiger Reifeschritt, um überhaupt zu Heimat und Liebe auf Dauer fähig zu werden. Die umgekehrte Reihenfolge wäre widernatürlich. Ebenso wie das Ansinnen, Mängel und Mäkel in gleicher Weise mitzulieben. Es muss reichen, über sie hinwegzusehen (ohne sie zu bestreiten), sie in Kauf zu nehmen (nicht getäuscht, sondern wissend). Heimat (-liebe) verleiht Meisterschaft im Hinwegsehen über Widriges.

Heimat im Sein

Heimat muss allernächste und berührende Gegenwart bleiben, um als vollgültiger Ausschnitt des ganzen Seins erlebt werden zu können. So kann die begrenzte Heimat zur Heimat im unbegrenzten Sein verhelfen, mögen im Sein auch destruktive Kräfte wüten. Das politische Kampfwort *»vaterlandslose Gesellen«* sollte Gegner denunzieren, sie hätten keinen ideellen Wertebezug, nichts sei ihnen heilig. Doch Vaterland/Heimat kann nur dann heilig sein, wenn auch das ganze Sein es ist, wie Menschenrechte nur etwas wert sind, wenn sie für alle gelten.

Versöhnungsgeschenk

Alles würde gewinnen, wenn wir dahin gelangten, Heimat samt ihren Obertönen als ein Versöhnungsgeschenk der Welt anzunehmen und – ohne die Unheimlichkeit seiner Gesamtmasse zu leugnen, – uns ihrer zu erfreuen wie der faszinierenden Spitze eines in seinen Dimensionen nur erahnbaren Eisbergs.

Das Ganze in Kurzfassung

in Anlehnung an J. P. Hebels Brief aus Beiertheim (vom 20. Mai 1807):

Hebels Frühstück

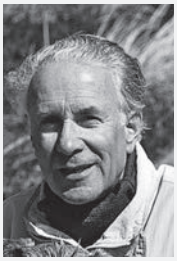
Heimat ist Zugang Nicht Rückzug
Erst wo sie als Heimat erscheint
lässt die Welt sich erahnen

Sonntagmorgen in Beiertheim
mit den Sommergeräuschen
von Bienen und fernen Glocken

Kaum regen im Apfelbaum
sich die Blätter und dazwischen
schwellen Früchte im Sonntagslicht

Das Himmelsblau über den Schwalben
lässt Freude aufgehn am Sein wie auch
der gedeckte Frühstückstisch

In vielen Zungen redet
das Universum Wo die Welt mich
aufnimmt ereignet sich Heimat



Anschrift des Autors:
Gert Füger
Reinhold-Schneider-Straße 71E
76199 Karlsruhe

Badener und Badenser

Anmerkungen zu einer alten Streitfrage

Gerhard Müller

Der Badener gerate »in Wallungen«, »wenn er sich als Badenser titulieren lassen muss«, heißt es in einem Kommentar des »Badischen Tagblatts« vom 21. April 2012, und ähnliche Äußerungen findet man öfter. So sagte kürzlich im SWR-Fernsehen der Freiburger Filmemacher Pepe Danquart, der auch in Berlin und Hamburg lebt: »Man wird ja ständig als Badenser beschimpft. […] Das kommt von den Schwaben.«[1] Öfter zitiert wird der Karlsruher Abgeordnete Franz Gurk, der vor Jahren im Stuttgarter Landtag einem Heilbronner Abgeordneten damit gedroht habe, ihn künftig als *Heilbronnser* zu bezeichnen.[2] Andere Einwohner Badens sind in dieser Beziehung gelassener, empfinden aber den Ausdruck *Badenser* aber doch als unzutreffendes, als falsches Wort.

Die (Streit)frage ist nicht neu. Vor jetzt einhundert Jahren befasste sich der Freiburger Sprachwissenschaftler Friedrich Kluge mit dem Thema *Badener oder Badenser?* und wies darauf hin, dass »vor Jahren die Tagesblätter von Erhebungen berichteten, die der Berliner Verein der Badenser [!] bei Fachleuten über die Frage machte, ob *Badener* oder *Badenser* richtig sei«. Das Ergebnis: Man war »zumeist für *Badener* eingenommen«.[3]

Hieraus ist dreierlei ersichtlich: Es ging um die Frage der (sprachlichen) Richtigkeit; die Variante *Badener* wurde bevorzugt; und seinerzeit, also in den Jahren um 1900, war die Streitfrage nicht so eindeutig zu beantworten wie heute, denn das Wörtchen »zumeist« würde neuerdings, jedenfalls von den Einwohnern Badens, wohl nicht mehr verwendet. Immerhin, jener Verein führt die (strittige) Bezeichnung *Badenser* in seinem Namen, was für vergangene Zeiten durchaus kennzeichnend – und durchaus am Platze ist.

Kluge hielt zudem fest, dass die Frage *Badener* oder *Badenser* »bis auf den heutigen Tag [also 1912] ein Problem geblieben ist« (S. 93), und mehr oder weniger wäre dies auch in unseren Tagen zu sagen, wenngleich damals die heutzutage anzunehmende Eindeutigkeit fehlte. Kluge zitierte (S. 94) auch den Autor Karl Julius Weber, der – zeitlich noch weiter zurückliegend – 1826 konstatiert hatte, er nenne »die Bewohner Badens Badner, wenn gleich viele von Badensern sprächen«.

Schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts also wurde die Frage *Badener/Badenser* diskutiert (auf den Zeitraum ist zurückzukommen), was ein anderer sprachwissenschaftlicher Aufsatz, verfasst von Peter P. Albert, bestätigt.[4] Dort wird zunächst darauf verwiesen, dass als Einwohnerbezeichnung *Badische* volkstümlich in Gebrauch sei, was weithin auch zutraf/zutrifft. Doch stellt dies einen Nebenaspekt dar, dem hier nicht weiter nachzugehen ist. Albert erinnerte dann an eine Debatte im »Freiburger Wochen- und Unterhaltungs-Blatt« von 1831, die sich an einen Aufsatz unter dem Titel »Sind wir ›Badenser‹, ›Badener‹ oder ›Baden‹«? geknüpft hatte.[5] Dort hatte ein mit A. M. zeichnender Autor sich für die – unrichtige – Version *Baden* entschieden, in – falscher – Analogie zu *Hesse, Preuße, Schwabe* oder *Schwede. Baden* näm-

lich ist kein Stammesname, sondern ein geographischer Name, weshalb die Ableitung auf *-er* sprachlich-grammatisch durchaus korrekt ist und sich verhält wie z. B. *Mecklenburger, Pfälzer* oder *Württemberger* bzw. *Freiburger, Karlsruher* oder *Rastatter.*

Albert gab zudem das schon zitierte Wort Karl Julius Webers ergänzt wieder: *Badenser* erinnere an *Jenenser* und sei »undeutsch«. Beides trifft zu. Und Albert hatte auch insofern recht, als er die Variante *Badener* favorisierte, auf die badische Verfassung von 1818 Bezug nahm und (eben 1902!) mit dieser zukunftsweisenden Formulierung schloss (S. 105): dass »[…] sich das amtliche ›Badener‹ bereits fest eingebürgert hatte, das noch heute dem Geschmacke der Mehrheit entsprechen und seinen Platz gewiss auch in Zukunft behaupten wird«.

Woher stammt die sprachliche Form *Badenser,* die vor Zeiten normal war, heutzutage freilich vielfach als stilistisch auffällig, als unangebracht, abwertend oder gar abfällig aufgefasst wird?

Dass sie »undeutsch« sei, wie schon angeklungen, trifft zu, und zwar sie ist als latinisierende Wortbildung, also als der lateinische Sprache angelehnt zu betrachten. Lateinische Adjektive enden vielfach auf *-ensis* (bzw. auf *-iensis*), was auch später im Mittelalter und der (frühen) Neuzeit, als Latein die Gelehrtensprache darstellte, immer wieder zu beobachten ist. Es entstanden Wörter, die ganz auf das lateinische Muster zurückgingen, und solche, bei denen lateinische und deutsche Wortbildungselemente gemischt sind.

Beispiele sind in der Fachliteratur zahlreich zu finden. Genannt seien hier für den ersten Fall einige wenige ausgewählte fachsprachliche Wörter wie z. B. *avensis* (zu *avena* ›Hafer‹), *brasiliensis* (zu ›Brasilien‹), *canadensis* (zu ›Kanada‹), *forensisch* (zu ursprünglich *forensis*), *hortensis* (zu *hortus* ›Garten‹), *parisiensis* (zu ›Paris‹) oder *sinensis* (zu ›China‹). Auch für die Einwohner von Athen und Karthago existier(t)en bildungssprachliche lateinische Ausdrücke: *Athenienser, Carthaginienser.* Für den zweiten Fall nenne ich stellvertretend nur, weil näher bekannt, *brandenburgensis* (›brandenburgisch‹), dazu (sogar) auch *suabensis* (zu ›Schwaben‹) sowie *würtembergensis* (zu ›Württemberg‹) oder die anthropologischen Bezeichnungen für Frühformen des heutigen Menschen: *Homo heidelbergensis, Homo neanderthalensis, Homo steinheimensis* (zu ›Heidelberg‹, ›Neanderthal‹, ›Steinheim‹) – und dann kommt eben *Badenser* in Betracht, zu lateinisch *badensis* (*badisch*, ›Baden zugehörig‹). Markante ältere Beispiele hierfür wären das botanische Werk von Christian Gmelin, *Flora badensis-alsatica* (zur elsässisch-badischen Pflanzenwelt) und die *Historia Zaringo-Badensis* (die Zähringisch-Badische Geschichte) von J. D. Schöpflin, beide aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In dieser Reihe steht die Wortschöpfung vom *Morbus Badensis* (›badische bzw. Badener Krankheit‹), von dem Leo Wohleb, CDU und späterer Staatspräsident, nach der Abstimmung von 1951 mit Blick auf das diesbezügliche Verfahren sprach.[6]

Eine frühe und noch ganz in der traditionellen lateinischen Version *badensis,* Plural *badenses,* gehaltene Form findet sich in einem politischen Traktat aus dem 17. Jahrhundert: Dort steht zwischen dem latinisierenden »Landgravii Hassiae« (die hessischen Landgrafen) und »Duces Saxoniae« (die sächsischen Fürsten): *Marchiones Badenses* – benannt sind damit die badischen bzw. Badenser/Badener Markgrafen![7]

In diesem Beleg sehe ich den Beginn der sprachlichen, dem Deutschen angenäherten Variante *Badenser,* wie sie sich dann in späteren Zeiten – und selten auch heute – beob-

achten lässt. *Badenser* konnte ich ermitteln als – wohlgemerkt: neutralen – Ausdruck in verschiedenen und ganz unterschiedlichen Veröffentlichungen des 18. und 19. Jahrhunderts, wie sie zum Teil schon veröffentlicht worden sind.[8] So etwa in einer Abhandlung von Johann Moritz Schwager aus dem Jahr 1784, wo die »Badenser Bürger« neben den »Bauern« erwähnt werden; so in einer Darstellung des damaligen Militärs, wo neben *Maynzer, Trierer, Würtemberger* und *Constanzer* eben auch *Badenser* steht[9]; so bei Goethe, der z. B. in *Dichtung und Wahrheit* von »einem besuchenden Badenser« berichtet; so bei Richard Wagner (der aber auch *Badener* kennt), so bei Friedrich Engels (der ja seinerzeit die badische Revolution aktiv unterstützt hatte) und bei Karl May (»Die Liebe des Ulanen«). Und der Schweizer Gottfried Keller adressierte in seinem Gedicht »Gegenüber« sein »lieb Badenserland« – kritisch, tadelnd oder gar abwertend ist dies beileibe nicht gemeint! Direkt in der Tradition der früheren lateinisch geprägten Wissenschaftssprache steht zudem der eingangs genannte Name des Vereins der Badenser in Berlin.

Außerdem liegen etliche Verwendungsbeispiele für *Badenser* hinsichtlich der politischen bzw. historiographischen Sprache des 19. Jahrhunderts vor, zumal mit Bezug auf die Badische Revolution, so dass es den Anschein hat, in diesem Sprachsektor halte sich die traditionelle Variante *Badenser* stärker als in anderen, etwa der Allgemeinsprache.

Stellvertretend, um diesen Beitrag nicht zu überfrachten, verweise ich auf die Abhandlung zum damaligen deutschen Parlament 1848, in der die Abgeordneten mit Regionalvermerk aufgeführt werden, z. B. *Bayer, Frankfurter, Hesse, Würtemberger* und eben auch *Badenser.* Entsprechend in einer Schrift Robert Blums, in der »die beiden Badenser v. Itzstein und Hecker« genannt werden.[10] Und auf dem Antiquitätenmarkt wird derzeit (laut Internetangaben, so bei ebay) unter Militaria angeboten: eine Lithographie aus dem Jahr 1893 unter dem Titel »Die Badenser an der Lisaine unter General von Werder 15.–17. Jan. 1871«.

Was die großen Konversationslexika des 19. Jahrhunderts angeht, hier »Meyer« (1844 und 1905) und »Pierer« (1862), so stehen hier beide Sprachvarianten nebeneinander; *Badenser* und *Badener* wechseln sozusagen einander ab und bezeugen sich gegenseitiger Korrektheit – ein vielleicht auffälliges, doch kein wirklich überraschendes Ergebnis.

Belege für das Vorkommen von *Badenser* im 20. und 21. Jahrhundert gibt es, wie bekannt und wie aus sprachwissenschaftlicher Perspektive zu erwarten, gleichfalls – wobei hier auch *Badener* bzw. als Alternative *badisch* bei weitem überwiegt. So wäre an die allgemeine sowie an die politische und historiographische Literatur zu erinnern, darunter z. B. an René Schickele (»Trimpopp und Manasse«), Carl von Ossietzky (1928 in der »Weltbühne«) und verschiedene bei der schon genannten Friedrich-Ebert-Stiftung gesammelten Titel.

Generell gilt heute: *Badenser* kommt selten vor und wenn, dann ironisch und wie ein Zitat, oft in Anführungszeichen, aber in der Pressesprache tritt es doch öfter als normalsprachlich auf, so wenn es etwa einmal heißt, bei der Umbildung des Kabinetts unter Bundeskanzler Kohl »löste der Badenser [= Wolfgang Schäuble] den Bayern Friedrich Zimmermann als Innenminister ab« (»Frankfurter Rundschau« vom 18. 10. 2005). In dieser Richtung gibt es ähnliche Beispiele, auch im Hinblick auf das zugehörige Adjektiv *badensisch*.[11] Zudem ist gerade in der Sprache der Fußballberichterstattung, die sich ja oft spie-

lerisch und kreativ gibt, *Badenser* (in Bezug auf die Freiburger und Karlsruher Vereine) hie und da zu beobachten. Man findet indessen auch Belege dafür, dass *Badenser* als Schimpfwort gebraucht werde bzw. von den Einwohnern Badens so aufgefasst würde (und dies ist m. E. der Fall), wenn Außenstehende, es müssen nicht Schwaben, es können auch Norddeutsche sein, dieses Wort gebrauchen.[12] Hiermit wird sozusagen der allergische Punkt berührt, an den ich schon erinnert habe und auf den später noch einzugehen ist.

Seit wann und in welcher Weise ist der seit langem »normale« und »richtige« Ausdruck *Badener* zu anzutreffen?

Allgemein gesagt: *Badener* ist die verdeutschte Variante und die reguläre, allgemein übliche muttersprachliche Ableitung vom Landesnamen *Baden* und wird nach meinen Beobachtungen mindestens seit 1800 verwendet. *Badener* tritt also neben das traditionell bildungs- und wissenschaftssprachliche *Badenser,* wird quantitativ stärker, setzt sich zunehmend durch, und nimmt nach und nach die dominante Position ein. Friedrich Kluge hatte schon 1912 auf den »Rückgang der latinisierenden Bildungen« verwiesen und der Variante *Badenser* »keine lange Lebensdauer« beschieden (wie oben, S. 97).

Bei dem Schriftsteller J. G. Seume findet sich in den »Apokryphen« 1806/07 die Zusammenstellung »Bayern, Badener, Württemberger und Sachsen«, und Ludwig Börne erwähnte in seinen »Briefen aus Paris« 1832/33 »die Badener Bürger«. Josef Bader erinnerte in seiner »Badischen Landes-Geschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten« 1834, um diese schöne Formulierung zu zitieren, an »die Liebe der Badener zu ihrem Fürsten«. Noch etliche andere Belege aus dem 19. Jahrhundert wären aufzuzählen, zuletzt der Titel einer naturwissenschaftlichen Arbeit: Otto Ammon, »Zur Anthropologie der Badener«, 1899. Hiermit, so könnte man vermuten, hat sich offenbar (auch) in der Wissenschaftssprache die deutschsprachige Variante *Badener* durchgesetzt.

Am einflussreichsten, so scheint mir, ist jedoch das Vorkommen von *Badener* in der Verfassung des Großherzogtums aus dem Jahr 1818. Dort kommt dieser eingedeutschte Ausdruck in den Paragraphen 6 bis 8 und 13 vor, mit denen die »staatsbürgerlichen Rechte«, die »Lasten« sowie »Eigenthum und persönliche Freyheit« der badischen Bevölkerung, der *Badener* eben, festgelegt wurden.[13] Eine Verfassung wirkt sich direkt und nachdrücklich auf das gesamte Staatswesen aus, quasi bis hinaus in jede Amtsstube – und wird so auch in der Sprache normgebend. Insofern ist der Kommentar des »Badischen Wörterbuchs« (Erster Band, 1924/25), *Badener* sei der »amtl. Ausdruck seit 1818«, völlig zutreffend.

Dieses Wörterbuch fügt übrigens noch eine wichtige Bemerkung, hinzu: »*Badenser* geht innerhalb des Landes ständig zurück.« Damit wird die sprachliche Entwicklung (die ja, wie geschildert, seit vielen Jahrzehnten im Gange war) beschrieben. Im Einklang damit stehen die Hinweise in dem benachbarten großen Dialektwörterbuch, dem »Schwäbischen Wörterbuch«, das im Ersten Band 1904, also zwanzig Jahre früher, schrieb, dass der Bewohner des Landes Baden auch im Land selbst mit *Badenser,* »seltener (wenigstens bis jetzt)« mit *Badener* bezeichnet werden.[14] Auch hier also wird die Sprachentwicklung hin zu *Badener* erfasst, mit dem kennzeichnenden Aspekt ›im Land selbst, drinnen‹ contra ›außerhalb des Landes, draußen‹.

Ein charakteristischer, wenn auch schon länger zurückliegender, Beleg, der gerade an dieser Stelle seinen Platz finden darf, lautet: »Jeder Badener kennt die Namen dieser vie-

len kleinen Städte unmittelbar am Fuß des Schwarzwaldes«, so heißt im 3. Jahrgang der Zeitschrift »Badische Heimat« 1911 (S. 28). Der Artikel trägt den Titel »Die Ortsgebürtigkeit der badischen Bevölkerung am 1. Dezember 1900«, was, zusammen mit dem Zeitschriftentitel, beweist, dass das Adjektiv *badisch* nicht nur parallel vorkommt, sondern in der Häufigkeit des Gebrauchs, verglichen mit den Einwohnerbezeichnungen *Badener/Badenser,* weit vorn steht. Zugleich wird ja das Substantiv *Badische* vielfach gebraucht. Doch dies ja nur als Nebenbemerkung.

Nicht ohne Belang ist gewiss auch, dass die »badische Hymne« eben *Badner Lied* heißt und nicht anders; hier kommt mehr als Symbolik zum Tragen. Andere neuere Beispiele für *Badener* dürften sich erübrigen, zu »normal« ist diese Wortversion geworden. In der Fachliteratur ist *Badener* immer wieder anzutreffen, so z. B. auch in »Baden-Württemberg. Eine kleine politische Landeskunde« (Stuttgart 1990, S. 18, 20).

Eine Stütze für die zur Norm gewordene eingedeutschte Variante *Badener* kann übrigens darin gesehen werden, dass für die Personenableitung für *Baden* im Aargau und *Baden* bei Wien sowie *Baden-Baden* ebenfalls keine latinisierenden Formen gebräuchlich sind; man denke nur an den »Badener Frieden« von 1714 (Rastatt und Baden im Aargau) und an Bertolt Brechts »Badener Lehrstück vom Einverständnis« (1929).

Warum also wird *Badenser* heutzutage innerhalb des Landes als nicht neutral, gar als kritisch und abwertend verstanden?

Dieses Wort fristet heute sozusagen eine Schatten- und Nebenexistenz, das heißt, *Badenser* ist veraltet, wird selten und in der Regel außerhalb von Baden verwendet, innerhalb des Landes nur als Zitat, ironisch gebrochen oder humoristisch. In diesem Sinne verstehe ich den Titel der CD »Mir sin Bade(n)ser« von Hubbes Sini Kumbel, 1995 erschienen und im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek verzeichnet; hier ist Unterhaltungsmusik mit Liedern zu badischen Gegebenheiten versammelt.

Badenser ist also als grammatisch und lexikologisch korrektes Wort zu betrachten, wobei es hingegen in der Kommunikation, bei der Auffassung bestimmter Adressaten, also der Einwohnerinnen und Einwohner des Landes Baden, heute Probleme aufwirft, indem es mit unerwünschten Bedeutungsnuancen behaftet ist.[15]

Es wirkt sich dabei der schon gestreifte Aspekt ›im Land selbst, drinnen‹ contra ›außerhalb des Landes, draußen‹ aus: Niemand lässt gern den eigenen, angestammten bzw. selbst und frei gewählten Namen von anderen, von Außenstehenden verändern, womöglich gar karikieren, sondern fasst eine solche Veränderung, wie auch immer sie gemeint sein mag, als Eingriff und unangebrachte Einmischung bzw. als Kritik auf. So würde der, bei den einen mehr, bei anderen weniger bestehende, Affront der Badener gegen *Badenser* erklärlich. Dass in der Sprache immer auch Emotionen, kaum fassbare Bedeutungsnuancen eine Rolle spielen, muss darüber hinaus konstatiert werden. Und so mag der eine oder andere an die Stellung der Badener und der Württemberger (ihre Rivalität?) innerhalb des heutigen Bundeslandes denken[16] sowie an die seinerzeitigen Abstimmungen. Sprachwissenschaftlich beweisen lässt sich hier im Grunde nichts.

Anmerkungen

1 Freiburg und das Markgräflerland genießen, 10. 6. 2012 (zuerst 2011 ausgestrahlt).

2 Gregor Preiß, Auf den Stamm kommt es an. Badenser? Heilbronnser!, in: Stuttgarter Nachrichten, 23. 6. 2009 (Online-Ausgabe). Dort kommt

mit Bezug auf den Sprachwissenschaftler Rudolf Post zum Ausdruck, dass Badenser an sich »keine Beleidigung« ist. In einem Nachruf von Dieter Schmidt auf den Gewerkschafter Karl Schwab (1920–2003) wird allerdings diesem jener angebliche von Gurk stammende Satz zugeschrieben; siehe Archiv der Friedrich-Ebert-Stiftung (unter: www.http://library.fes.de/gmh/main/pdf-files/gmh/2003/2003-07-Nachruf.pdf, S. 454).
Vgl. mein Interview mit Sebastian Linkenheil im Badischen Tagblatt, 4. 6. 2012, Lokales: »Badenser« ist kein Schimpfwort.

3 F. K., Badener oder Badenser? In: F. K., Wortforschung Wortgeschichte. Leipzig: Quelle & Meyer 1912, S. 93–99.

4 P. P. A., Badener oder Badenser? In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Dritter Band, 1902, S. 102–105.

5 Der Titel lautet ausführlich Großherzoglich Badisches privilegiertes Freiburger Wochen- und Unterhaltungs-Blatt, Jg. 30, Nr. 13/15. 12. 1831. In der nachfolgenden Debatte wurde die Schiefheit von *Baden* als Einwohnerbezeichnung festgehalten. Wichtig ist die Tatsache dieser frühen Debatte an sich.

6 Vgl. Baden-Württemberg. Eine kleine politische Landeskunde. Stuttgart 1991, S. 17, 61.

7 Johannes Angelius Werdenhagen, De Rebus Publicis Hanseaticis. Tractatus generalis. Lubeca: Ludguni Batavorum 1631, S. 101.

8 So insbesondere Rudolf Post, Sprachwissenschaftler und Leiter des Badischen Wörterbuchs 1998–2009 (siehe Anm. 2), in seinem online publizierten Aufsatz Badener – Badenser. Zum Streit um die korrekte Benennung der Einwohner Badens; siehe unter www.alemannisch.de/unser sprooch/badener; abgerufen April 2012). – Digitalen Textsammlungen, wie sie heute existieren, sind Wortbelege schnell und zuverlässig zu entnehmen; ich verweise hier hauptsächlich auf die Digitale Bibliothek, Berlin, die zahlreiche große CD-ROM-Ausgaben herausgebracht hat (vgl. online auch unter www.zeno.org). Siehe insbesondere auch die Textsammlung www.wortschatz.uni-leipzig.de.

9 Siehe Friedrich Christian Laukhard, Schilderung der jetzigen Reichsarmee nach ihrer wahren Gestalt. Kölln 1796, S. 19. Ermittelt via Google-Buchsuche, übrigens nach einem Exemplar aus der früheren königlichen Münchner Bibliothek, wie der Buchstempel ausweist: Bibliotheca Regia Monacensis (!).

10 Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's Deutsche Volk. Erster Band, hrsg. von J. Meyer. Hildburghausen 1848, S. 1. – Robert Blum (Hrsg.), Volksthümliches Handbuch der Staatswissenschaften und Politik. Ein Staatslexikon für das Volk. Erster Band. Leipzig 1848, S. 105. Die Stichwörter *Baden* und *Badener* sind hier nicht aufgeführt. Die Online-Datenbank der Friedrich-Ebert-Stiftung (SPD) stellt gleichfalls etliche Belege aus dem 19. Jahrhundert für *Badenser* bereit, wobei *Badener* – wie andernorts als generelles Ergebnis – viel häufiger auftritt (siehe im Internet http://fes.de/sets/s_suc.htm).

11 So sprach Die Zeit vom 6. 10. 2006 von »gut badensischer Bescheidenheit« des Innenministers; wieder war Wolfgang Schäuble gemeint (Online-Ausgabe).

12 Vgl. Die Zeit vom 26. 7. 1985 und die Frankfurter Rundschau vom 15. 3. 2006 (Online-Ausgaben, siehe auch unter der Sprachdatenbank COSMAS des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim).

13 Zitiert nach http://www.verfassungen.de/de/bw/baden/baden18-index.htm.

14 In einem Lexikon für eine angrenzende Dialektregion fand ich gleichfalls die Wortform *Badenser:* Pfälzisches Wörterbuch, Band I. Wiesbaden 1965–1968. Dieser Eintrag belegt immerhin die traditionelle volksläufige Verbreitung jenes Ausdrucks, zugleich mit neutraler Bedeutung. (Im Südhessischen Wörterbuch, Band I. Marburg/Lahn 1965–1968, wird *Badenser* auf einen rheinhessischen Ortsnamen bezogen.)

15 Die Einträge in den aktuellen Wörterbüchern zur deutschen Gegenwartssprache sind nicht hilfreich, insofern die Ausgaben der Dudenredaktion: *Deutsches Universalwörterbuch A–Z.* Mannheim etc. 62007, und *Großes Wörterbuch der deutschen Sprache.* Mannheim etc. 31999, sowie der »Wahrig«: *Deutsches Wörterbuch,* Ausgabe 2006, beide Wortvarianten unkommentiert als Synonyme nebeneinanderstellen. Die erste Ausgabe des *Deutschen Universalwörterbuchs,* 1983, hatte *Badenser* noch, ebenfalls unzureichend, als »umgangssprachlich« eingestuft.

16 Im Onlineprojekt der Wochenzeitung Die Zeit findet man etliche Belege für die Variante *Badenser,* viel mehr indessen für *Badener* (siehe das digitale Wortschatzcorpus der Berlin-Brandenburgischen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften unter www.woerterbuch-portal.de). In aller Regel wird *Badenser* neutral gebraucht, mitunter trifft man auch prägnante Belege in der

angekündigten Richtung; hier ein doch eher humoristisches Beispiel, in dem übrigens *Badener* am Ende überwiegt: »Die Schwaben halten die Badenser für oberflächlich, unfromm und nicht kreditwürdig, die Badener im Gegenzug halten die Schwaben für beschränkt, grob und geizig. Eine Schwäbin, die einen Badener heiratet, gilt als leichtfertig.«

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Müller
Konrad-Heilig-Straße 13
76437 Rastatt
mueller-rastatt@web.de
www.muellers-lesezelt.de

Corrigenda zum Beitrag von Dr. Günter Schruft: Der Wein in und um Freiburg in Heft 3/2013, S. 591-603

Die Bildunterschriften lauten korrekt wie folgt:

S. 597: Blankenhornsberg bei Ihringen/Kaiserstuhl, Luftbild um 1957
(Quelle: Archiv L. Hohwieler, Ihringen)

S. 599: Traubenträger Josua und Kaleb (4. Buch Moses, 13,24);
Relief über Eingang zur Rebenveredlungsanstalt in Freiburg, Schlierbergstr. 70, Baujahr 1928/29 (Photo: Dr. Schruft)

S. 601: Schlossberg Staufen, Schrägaufnahme 1999 nach Bau-Fertigstellung der Flurbereinigung
(Quelle: Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg)

Gedenktage badischer Geschichte

150. Todestag Marie Ellenrieders, der badischen Hofmalerin (20.3.1791–5.6.1863)

»Die populärste badische Malerin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts«

1813 wird Marie Ellenrieder als erste Studentin an der Königlichen Akademie der Bilden Künste in München aufgenommen. 1829 ernennt Großherzog Ludwig Marie Ellenrieder zur Hofmalerin.

Marie Ellenrieder ist in mehrfacher Weise mit der badischen Geschichte verbunden: Einmal durch ihren Mentor, den Generalvikar des Konstanzer Bistums, Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, dann durch Großherzog Ludwig. Er ernannte sie 1827 zur badischen Hofmalerin. Großherzog Leopold (1790–1852) ließ ein Porträt von seiner Gattin Sophie von ihr anfertigen. Schließlich ist auch noch auf das Altarbild in St. Stefan in Karlsruhe (aufgestellt 1931) hinzuweisen.

Im Juli 1813 beginnt Marie Ellenrieder als erste Frau in den damaligen deutschen Staaten an der 1808 gegründeten Münchner Akademie – wohl auf Vermittlung Wessenbergs – zu studieren. Von 1810–1813 ging sie in die Lehre bei dem Miniaturmaler Bernhard Einsle (1774–1829). Ein erstes Miniaturbildnis ihres Förderers Wessenberg entstand 1813. Die Tatsache, dass eine 22-jährige Frau den höchsten Repräsentanten der bischöflichen Verwaltung porträtierte, hatte man damals als »einen außergewöhnlichen Vorgang« interpretiert (T. Engelsing). 1815 kehrt Ellenrieder nach Konstanz zurück. Bis zum Aufenthalt in Rom entstehen nun Porträts von Menschen aus ihrem familiären und städtischen Umfeld.

»Für eine Frau war es damals ungleich schwerer, eine künstlerische Ausbildung zu erhalten und von der Kunst zu leben. Marie Ellenrieder gelang beides« (Engelsing/Stark). Das erste Altarbild, die »Auferstehung Christi«, stellte sie für die Kirche von Ichenheim bei Offenburg fertig. Dieses Altarbild war der erste kirchliche Auftrag. Damit war Ellenrieder die erste Frau in Baden, die eine Kirche ausschmücken durfte. Das Altarbild »markiert die entscheidende Hinwendung zur religiösen Malerei« (R. Wortmann). 1822 reist Ellenrieder nach Rom, studierte Werke von Fra Angelico, Perugino und Raffael. »Maria mit dem Jesuskind« (1824) gilt als das Hauptwerk dieser römischen Epoche.

Im Zusammenhang mit dem Auftrag, ein Porträt von Großherzogin Sophie und ihrer Kinder zu malen, zieht Ellenrieder 1832 nach Karlsruhe, »eine glückliche und künstlerisch fruchtbare Zeit«. 1834 kehrt sie nach Konstanz zurück.

Marie Ellenrieder »war in ihrem künstlerischen Schaffen den Idealen ihrer Zeit verhaftet und sah ihre größte Aufgabe darin, den Menschen über die Kunst zu erreichen und ihm Gott nahe zu bringen. Als Künstlerin wollte sie keine eigen Wahrheit propagieren«. (Claudia Pohl)

»Katharina Büttner hat das Œuvre Marie Ellenrieders zusammenfassend so charakterisiert: Kennzeichnend für das Œuvre der badischen Hofmalerin sind zeichnerische Sicherheit, klare Komposition, leuchtendes Kolorit und individuelle Bildfindungsstrategien als eigenständig Varianten romantisch-nazarenischer Kunstströmungen. Die zunehmende Fixierung auf eine religiös idealisierte Motivik droht jedoch stellenweise ins Sentimentale zu kippen. Mit ihren hingegen erfrischend lebhaften Porträtarbeiten im bürgerlich-familiären Umfeld und den repräsen-

Ausstellung:

Einfach himmlisch! Die Malerin Marie Ellenrieder 1871–1863, Eine Ausstellung der Städtischen Wessenberg-Galerie und des Rosgartenmuseums im Kulturzentrum am Münster,
18. Mai – 25. August 2013

tativen Bildnissen der aristokratischen Klientel, sowie mit den Altarbildern im öffentlichen Raum der Kirchen erreicht die mit Wessenberg befreundete und von ihm geförderte Künstlerin einen hohen, auch überregionalen Bekanntheitsgrad« (K. Büttner in: I. H. v. Wessenberg, S. 109).

Nach Engelsing und Stark soll mit der Ausstellung erreicht werden, »Leben und Werk dieser Künstlerin eingehender zu ergründen und im Kontext der Zeit zu bewerten.«

»Die Ausstellung, vor allem aber der zeitüberdauernde Katalog, zeichnen das Bild einer – bei aller konservativen Frömmigkeit – erstaunlich lebenszugewandten, über die Maßen fleißigen und konzentrierten Künstlerin Marie Ellenrieder«.

Literatur:

Tobias Engelsing / Barbara Stark (Hg.): Einfach himmlisch! Die Malerin Marie Ellenrieder 1791–1863 (Ausstellungskatalog)

Claudia Pohl: Marie Ellenrieder. In: Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. XXIII, 2010

Barbara Stark (Hrsg.): Ignaz Heinrich von Wessenberg. Kirchenfürst und Kunstfreund

R. Wortmann: Marie Ellenrieder. In: Saur, Allgemeines Künstlerlexikon

Bildleiste:
Marie Ellenrieder, Selbstbildnis (um 1820)
Ignaz Heinrich von Wessenberg, 1819

Gedenktage badischer Geschichte

Modell des ersten badischen Eisenbahnzugs mit der Lokomotive »Löwen« im Maßstab 1:10. Verkehrsmuseum Karlsruhe

175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein

29. März 1838: »Eisenbahngesetz. Ein Glanzpunkt badischer Verkehrspolitik« (A. Schmid)

»Die badische Hauptbahn Mannheim – Basel wirkte wie eine Klammer für das in Napoleonischer Zeit künstlich gebildete Großherzogtum. Baden wurde eingebunden in die großen Verkehrsströme. Der Eisenbahnbau wurde zum Impulsgeber für die Industrialisierung.« (Martin Stingl) Nicht zu vergessen ist die Bedeutung der Eisenbahn und besonders des Offenburger Bahnhofs in der Revolution 1848/49[1].

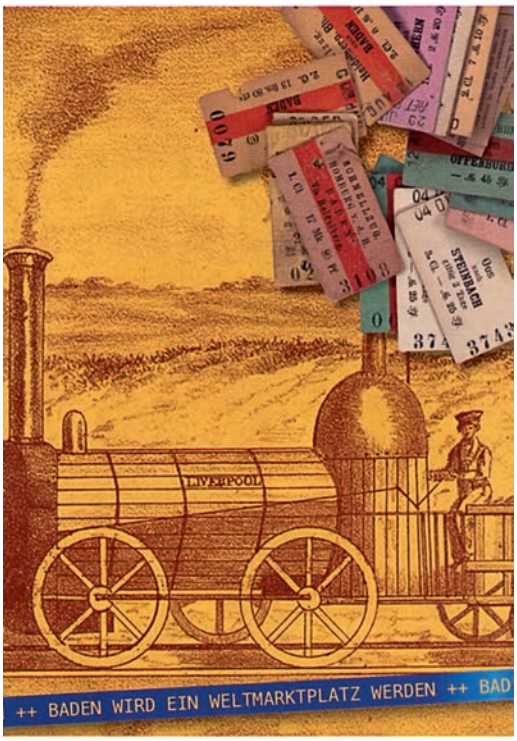
> *»Mit Zustimmung unserer getreuen Stände haben wir beschlossen und verordnen, wie folgt:*
>
> *Art. 1: Von Mannheim über Heidelberg, Carlsruhe, Rastatt, Offenburg, Dinglingen, Freiburg bis zur Schweizer Grenze bei Basel wird eine Eisenbahn erbaut.*
>
> *Art. 2: Der Bau wird auf Staatskosten begonnen und fortgeführt, solange nicht mit Zustimmung der Stände eine abändernde Anordnung getroffen wird«.*

Der Bau der ersten Strecke Mannheim–Heidelberg wurde 1838 begonnen. Am 12. September 1840 wurde sie in Betrieb genommen. Abgang des ersten planmäßigen Zuges von Heidelberg nach Mannheim um 6 Morgens. Georg Ludwig Winter (1778–1838), ab 1833 Staatsminister, brachte am 13. Februar 1838 den Gesetzesentwurf in der zweiten Kammer ein. »Der Beschluss zum Bau der linken Rheinuferbahn von Straßburg nach Basel und die Furcht im Großherzogtum, dadurch könne man selbst bald in Not geraten, hatten den entscheidenden Anstoß zur raschen Einberufung des ›Eisenbahnlandtages« gegeben« (W. v. Hippel).

Ludwig Newhouse[2], der »den Bau und Betrieb der Bahn durch eine zwar staatlich geförderte, aber doch rein private Aktiengesellschaft realisieren« wollte, schrieb in seinem »Vorschlag zur Erstellung einer Eisenbahn im Großherzogtum Baden« 1833 »Baden wird und muß … ein großer Bazar, ein Weltmarktplatz werden, auf den alle Kunst- und Industrie-Producte, und all Erzeugnisse, die Gegenstände des Handels sind, gebracht werden, sobald die Grundbedingungen höchst schnelle und alle wohlfeilste Beförderung des Gütertransportes, sich in unserm Lande vereinigt finden.« Friedrich List (1789–1846) brachte in seinem »Memoire, die Eisenbahn von Mannheim nach Basel betreffend« (1835) einen andern Aspekt in die Diskussion ein: »Nicht zu vergessen sind ferner die Vorteile, welche eine so enge Verbindung des schmalen, aber weit gestreckten Landes in administrativer, militärischer und gesellschaftlicher Beziehung mit sich führen wird«.

Der »Eisenbahnlandtag war ›von einem hohen Maß an Einigkeit in der Hauptfrage‹ (W. v. Hippel) gekennzeichnet. Winter konnte deshalb zum Landtagsabschluss vor den Angeordneten beider Kammern folgende Gedanken entwickeln: ›Ich sage, es ist ein freudiges Gefühl, ein Land zu sehen, und es ist erhebend Bewohner dieses Landes zu sein, … das nun größte Unternehmen auf dem europäischen Kontinent auszuführen im Begriffe steht, und das alles aus öffentlichen Mitteln, auf gemeinschaftliche Kosten.‹ … Er hob vor allem das wechselseitige Vertrauen beider Seiten hervor.« Es ist die schönste Blüte im Leben der Völker und der Fürsten – es ist vor allem das wechelseitige Vertrauen. Nimmermehr würde die Regierung Ihnen so große Summen[3] zuge-

Gedenktage badischer Geschichte



Katalog der Ausstellung

mutet haben, wenn sie nicht das Vertrauen zu ihnen gehabt hätte, und Sie würden dies nicht bewilligt haben, wenn Sie nicht das nämliche Vertrauen zu der Regierung belebt hätte.

»Die Entscheidung für den staatlichen Eisenbahnbau … war kurz- und langfristig sicher die wirtschaftspolitisch bedeutendste Tat der badischen Vormärz-Regierung« (v. Hippel). Kuntzemüller beurteilte den Stellenwert für die badische Geschichte so: »Was die Verfassung von 1818 politisch zusammenschweißt, sollte die Staatsbahn nun auch wirtschaftlich zusammenfassen.«

Anmerkungen:

1 »Die Eisenbahn erlaubte es, in kürzester Zeit von Norden nach Süden des Landes die Stadt gleichermaßen bequem zu erreichen. Die Mannheimer ›Verfassungsfreunde‹ mussten für ihren Offenburg Ausflug nur am frühen Morgen in denn Zug stiegen, um rechtzeitig gegen 1 Uhr anzukommen. Mit einem späten Nachmittagszug konnten sie sogar wieder am selben Tag nach Hause fahren« (Rainer Schrimpf).1848 waren in Baden 261,8 km Eisenbahnstrecken in Betrieb, neben der

Chronologie des Eisenbahnbaus:

10. April 1843	Eröffnung der Strecke Heidelberg – Karlsruhe
1. Juni 1844	wurde die Eisenbahnstrecke Baden-Oos – Offenburg eröffnet
25. Juli 1845	Seitenbahn Baden-Oos
1. August 1845	Weiterführung der Strecke Offenburg – Freiburg
Juni 1847	Schliengen wurde erreicht
8. November 1848	Eröffnung der Stracke Schliengen – Effringen
20. Januar 1851	Eröffnung der Strecke Effringen bis Haltingen
9. November 1854	erste Züge fahren auf Schmalspur (1435 mm)
27.7. bzw. 11.8.1852	Staatsvertrag mit der Schweiz; Bau und Betrieb einer Staatsbahn durch die Kantone Basel-Stadt und Schaffhausen
20. Februar 1855	Basel Badischer Bahnhof
15. April 1855	Beendigung des Umbaus auf Schmalspur

In der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1913 wurde der neue Bahnhof in Karlsruhe in Betrieb genommen

von Mannheim bis Schliengen geführten Rheinlinie noch die Seitenbahnen zwischen Appenweier und Kehl, sowie zwischen Oos und Baden-Baden (Norbert Möller).

2 Anglisierte Form, eigentlich Rudolf Ludwig Neuhaus, Großherzoglich badischer Commerzienrath, geb. 1779 in Erlach bei Bern.

3 Am 21. Februar 1838 brachte Finanzminister Böckh den »Gesetzesentwurf über die Aufbringung der Mittel zur Führung einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel« ein. Die Regierung sah hierfür einen Kredit über 2,25 Millionen für die laufende Budgetperiode vor. Für die gesamte Strecke rechnete man mit etwa 13 Millionen Aufwand bei einfachem Gleis, mit etwa 20 Millionen bei doppelter Gleisführung.

Literatur:

Albert Kuntzemüller: Die badische Eisenbahnen, 1973.

Wolfgang von Hippel / Joachim Stephan / Peter Gleber / Hans-Jürgen Enzweiler: Eisenbahnfieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter. Ubstadt-Weiher: Verlag für Regionalkultur 1990.

Norbert Möller, Die Rolle der Eisenbahn in der Revolution von 1848/49 In: BH 3, 1997.

Ausstellung:

Baden wird ein Weltmarktplatz werden. 175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein. Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe, Nördliche Hildapromenade 3, 76133 Karlsruhe. Ausstellungsdauer: 5. Juli – 22. November 2013.

Begleitband zur Ausstellung:

»175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein. Baden wird ein Weltmarktplatz werden.« Bearbeitet von Martin Stingl. Kohlhammer: Stuttgart, ISBN 978-3-17-023265-5, Preis: 12 Euro.

Gedenktage badischer Geschichte

BU: Das Hauptgebäude des Badischen Bahnhofs in Basel.
Foto: © Mattes; Creative Commons Attribution 2.0 Germany license

Badischer Bahnhof in Basel am 13. September 1913 eröffnet

1842 fragte die Basler Regierung an, ob man die im Bau befindliche Bahnstrecke von Mannheim über Karlsruhe und Freiburg nicht über die vorgesehene Endstation Haltingen hinaus nach Basel verlängern wolle. Zwischen der badischen Regierung und der Stadt Basel kam es am 27. Juli bzw. 11. August 1852 zu einem Vertrag, durch welchen die Schweiz dem Großherzogtum den Bau und den Betrieb einer Staatseisenbahn durch die Kantone Basel und Schaffhausenn gestattete. Im Vertrag heißt es:

»Die schweizerisch Eidgenossenschaft, unter ausdrücklicher Wahrung ihrer Hoheitsrechte sowie derjenigen der Kantone Basel und Schaffhausen, überlässt dem Großherzogtum den Bau der Eisenbahn durch den Kanton Basel und Schaffhausen in der Weise, dass dieselbe in ihre Gesamtheit zwischen Mannheim und dem Bodensee als eine einzige ununterbrochene Hauptbahn fortgeführt werde.«

Was der großherzoglich badische Ministerresident in Bern, Christian Freiherr von Berkheim (1817–1889) und der Basler Nationalrat Achilles Bischoff (1795–1867) als Rechtsgrundlage geschaffen haben, gilt bis heute weiter.

Das alte provisorische Aufnahmegebäude wurde am 20. Februar 1855 eröffnet. Der Bau des endgültigen Gebäudes zog sich aber bis 1862 hin. Der Bahnhof am Riehenring wurde schon wenige Jahre nach seiner Eröffnung zu klein. Deshalb verabredeten Baden und Basel 1900 einen Vertrag zum Bau eines neuen Bahnhofs. Am 24. März 1900 wurde der Vertrag »Betr. die Verlegung des Personenbahnhofs und den Umbau der übrigen Bahnhofsteile der großh. bad. Staatseisenbahnen in Basel« geschlossen. Der im Ausland errichtete Bahnhof kostete über 53 Millionen Mark.

Am 2. August 1914 wurde der Bahnhof – kriegsbedingt – bis zum 14. September 1919 geschlossen. Im März 1933 wurde die Hakenkreuzfahne zum Missvergnügen der Basler auf dem Turm gehisst. Von 1935 bis 1948 wurde der Bahnhof in »Basel Deutsche Reichsbahn« umbenannt, Basel blieb aber bei dem traditionellen Namen. Der Bahnhof wurde auch im Zweiten Weltkrieg stillgelegt und von dem Eidgenössischen Post- und Eisenbahndepartement »zu treuen Händen« übernommen. »Es folgte keine Demontage, die Regierung der Schweiz ließ sich auch nicht drängen, vom Rückkaufsrecht (Art. 38) zu profitieren« (A. Schmid). Albert Kuntzemüller schreibt dazu: »Sie hat den Badischen Bahnhof wie eigen Gut bewahrt, und

das sollten wir ihr nicht vergessen«. Am 1. September 1953 wurde die Treuhänderschaft beendet. Heute werden 350 Züge pro Tag abgefertigt. Insgesamt 400 Personen sind am Bahnhof beschäftigt.

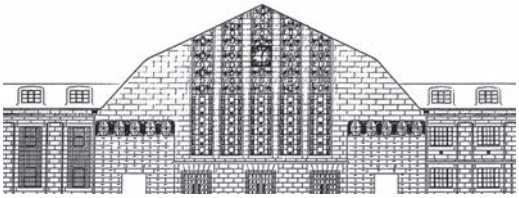
Literatur:

Albert Kuntzemüller: 100 Jahre Badischer Bahnhof Basel. In: BH 4/1954, S. 289 ff.

Albert Kuntzemüller: Die Badische Eisenbahnen. Karlsruhe: Braun, 2. Auflage 1953

Adolf Schmid: 150 Jahre Badischer Bahnhof in Basel. In: BH 4/2000, S. 798–802

Franz Schmider: »Im Grenzbereich«. Der Badische Bahnhof ist der letzte im Bundesbesitz und der weltweit einzige auf fremdem Territorium. In: BZ vom 7.9.2013



Karlsruher Hauptbahnhof am 23. Oktober 1913 in Betrieb genommen

Ein »repräsentatives Bahnhofgebäude für die frühere Hauptstadt Badens«

Die Generaldirektion der Staatseisenbahn überraschte 1900 mit der Idee der Verlegung des Eisenlohrschen Bahnhofs am Ettlinger Tor (erbaut 1842–43) zwei Kilometer nach Süden bei gleichzeitiger Hochlegung der Bahnanlagen. Der alte Bahnhof mit den in Ost-West-Richtung verlaufenden Gleisanlagen hatten den Verkehr zwischen der Bürgerstadt nördlich der Gleisanlagen und den Handwerker- und Arbeitervierteln im Süden abgeschnitten. Der Badische Landtag billigte im Sommer 1902 die Verlegung. Für den neuen Hauptbahnhof war das Gebiet südlich des Stadtgartens vorgesehen. Am 11. November 1904 wurde ein Wettbewerb unter den deutschen Architekten für das Gebäude ausgeschrieben. Als unbestrittener Sieger gingen Hermann Billing (1867–1946) und sein Partner Wilhelm Vittali (1859–1920) hervor. 1905 tauchten überraschend Gerüchte auf, die Generaldirektion wolle einen eigene Entwurf verwirklichen. Die Verwirklichung von Billings Entwurf käme nicht in Betracht, weil die vorgesehen Bausumme von 1 100 000 Mark nicht eingehalten werde. Im März 1906 nahm die Generaldirektion endgültig Abstand vom dem eigenen Projekt und wählte den scheinbar billigeren Entwurf das dritten Preisträgers, den Entwurf von August Stürzenacker (1871–1951). Mit zwei Millionen Mark Baukosten war das Empfangsgebäude fast doppelt so teuer wie im Wettbewerb angenommen.

August Stürzenacker, 1895

»Karlsruhe gehört zu den wenigen Städten, die über einen architektonisch gestalteten Bahnhofplatz verfügen« (G. Everke). Karlsruhe wollte sich nicht zufrieden geben mit einer »vorbeiziehenden Bahnhofstraße«, ein »Architekturplatz« war dagegen das erklärte Ziel. Auch für die Gestaltung des Platzes wurde ein Wettbewerb ausgelobt, den der jetzt freie Architekt Wilhelm Vittali gewann. Der Besucher, der aus der Empfangshalle des Hauptbahnhofs heraustritt, »wird überrascht von der Weite und Übersichtlichkeit des Bahnhofplatzes, der sich als Visitenkarte empfiehlt« (Everke). »Trotz der aus vielerlei Gründen immer wieder erforderlich gewordenen Einbauten, ist der große städtische Atem«, den Stürzenacker seinem Bauwerk mitgegeben bat, immer noch präsent. Die »Allianz pro Schiene« begründete im Jahre 2008 ihre Entscheidung, den Karlsruher Hauptbahnhof zum »Bahnhof des Jahres zu küren, mit dem Argument, Karlsruhe sei der ›große Gelassene‹ unter den deutschen Großstadtbahnhöfen«.

Bahnhof Karlsruhe, Blick in die Bahnhofshalle. Foto: UWG Communications

Literatur:

Gerhard Everke: Bahnhofplatz. In: Stadtplätze in Karlsruhe. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 26, Karlsruhe: Info-Verlag, 2003

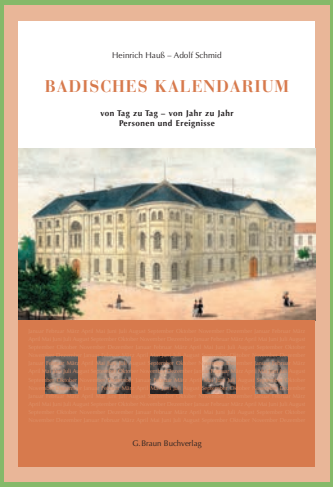
Egon Martin: Der Karlsruher Hauptbahnhof und seine Umgebung. Eine historische Rückblende mit einem Ausblick auf die 90er Jahre. In: Klaus E. R. Lindemann und Barbara Steinhof: 75 Jahre Hauptbahnhof Karlsruhe. Karlsruhe: Info-Verlag 1988

August Stürzenacker (1871–1951). Das Empfangsgebäude des Hauptbahnhofs. In: Spuren der Stadt. Beiträge der Fachhochschule Karlsruhe – Fachhochschule für Technik, 2003

Wolfgang Weber: Der große Gelassene. Vor 100 Jahren wurde der Karlsruher Hauptbahnhof eröffnet. In: Der Sonntag, 29.10.2013

Heinrich Hauß

Veröffentlichungen des Landesvereins Badische Heimat im Jahr 2014



Der Landesverein Badische Heimat plant eine Neuauflage des »Badischen Kalendariums«, das erstmals 2006 als Heft und in gebundener Form erschienen ist. Die überarbeitete und erweiterte Neuauflage soll als Doppelheft (1/2, 2014) erscheinen und zusätzlich als neuer Band in unserer Schriftenreihe, d. h. als Halbleinenband in schöner Ausstattung.

Neu recherchierte Daten und Ereignisse sowie Personen wurden in die Chronologie aufgenommen.

Heft und Buch wollen nicht nur die Erinnerung an Baden lebendig halten, sondern auch dazu beitragen, dass die »badischen Regionen am Rhein« auch weiterhin sich ihrer Geschichte und kreativen Potenziale bewusst bleiben.

Als neuer Titel ist geplant: »Baden von Tag zu Tag – Personen und Ereignisse«. *Erscheinungstermin: 15. Juni 2014.*

Gedenktage badischer Geschichte

Das Gebäude des ehemaligen Badischen Verwaltungsgerichtshofs in Karlsruhe, erbaut 1905. Foto: Albtalkourtaki, Lizenz: cc-by-sa

Am 5.10.1863 errichtete Baden als erstes Land in Deutschland ein Verwaltungsgericht

»Die Schaffung einer von der Verwaltung wie von der bürgerlichen Gesetzgebung getrennten Verwaltungsinstanz war ein ganz wesentlicher Schritt zur Ausgestaltung des rechtsstaatlichen Charakters des Landes, zugleich entwickelte es starken Vorbildcharakter für das übrige Deutschland«. (Hans Fenske)

Das »Gesetz, die Organisation der inneren Verwaltung betreffend« vom 5.10.1863 war ein Reformgesetz der »Neuen Ära« und ist ein »Markstein in der Geschichte des Rechtsstaates«.

»Schon während der napoleonischen Ära wurde auch in Deutschland der Wunsch laut, öffentlich-rechtliche Angelegenheiten der Gewaltenteilung entsprechend durch unabhängige Verwaltungsgerichte entscheiden zu lassen. Die freiheitlichen Achtundvierziger griffen den Gedanken auf, indem sie Kreisausschüsse mit Laienbeteiligung planten. Das Gesetz konnte nach Ende der Volkserhebung nicht in Kraft treten. Realisiert wurde die Idee im Jahre 1863 durch das Gesetz über die Verwaltungsrechtspflege« (Haehling v. Lanzenauer).

Die Erwartungen, die die 1. Kammer der badischen Landstände von den Verwaltungsgerichten hegten, wurden in den folgenden Worten zum Ausdruck gebracht:

»Verhinderung der Willkür der Verwaltung, Erhöhung der allgemeinen Rechtssicherheit, Befestigung und Stärkung des Sinnes für Gesetzlichkeit und Rechtsordnung in der Verwaltung und Wachsen eines grundsätzlich durchgebildeten Verwaltungsrechts«.

»Die durch den kräftigen Ausbau der Selbstverwaltung verstärkte Stellung der Bürger wurde durch den Ausbau einer Verwaltungsgerichtsbarkeit noch unterstrichen. Bisher war auf ein umständliches Beschwerdeverfahren angewiesen, wer sich durch administrative Maßnahmen in seinen Rechten verletzt sah. Jetzt konnte er einen zweistufigen Rechtsweg beschreiten. Als erste Instanz dienten die Bezirksräte, zweite Instanz war der mit Berufsrichtern besetzten Verwaltungsgerichtshof« (H. Fenske). Es war Lameys Vorschlag, »die Bezirksräte mit der Entscheidung öffentlich-rechtlicher Streitigkeiten in erster Instanz zu betrauen« (K. Stiefel).

»Die Kollegialmitglieder des Verwaltungsgerichtshofes hatten den gleiche Dienstrang wie Kollegialmitglieder der Ministerien. Die Stelle des Präsidenten des Gerichtshofes war bis 1920 besoldungsmäßig den Stellen der badischen Ministerien und der Präsidenten der Oberrechnungskammer und des Oberlandesgerichts gleichgestellt« (K. Stiefel).

Es war vor allem August Lamey (27.7.1816–14.1.1890) als Chef der liberalen Mehrheitsfraktion, der 1860 das Innenministerium übernommen hatte, der die umfassende Reformpolitik einleitete.

1864 bezog der Verwaltungsgerichtshof für rund vierzig Jahre ein Gebäude in der Erbprinzenstraße 7,

im Juli 1905 bezog es den Neubau in der Nördlichen Hildapromenade 1 in Karlsruhe.

Der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württembergs residiert seit 1958 im Mannheim.

Gedenktage badischer Geschichte

Literatur:

Hans Fenske: Der liberale Südwesten. Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden und Württemberg. Stuttgart: Kohlhammer. Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 5, 1981.

Hans Fenske: Baden 1860–1918. In: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, 3. Bd., 1992.

Lothar Gall: Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung. Wiesbaden: Steiner 1968.

Rainer Haehling von Lanzenauer: Das badische Landrecht und das badische Rechtswesen im 19. Jahrhundert. In. P.-L. Weinacht (Hg.): Baden – 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, Freiburg: Rombach 2008.

Karl Stiefel: Baden 1648–1952, Karlsruhe, 1. Auflage 1977.

Buchbesprechung

Kurt Bickel, Luise von Baden. Die vergessene Mutter des Roten Kreuzes
Herausgeber:
DRK Kreisverband Karlsruhe, 2012. Preis: 9,80 Euro

Zum Jubiläum des Roten Kreuzes unternimmt es Kurt Bickel, die bisher völlig unbekannte internationale Bedeutung der Großherzogin Luise von Baden (1838–1923) für das Rote Kreuz darzulegen. Bekanntlich gründete Luise im Alter von 20 Jahren am 6. Juni 1859 den Badischen Frauenverein, ihr »großes Lebenswerk«. Die »herausragende Lebensleistung« Luises im Zusammenhang mit der Verwirklichung und Förderung des Roten Kreuzes wieder ins Bewusstsein zu rufen, ist das Anliegen des vorliegenden Buches. Nach Bickel kann man »mit Fug und Recht sagen, dass die Satzung des Badischen Frauenvereins die spätere Rot-Kreuz-Idee in ihrem Kern vorformulierte«. »Der Verein dient der Unterstützung, der infolge Kriegbedrohung oder eines Krieges in Not Geratenen der Vorsorge für verwundete und erkrankte Militärpersonen«. Henri Dunant (1828–1910), der Schweizer Philanthrop, suchte für die Verwirklichung seiner humanitären Ideen die Unterstützung von Luise, König Wilhelm (1797–1888) und Königin Augusta von Preußen. Bickels Kernthese im Buches ist, dass es bei dem Gespräch Henri Dunants mit Luise von Baden und der preußischen Königin Augusta (1811–1890) in Baden-Baden um »den Satzungszweck des Badischen Frauenvereins« ging. Bei der Entstehung des Neutralitätsanliegens – Neutralität der Ambulanzen und Spitäler der kriegführenden Nationen – spielten nach dem Autor Luise und die Unterstützung ihrer Mutter Augusta und ihres Vater König Wilhelm eine »ganz entscheidende Rolle«. Nach Bickel hätte Henri Dunant kaum die Zustimmung der deutschen Fürsten für die Neutralität des Roten Kreuzes gefunden, wie sie dann in der Genfer Konvention (1864) zum Ausdruck kommt. Ein »bedeutender Abschnitt badisch geprägter Geschichte des Roten Kreuzes« wurde mit dem Buch der Vergessenheit entrissen.

Heinrich Hauß

Öffentliche Präsentation des Freiburg-Hefts im Historischen Kaufhaus in Freiburg

An würdiger Stelle, im Freiburger Historischen Kaufhaus, oder, wie die Badische Zeitung schrieb, »wo das Herz Badens schlägt«, wurde am 28. Oktober das neue Freiburg-Heft der Badischen Heimat öffentlich vorgestellt. Vorausgegangen war eine umfangreiche und sehr positive Besprechung in der Badischen Zeitung vom Leiter des Kulturressorts Alexander Dick. Laudatoren waren Freiburgs Oberbürgermeister Dieter Salomon, Landesvorsitzender Sven von Ungern-Sternberg, Chefredakteur Heinrich Hauß und schließlich Torang Sinaga, Leiter des Freiburger Rombach-Verlags. Das Heft, das sechste des Vereins über die Breisgaustadt und mit über 250 Seiten zugleich eines der umfangreichsten, das der Verein je publizierte, setzt, da waren sich die Redner einig, ein deutliches Zeichen, dass sich Innovation und Tradition nicht ausschließen, sondern gemeinsam mehr entstehen lassen als, so Chefredakteur Heinrich Hauß, die »viel strapazierte Lebensqualität«.

So verwies Freiburgs Oberbürgermeister Dieter Salomon sowohl auf die Offenheit der Stadt gegenüber den Herausforderungen der Zukunft als auch auf ihre Einbindung in die nachbarschaftliche Entwicklung am Oberrhein. Beides spiegle sich im neuen Themenheft der Badischen Heimat. Sven von Ungern-Sternberg, selbst lange Jahre Kommunalpolitiker in Freiburg, strich, wie auch Chefredakteur Heinrich Hauß, die tiefe Verwurzeltheit der Badischen Heimat mit der Breisgaumetropole als Grundton der Vereinsarbeit heraus. Der Abstand von 14 Jahren, so Hauß, seit dem letzten Freiburg-Heft sei ein genügender Grund, die neuen Entwicklungen in der Stadt mit diesem Themenheft nachzuzeichnen. Dass aber der Verein nach langen Jahrzehnten einen Freiburger Verlag als neue verlegerische Heimat gewählt habe, ist nicht nur für Freiburgs Oberbürgermeister, namens der Stadt, sondern auch für den Rombach-Verlag selbst ein echter Gewinn, wie Verlagsleiter Torang Sinaga betonte.

Die Präsentation des Freiburg-Heftes war ein »gesellschaftliches Ereignis« bei der auch die Freiburger Ehrenbürger Rolf Böhme und Wolfgang Jäger, neue und alte Stadträte, zahlreiche Autoren sowie Vertreter von Presse und Rundfunk zugegen waren.

Nach der gelungenen Vorstellung und wohlwollender Berichterstattung in den Medien ist das allgemeine Interesse an diesem Freiburg-Heft besonders groß – es herrschte ein regelrechter »Ansturm« beim Rombach-Verlag. Dies bestärkt den Vorstand, weitere Städte-Schwerpunkthefte anzugehen: Karlsruhe (im Jubiläumsjahr 2015) und Konstanz stehen auf der Agenda.

Dr. Christoph Bühler

v.l.n.r.: OB Dr. Dieter Salomon, Vorsitzender Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Verlagsleiter Dr. Torang Sinaga, Chefredakteur Heinrich Hauß.
Foto: Michael Bamberger

Internationale Bauausstellung Heidelberg: »Schulen sind unsere Kulturentwickler«

Schulen, Kindergärten und Forschungsstätten aufwerten – das ist ein Ziel der Internationalen Bauausstellung (IBA) Heidelberg. Die Universitätsstadt soll noch mehr die Bildung in den Mittelpunkt stellen. Aus Sicht der IBA-Chef und Stadtentwickler Michael Braum müssen in den Städten von morgen Schulen eine absolut zentrale Position einnehmen. »Jeder Schule muss man anse-

hen, dass sie der zentrale Kulturentwickler in unsrem Land ist«. Mit der IBA sollen bis zum Jahr 2022 an Bildungsorten modellhaft Lösungen für Städte der Zukunft gefunden werden, unter dem Motto »Wissen schafft Stadt.« Nach Meinung Braums sollen Schulen, Kindergärten, Hochschul- und Forschungseinrichtungen aufgewertet werden, Gebäude umgebaut und Außenflächen grüner werden. »Die Schulen sollen zum Mittelpunkt eines Stadtteils werden. Was die Kirchen früher waren, diese Aura, diese Wertschätzung, soll von Bildungsbauen ausgehen«. *(MM)*

Orna Marhöfer neue Vorsitzende des Oberrats der Israelitischen Religionsgemeinschaft

Orna Marhöfer, die bis 2010 fast 18 Jahre den Vorsitz der jüdischen Gemeinde in Mannheim inne hatte, wurde als neue Vorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden (IRG) gewählt. Mit ihr steht erstmals eine Frau an der Spitze der rund 5000 Gläubigen, die sich auf zehn badische Gemeinden zwischen Mannheim und Konstanz aufteilen.

Freiburg: Pflasterung des gesamten Platzes der Alten Synagoge

Ein neuer Platz soll zwischen dem Freiburger Stadttheater, der Universität und der oberirdisch komplett umgebauten Unibibliothek entstehen. Geteilt wird der Raum zwischen den Gebäuden künftig nur von einer – noch zu bauenden – Straßenbahnlinie. Es soll ein Platz werden zum Flanieren, zum Verweilen und für kulturelle Veranstaltungen, sozusagen die Mitte Freiburgs. Unzufriedenheit ruft hervor, dass der gesamte Platz gepflastert werden soll. Die Wiese vor dem Kollegien-Gebäude II soll verschwinden. Gepflastert wird zum Teil mit hellem Granit, zum Teil mit grauem Basalt. »Ein gelber Teppich mit grauer Umrandung werde entstehen«, so Frank Uekermann, der Chef das Garten- und Tiefbauamtes. Der so gestaltete Platz werde in der Sommerzeit »ein deftiger Backofen« werden, prophezeit Helmut Mayer, der Leiter des Meteorologischen Instituts der Freiburger Universität.*(STZ)*

Bürgerentscheid zur Bundesgartenschau 2023 in Mannheim

Das Ergebnis des vierten Bürgerentscheids der Stadtgeschichte am 22. September 2013 fiel denkbar knapp aus. Ganze 2000 Stimmen Vorsprung reichten den Befürwortern zum Sieg. 66 369 Personen votierten mit Nein. Die mit 1,2 Milliarden Euro verschuldete Stadt will die fünf Millionen Quadratmeter durch den Abzug der amerikanischen Soldaten frei werdenden Flächen zu neuen Akzenten in der Stadtentwicklung nutzen. Mit Hilfe der Bundesgartenschau hofft man in Mannheim, die Konversion voranzubringen. So werde bis zum Stichtag 2023 auf dem bisherigen Kasernengelände ein moderner Landschaftspark entstehen, an dessen Rändern man den in der Stadt dringend benötigten hochwertigen Wohnraum schaffen könne. *(STZ)*

25 Jahre »Blick in die Geschichte«: Stadtgeschichtliche und kulturelle Bildungsarbeit

Auf Antrag der FDP-Fraktion des Karlsruher Gemeinderates wurde 1986 die Schaffung eines »Forum Kultur und Geschichte« beantragt. Der Kulturausschuss des Gemeinderates legte im Juni 1988 Ziele für das »Forum für Stadtgeschichte und Kultur« vor und formulierte: Koordination und Vernetzung stadthistorischer Aktivitäten unterschiedlicher Institutionen, Initiierung neuer auch gemeinsamer Vorhaben, verstärkte Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger an der Stadtgeschichte. Das »Forum« basiert bis heute auf der Infrastruktur des Stadtarchivs. Als Leiter des »Forums« konnte der Präsident des Oberschulamtes i. R. und Historiker Dr. Leonhard Müller gewonnen werden. Seit Dezember 1988 erschienen die »Karls-

ruher stadthistorischen Beiträge« als vierteljährliche Beilage zur StadtZeitung. Damit konnten alle Karlsruher Haushalte mit stadthistorischen ´Themen erreicht werden. Seit 2003 sind die Ausgaben auch im Internet abrufbar. Der Erfolg des Konzeptes, in jeder Ausgabe eine Biografie, mehrere Aufsätze, einen »Carlsruher Blickpunkt« und in größeren Abständen auch Interviews mit Zeitzeugen zu präsentieren, etablierte den »Blick« als Markenzeichen für eine kontinuierliche stadthistorische und kulturelle Bildungsarbeit unterhalb der Schwelle umfangreicher Monografien oder Aufsätze. Da das Zeitungsformat des »Blicks« nicht geeignet war, im Bücherschrank aufgehoben zu werden, entschloss man sich 1993, die ersten fünf Jahrgänge des »Blicks« als Buch herauszubringen. Mit dem fünften Band werden 1600 Seiten stadthistorischer Beiträge im Bücherregal griffbereit zur Verfügung stehen. *(BidG)*

Heimat Großstadt. Heimattage Baden-Württemberg in Karlsruhe 2017

Anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg 2017 in Karlsruhe hat Leonhard Müller im »Blick in die Geschichte« Überlegungen zum Thema »Heimat Großstadt?« angestellt. »Man lebt zwar gern in Karlsruhe« so gibt er zu bedenken, »warum ist es jedoch Heimat im engeren Sinn? Studenten kommen und gehen, machen Karlsruhe nicht zu einer Studentenstadt, Künstler vagieren, bilden kein Bohème-Viertel. Beamte und Richter aus allen Ländern wohnen in Reihenhäusern mitten unter alten Karlsruhern, die Migranten schaffen keine Insel. Man trifft sich in der Mittelschicht, von einigen Nobeladressen abgesehen. Ist Karlsruhe eine profillose Großstadt geworden, deren zentrale Dienste, den flüssigen Nahverkehr, das Kulturleben man zwar schätzt, was man aber auch in jeder andern Stadt fände, ohne deshalb besonders Emotionen zu wecken. Und hier nun Heimattage?« Müller weist auf einen Heimatbegriff hin, der für die »Gemeinschaften unserer Stadtviertel« Geltung hat:

»Heute kann man unter Heimat auch die aktive Bürgergesellschaft verstehen, offen und integrationsfähig für Fremdes, mitwirkend am kommunalen Geschehen, statt passives Hinnehmen in Gefühlen, als Medium praktischer Auseinadersetzung und Gestaltung menschenwürdiger Verhältnisse«. Man sollte die Heimattage in Karlsruhe, wenn ich Müller Recht verstehe, gerade von den »Gemeinschaften der Stadtviertel« her entwickeln.

(Leonhard Müller: Heimat Großstadt. Blick in die Geschichte, September 2013)

Erweiterung des Karlsruher Stadtarchivs: »Wichtiger Beitrag zur Identitätsstiftung!«

Mit einem Festakt und einem Tag der offenen Tür ist am 27. Juli 2013 der Erweiterungsbau des Karlsruher Stadtarchivs offiziell seiner Bestimmung übergeben worden. 1990 war das Stadtarchiv in die frühere Pfandleihanstalt in der Markgrafenstraße eingezogen. Nach dem Erweiterungsbau werden mindestens für die nächsten zwölf Jahre die Räumlichkeiten für das jährlich um 100 laufende Regalmeter wachsende Archiv ausreichen. Die Magazinkapazität hat von 1400 auf 6400 Regalmeter zugenommen. Nach Oberbürgermeister Frank Mentrup leistet das Stadtarchiv »einen wichtigen Beitrag zur Identitätsstiftung der Bürger«. Dies sei gerade in einer Stadt wie Karlsruhe, in der es Zu- und Wegzug gebe, von Bedeutung. »Wer die geschichtlichen Zusammenhänge einer Stadt kennt, ist auch eher bereit, sich für sie einzusetzen«.

Hans-Thoma-Ausstellung im Städelmuseum Frankfurt: Neubewertung der eigenen Thoma-Sammlung

Vom 3. Juli bis 29. September 2013 zeigte das Museum die Überblicksausstellung »Hans Thoma, Lieb-

Hans Thoma (1839–1924): In der Hängematte, 1876.
Städel Museum, Frankfurt am Main

lingsmaler der Deutschen«. Die Ausstellung wendet sich dem Lebenswerk des um 1900 in Deutschland gefeierten Malers und Grafikers zu. Die Präsentation spürte der Frage nach, warum der einst vom Publikum und Kunstkritik als »größter deutscher Meister« gefeierter Hans Thoma (1839–1924) um die Jahrhundwertwende enorme Popularität erlangte, und sucht nach Erklärungen dafür, dass Thoma nach 1945 zunehmend anders bewertet wurde. Anhand von über 100 Werken zeigt die erste Überblicksausstellung zu Hans Thoma in Deutschland seit über 20 Jahren, dass Thoma weit mehr war, als nur Maler pittoresker Schwarzwald-Landschaften. Seine Malerei verbindet realistische und symbolische Tendenzen und nimmt wichtige Elemente des Jugendstils sowie der Neuen Sachlichkeit vorweg. Diese künstlerische Vielfalt und Thomas Rolle als Schlüsselfigur einer »deutschen Kunst« um 1900 machen ihn zu einem Phänomen, das eine Neubewertung erfordert.

(Städel Museum)

Gespräch der Landesvereinigung Baden in Europa e. V. mit Ministerpräsident Kretschmann

Am 27. Juli 2013 fand das seit langem geplante Gespräch des Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa, Prof. Robert Mürb, mit dem Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann statt. Auf Seiten der Landesregierung nahmen teil: Staatsministerin Silke Krebs, sowie vier Referatsleiterinnen und Referatsleiter, von Seiten der Landesvereinigung Harald Denecken, Gerd Hager vom Regionalverband Mittlerer Oberrein in Vertretung des Vorsitzenden Josef Offele sowie Prof. Mürb.

In der Landespolitik herrscht die Meinung vor, der württembergische Landesteil sei im Vergleich zum badischen ungleich größer. Für die Landesvereinigung war dies Anlass, die tatsächlichen Größenverhältnisse und Einwohnerzahlen vorzulegen. Danach sind Baden und Württemberg nahezu gleich. Des Weiteren legte die Landesvereinigung eine Statistik der letzten Jahre über das Steueraufkommen je Kopf der Bevölkerung im badischen und württembergischen Landesteil vor. Daraus ist zu ersehen, dass dieses weitgehend gleich ist. Die großen Infrastrukturmaßnahmen (Stuttgart 21, Zentralitätskosten im Mittleren Neckar, hohe Zuschüsse für die Einrichtungen in Stuttgart) werden von badischen Steuereinnahmen in hohem Maße mitfinanziert. Im badischen Landesteil fehlen dann die Mittel für Investitionen in vielen anderen Bereichen. Die Fehleinschätzung der Größenverhältnisse der Landesteile führt zu einem Missverhältnis bei der Finanzierung der Städtebauförderung, Universitäten oder bei der Ausschüttung der Erträge der Landesstiftung.

Beim Hochwasserschutz am Rhein sieht die Landesvereinigung ihre jahrelange Forderung erfüllt. Begrüßt hat die Landesvereinigung auch die Errichtung eines Nationalparks im Nördlichen Schwarzwald. Zur Gegenfinanzierung schlägt die Landesvereinigung vor, dass das Land die Stuttgarter Wilhelma an die Stadt Stuttgart übergibt und die eingesparten Mittel in Höhe von etwa sieben bis acht Millionen Euro für den Nationalpark einsetzt. Die Fusion der Radiosinfonie-Orchester Baden-Baden / Freiburg und Stuttgart hat die Landesvereinigung vergeblich zu verhindern gesucht. Sie befürwortet und unterstützt eine Stiftungslösung zur Erhaltung eines Sinfonieorchesters am Oberrhein. Die Landesvereinigung unterstützt auch das Ausbildungsangebot der

Wirtschaft in Baden für jungen Franzosen aus dem Elsass. Die Landesvereinigung sieht neben der Vertretung der badischen Interessen gegenüber Stuttgart ihre wichtigste Aufgabe im Aufbau der Trinationalen Metropolregion Oberrhein.

(Unterschätzt Stuttgart Baden?)

Baden-Baden: Immobilenmarktbericht für die Jahre 2011/12

Nach dem von der Stadtverwaltung Baden-Baden vorgelegten Immobilienmarktbericht haben in den beiden Jahren 2011/12 knapp 2800 Immobilen mit einem Wert von 561 Millionen Euro den Besitzer gewechselt. Ein Umsatz, der bislang einmalig in der Stadtgeschichte ist. 20 Prozent der der Käufer kommen aus Osteuropa. 2011 und 2012 sind 47 Villen im Wert von 94 Millionen Euro verkauft worden, wobei die notariell beurkundeten Kaufpreise zwischen 700 000 und sechs Millionen Euro liegen. Bei jeder dritten verkauften Villa kommt der Käufer aus Osteuropa. Zwei Drittel sind Deutsche. Andere Nationalitäten spielen in Baden-Baden so gut wie keine Rolle.

(BNN)

Neuer Wettbewerb für Kunsthalle Karlsruhe

Derzeit liegen die Pläne von fünf Architekturbüros vor. Keiner der Vorschläge werde jedoch laut Ministerium sämtlichen Maßgaben gerecht, die es zu berücksichtigen sind: die Kosten, der Denkmalsschutz, bauliche Aspekte und das Urheberrecht. Jürgen Walter, Staatsekretär im Wissenschaftsministerium, gab bekannt, man werde dem Finanzministerium vorschlagen, einen Neuausschreibung des Wettbewerbs vorzunehmen.

(BNN)

Schlosshotel Bühlerhöhe braucht einen neuen Käufer

Der ukrainisch-russische Geschäftsmann Igor Bakai kann die letzte Zahlung des Restkaufpreis von 14,5 Millionen Euro nicht aufbringen, Der Vorbesitzer, SAP-Gründer Dietmar Hopp stellte am 12. Juni 2013 Insolvenzantrag gegen den Geschäftsmann. Man erhofft sich für das Schlosshotel einen Neuanfang, »Wir hoffen auf einen verlässlichen Investor,« sagte Baden-Badens OB Wolfgang Gerstner.

Vor 500 Jahren: Konspiratives Treffen mit Joß Fritz am 23. September 1513

Unweit von Freiburg auf der Hartmatte trafen sich am 23. September 1513 achtzehn Mann aus den Dörfern Lehen und Betzenhausen zu einem konspirativen Treffen. Es sind die Verschwörer unter dem Zeichen des Bundschuhs um den Bauernführer Joß Fritz, die sich hier auf ihrer »konspirativen Versammlung« ein Programm geben. Bereits wenige Wochen später, noch ehe der Aufstand offen ausbrechen konnte, schlagen die Behörden der Stadt Freiburg die Unruhen blutig nieder. Der führende Kopf Joß Fritz kann fliehen und entkommt mit anderen zusammen in die Schweiz.

(Thomas Adam)

Willkommenspaket der Stadt Mulhouse

Anlässlich des deutschen Nationalfeiertages am 3. Oktober und den folgenden beiden Tagen am 4. und 5. Oktober boten Stadt und Messe Mulhouse ein Willkommenspaket für Besucher von jenseits des Rheins an. An allen drei Tagen wurde freie Fahrt mit

Die Gartenschau »Folie Flore«

Straßenbahn, Tram und Linienbus angeboten. In der Innenstadt rund um den Place de la Reunion warten Geschäfte mit eigenen Aktionen auf. Auf dem Messegelände Parc des Expositions ist die Gartenschau »Folie Flore« zu besichtigen.

(tourisme-mulhouse.com)

Charles Buttner, Präsident des Generalrates in Colmar, fordert zweisprachigen Unterricht in der Grenzregion

Charles Buttner, Foto: Edith Marbach

Nach seiner Meinung wäre es ideal, »wenn wir mit einer Gemeinde oder einem Kreis in Südbaden gemeinsam ein zweisprachiges Schulprojekt mit einem Austausch der Pädagogen auf die Beine stellen könnten«. »Wir müssen die Eltern davon überzeugen, dass Kinder andere Sprachen wie einem Schwamm aufsaugen. Dass es eine echte Chance für ihre Kinder ist, wenn sie sehr früh eine weitere Sprache lernen. Wir müssen erreichen, dass es schick ist, Deutsch zu lernen oder sogar mehrsprachig zu sein.« »Klar ist, dass wir unser Ziel nur erreichen, wenn wir die Eltern auf unsere Seite haben«.

(BZ, Interview mit Charles Buttner)

Denkmal für Luise von Baden, der »Mutter des Roten Kreuzes« im Karlsruher Stadtgarten

Am 8. Oktober 2013 wurde im Stadtgarten in Karlsruhe eine Luise-Büste von Sybille Onnen enthüllt. Nach Kurt Bickel, dem Vorsitzenden des DRK-Kreisverbandes, soll damit Großherzogin Luise (1838–1923) die ihr gebührende Aufmerksamkeit

als »Mutter des Roten Kreuzes« erhalten. 1859 gründete die Großherzogin den Badischen Frauenverein. In der Satzung heißt es: »Der Verein dient der Unterstützung der infolge Kriegsbedrohung oder eines Krieges in Not geratenen sowie der Vorsorge für verwundete und erkrankte Militärpersonen«. Die Satzung benennt damit Ideen, die vier Jahre später in Genf zur Gründung des Roten Kreuzes unter Henry Dunant (1828–1910) führten. Bickel nimmt an, dass Henry Dunant sich im Jahr 1863 in Baden-Baden mit Großherzogin Luise und ihrer Mutter Königin Augusta von Preußen getroffen haben muss. Dunant trug den beiden Damen seine Vorstellungen von der Neutralität des Roten Kreuzes vor. Bickels These: Ohne Luise, ihre Mutter Augusta und ihren Vater, König Wilhelm, wäre es im Oktober 1863 nicht zur Durchsetzung der Neutralität des Roten Kreuzes gekommen. Baden hat denn auch als erster Staat die Genfer Konvention von 1864 ratifiziert und spielte so eine Vorreiterrolle bei der Entwicklung des humanitären Völkerrechts. Robert Mürb von der Landesvereinigung Baden in Europa setzte sich dafür ein, dass das von Spenden ermöglichte Denkmal im Karlsruher Stadtgarten aufgestellt wurde.

(Buchpublikation: Kurt Bickel, Die vergessene Mutter des Roten Kreuzes, 2011, A. Borchardt-Wenzel – Der Sonntag)

Festakt im Karlsruher Konzerthaus: Baden – Geburtsort der Verwaltungsgerichtsbarkeit

Am 7. Oktober 2013 fand in Karlsruher Konzerthaus ein Festakt anlässlich der Gründung des Verwaltungsgerichtshofes vor 150 Jahren am 5. Oktober 1863 statt. Das »Gesetz, die innere Organisation der inneren Verwaltung betreffend« übertrug die Rechts-

kontrolle über Verwaltungsmaßnahmen erstmals einem unabhängigem Gericht, dem Badischen Verwaltungsgerichtshof. Verfassungsgerichtspräsident Andreas Voßkuhle bezeichnete das Gericht als »eine der großen Erfolgsgeschichten Deutschlands, die es auf diesem Niveau in kaum einem anderen Land gebe.« OB Frank Mentrup würdigte das Gerichts als »Instrument des Ausgleichs zwischen Verwaltungs- und Bürgerinteressen«. In Karlsruhe arbeitet das erstinstanzliche und für Nordbaden zuständige Verwaltungsgericht in der Nördlichen Hildapromenade, wo sich ab 1905 der Badische Verwaltungsgerichtshof befand. Der zweitinstanzliche Gerichtshof befindet sich seit 1958 in der Schubertstraße 11 in Mannheim. *(BNN)*

Überarbeiteter Entwurf für den Nationalpark Schwarzwald gebilligt

Das Kabinett hat den überarbeiteten Gesetzentwurf gebilligt und zur Beratung im Landtag freigegeben. Die erste Lesung des Gesetzes finde voraussichtlich am 23. Oktober statt. Alexander Bonde, Minister für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz in Baden-Württemberg, geht von einem jährlichen Bedarf von 7,3 Millionen Euro aus. 3,3 Millionen Euro will Bonde aus seinen Etat beisteuern, dabei geht es vor allem im Personalstellen. Über die weiteren einmalige Investitionskosten, etwa die Einrichtung eines Besucher- und Informationszentrums, gibt es noch keine Aussagen. Die Anschubfinanzierung für die Startphase 2014 mit 3,9 Millionen Euro ist gesichert, unter anderen für 31,5 neue Personalstellen. Sie sollen aus dem Nachtragshaushalt bereitgestellt werden. Das Personal wird 2015 um 15 und im Jahr 2016 um elf Stellen aufgestockt werden. Der Nationalpark soll etwas kleiner werden als ursprünglich geplant: das zweigeteilte Areal umfasst nun 10 062 Hektar. Das Gebiet ist zudem arrondiert, stark ausgefranste Grenzlinien wurden begradigt. So ist das Nationalparkgebiet etwa von den Baiersbronner Ortsteilen Tonbach, Obertal und Buhlbach abgerückt. Andererseits sind neue Bereiche hinzugekommen etwa der Rappenberg auf Baiersbronner Markung. Der bisher ausgesparte Zipfel im nördlichen Bereich des Ruhestein-Gebiets gehört nun ebenfalls zum Nationalparkgebiet, das Ortsgebiet des Weilers Schönmünz allerdings wird ausgespart. Der Bau eines Besucherzentrums wird auf 17 Millionen Euro beziffert, ein möglicher Verwaltungsneubau auf fünf Millionen Euro. *(StZ)*

150 Jahre Hochrheinbahn: Feier am 13. Oktober 2013

Am 13. Juni 1863 eröffnete Großherzog Friedrich von Baden die Hochrheinbahn zwischen Waldshut und Konstanz. Damit war ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Strecke von Konstanz bis Basel durchgängig befahrbar und ein wichtiger Teil der badischen Hauptbahn bis nach Mannheim fertig gestellt. Am 13. Oktober laden die Deutsche Bahn AG und die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) entlang der 88,7 Kilometer langen Strecke die deutsche und eidgenössische Bevölkerung zum Feiern ein. Auf-

grund eines 161 Jahre alten deutsch-schweizerischen Staatsvertrages gehört die Strecke auch auf Schweizer Gebiet zur Deutschen Bahn AG. Nach dem Staatsvertrag von 1852 hat die Schweiz das Recht eingeräumt bekommen, die auf Schweizer Gebiet liegende Strecke nach Einhaltung einer fünfjährigen Kündigungsfrist zurückzukaufen. Von diesem Recht haben die Eidgenossen bis heute keinen Gebrauch gemacht.

Gründung einer »Stiftung Wutach-Region« zum dauerhaften Schutz des einmaligen Naturreservats

Das Naturschutzgebiet Wutachschlucht wird 2014 75 Jahre alt. Dann soll das bundesweit bedeutende Reservat für seltene Pflanzen und Tiere nach dem Willen der Behörden, Anrainergemeinden und Interessen- und Naturschutzverbände noch besser unter Schutz gestellt werden. Rund 70 Vertreter unterschiedlicher Organisationen hatten sich jetzt getroffen, um konkrete Ideen für die Sehenswürdigkeit im Schwarzwald zu entwickeln. Das wichtigste Vorhaben ist dabei die Gründung einer Stiftung »Wutach-Region«, die sich um alle Belange und eine gemeinsame Vermarktung kümmern könnte.

Die Wutachschlucht ist eine der jüngsten Schluchten Europas. Genau besehen, besteht sie aus mehreren, 60 bis 170 Meter tiefen, landschaftlichen Eingrabungen, die sich über 33 Flusskilometer erstrecken und geologisch wie auch in Flora und Fauna einzigartig sind mit ihrem großen Reichtum an Tieren und Pflanzen. Schätzungsweise 10 000 verschiedene Arten finden hier ihren natürlichen Lebensraum, darunter 80 Vogel- und fast 600 Schmetterlingsarten sowie 1200 verschiedene Pflanzen, darunter etwa 40 Orchideenarten. Das Gebiet wurde bereits 1939 unter Schutz gestellt und ist heute ein wichtiger Teil des Naturparks Schwarzwald. Als Touristenattraktion zwischen Neustadt und Wutach zieht es jedes Jahr mehr als 100 000 Wanderer an. Anfang der 1950er Jahre wollte die Schluchseewerk AG die Wutach mit einer 62 Meter hohen Mauer aufstauen. Proteste von Naturschützern und 185 000 Unterschriften verhinderten damals das Projekt. *(StZ)*

Flächenverbrauch der Kommunen: Innenverdichtung erstes Gebot der Kommunalpolitik

Bis zum Ende des Jahrzehnts soll der Flächenverbrauch in der Bundesrepublik auf 30 Hektar pro Tag zurückgeführt werden, allein im Südwesten waren es im vergangenen Jahr aber 6,7 Hektar pro Tag. Umgerechnet auf das ganze Bundesgebiet hätten es aber nur 3 Hektar sein dürfen. Der Wunsch der Landesregierung möglichst in den Ortskernen nachzuverdichten, um Flächen außerhalb des Ortkerne zu schonen, ist allerdings nach Carmina Brenner, Präsidentin des Statistischen Landesamts Baden-Württemberg, schwierig zu erfüllen, da die brachliegenden Immobilien oft Erbengemeinschaften gehören, die sich über eine weitere Nutzung nicht einigen können. Martin Haag, Baubürgermeister von Freiburg, spricht lieber statt von Nachverdichtung von Innenentwicklung, »weil darin der umfassendere Anspruch diese Planungen deutlich wird, die eben nicht ein einzelnes Grundstück, sondern das ganze Viertel im Auge haben«. Nach Wulf Rüskamp ist die Innenentwicklung erstes Gebot der Kommunalpolitik »selbst in einer Stadt wie Freiburg, die ihre gegenwärtigen Probleme ohne Flächenverbrauch am Stadtrand wohl nicht lösen kann«. Ansonsten sind wachsende Kommunen bald die absolute Ausnahme. Der große Rest wird damit beschäftigt sein, seinen Baubestand zu retten. Denn mit schrumpfender Bevölkerung werden Finanzierung und Unterhalt der Infrastruktur zunehmend schwieriger. Deshalb müssen diese Gemeinden schon heute dafür sorgen, dass ihre Vororte wie ihre Kerne lebensfähig sind und bleiben. *(BZ)*

Grenzüberschreitende Ausstellungsreihe zum Ersten Weltkrieg

Netzwerk oberrheinischer Museen legt ambitionierte Planung für 2014 vor

2014 Netzwerk Museen Réseau des Musées

Wie wurde der Erste Weltkrieg am Oberrhein erlebt? Deutsche, französische und schweizeri-

Bereiten die Ausstellungsreihe zum Ersten Weltkrieg vor: Repräsentanten der beteiligten Museen aus drei Ländern bei ihrem Treffen im Dreiländermuseum Lörrach

sche Museen präsentieren dazu 2014, hundert Jahre nach Beginn des Ersten Weltkriegs, 25 Ausstellungen am Oberrhein. Es handelt sich um das bislang größte grenzüberschreitende Museumsprojekt am Oberrhein. Weitere Partner wie der SWR, der Landesverein Badische Heimat e. V., der Trägerverein Oberrheinischer Museumspass, die Landesarchivdirektion Baden-Württemberg sowie elsässische Regionalarchive beteiligen sich mit eigenen Initiativen.

Vor eineinhalb Jahren wurde im Rahmen des INTERREG-Projektes »Dreiländermuseum« ein trinationales Netzwerk oberrheinischer Museen gegründet – ein in Europa einzigartiger, grenzüberschreitend tätiger Museumsverbund. Ihm gehören viele bedeutende Geschichtsmuseen in Baden, dem Elsass, der Pfalz und der Nordwestschweiz an. Zu letzten entscheidenden Weichenstellungen für das Großprojekt 2014 kamen die Partnermuseen jetzt zu einer Tageskonferenz am 23. September im Dreiländermuseum Lörrach zusammen, das die Zusammenarbeit der Museen und der Partner koordiniert. »Jetzt können wir uns sicher sein, dass wir 2014 mit einer großen Ausstellungsreihe auch tatsächlich an die Öffentlichkeit gehen können« sagte Markus Moehring vom Dreiländermuseum Lörrach.

Der große Mehrwert der Ausstellungsreihe der Museen besteht darin, dass der Erste Weltkrieg am Oberrhein aus verschiedenen nationalen, thematischen und regionalen Perspektiven beleuchtet wird. Bis heute werden die Jahre 1914 bis 1918 in den drei Ländern nämlich sehr unterschiedlich wahrgenommen. So gilt in der französischen Öffentlichkeit der Große Krieg, wie er im Französischen auch genannt wird, als das wichtigstes Ereignis des 20. Jahrhunderts, während in Deutschland und der Schweiz im öffentlichen Bewusstsein die Zeit des Nationalsozialismus deutlich präsenter ist. Das Projekt stellt daher auch einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung dar.

Die »Badische Heimat« plant als Partner für September 2014 ein Themenheft zum 1. Weltkrieg, das auch die Museen als Plattform für Publikationen nutzen können. Ferner wird die vereinseigene Sammlung von etwa 300 Soldatenbriefen aus dem 1. Weltkrieg von Fachleuten aufgearbeitet, ausgewertet und digitalisiert, so dass sie im Internet auch abgerufen werden kann. Die Landesarchivdirektion Baden-Württemberg bereitet in Zusammenarbeit mit den Elsässischen Archiven eine Wanderausstellung »Menschen im Krieg« zur Übernahme durch deutsche und französische Kommunen vor. Mit dem SWR wird eine Medienpartnerschaft angestrebt und für das Zweite Programm ist eine Hörfunk-Sendereihe in Arbeit.

Über die Themen der für 2014 geplanten Ausstellungen informiert ab sofort eine eigens hierfür eingerichtete Internetseite des Netzwerks. Sie ist in deutscher und französischer Sprache abrufbar und lenkt den Blick auch über das Jahr 2014 hinaus. Denn das Netzwerk Museen will sich künftig etwa alle vier Jahre zusammentun, um epochale Ereignisse aus drei verschiedenen nationalen Perspektiven zu beleuchten. (www.netzwerk-museen.eu)

Zum 85. Geburtstag von Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer: Badische Tradierungen dokumentieren

Die Verbundenheit mit Baden-Baden reicht zurück bis in die Schülerzeit Haehlings, dann »Wegweisung« durch den in Baden-Baden geborenen Reinhold Schneider, Höhepunkt der beruflichen Karriere, Engagement für die Stadt in der Zeitschrift AQUAE, schließlich Preis der Stadt Baden-Baden – eine bewundernswerte, aber heute kaum noch zu erreichende »stabilitas loci«. Verbundenheit und Engagement Haehlings mit und für Baden-Baden sind Beweise für die Einsicht, dass nach 60 Jahren Baden-Württemberg ein Einsatz auch für Baden eigentlich nur noch lokal und vor Ort erfolgreich sein kann. »Baden« ist heute bei Personen, besser, bei Personen an bestimmten Orten zu suchen. Zumindest gilt das für die Generationen, die zwischen 1928 und 1948 Geborenen sind. Ein Bezug zur badischen Geschichte, ihren Traditionen und Mentalitäten, mag für diese Generation noch Teil der Lebensgeschichte sein, also von vitaler Bedeutung. In seiner schriftstellerischen Produktion geht es Dr. Haehling von Lanzenauer um »badische Tradierungen« oder »Traditionslinien«, »die sich in die Zukunft fortsetzen werden«, wie er das in einer Würdigung der Zeitschrift AQUAE formuliert hat (BH 2/2012).

Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer ist am 28. Juni 1928 in Karlsruhe geboren. Die Volksschule besuchte er in Schwäbisch Gmünd, Karlsruhe und Baden-Baden und geht dort zur Oberrealschule. 1944 tut er Dienst als Luftwaffenhelfer bei einer Flakbatterie. Nach Kriegsende macht er Abitur im Helmholtzgymnasium Karlsruhe und beginnt 1950 das Studium der Rechtswissenschaft. 1954 und 1958 legt er die beiden Staatsexamina ab. Ab 1960 ist er Amtsrichter in Bühl, 1966 Erster Staatsanwalt in Karlsruhe, 1971 Oberstaatsanwalt an der Generalstaatsanwaltschaft Karlsruhe. 1977 wird er zum Leiter der Staatsanwaltschaft in Baden-Baden ernannt. 1993 tritt er in den Ruhestand.

Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer ist eine Persönlichkeit, die die Tradition der schriftstellernden Juristen in eindrucksvoller Weise fortsetzt. Er hat nicht nur eine Reihe von Monografien zu Victor von Scheffel, Reinhold Schneider und Matthias Erzberger veröffentlicht, sondern auch Erinnerungen wie »Die vergessene Kanone« oder »Düstere Nacht, helllichter Tag«. Ein besonderer Schwerpunkt seiner publizistischen Arbeit sind die vielfältigen Aufsätze in Zeitschriften wie AQUAE, Badische Heimat, Deutsche Richterzeitung, Hierzuland, Lahrer Hinkender Bote, Die Ortenau, Kriminalstatistik, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.

Besonders Interesse fanden natürlich auch Kriminalfälle wie »Das Baden-Badener Attentat auf den preußischen König«, »Die Ermordung des Dekans Förderer« und der »Rechtsanwalt Karl Hau.«

Haehling ist auch ständiger Mitarbeiter der Badischen Biografien und der Baden-Württembergischen Lebensbilder. Er hat die »Reinhold-Schneider-Blätter – »Mitteilungen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft« von 2005 bis 2009 redigiert. In »AQUAE – Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Badens« ist er seit 1986 regelmäßig mit Aufsätzen vertreten.

Die Badische Heimat darf Dr. Haehling von Lanzenauer zu einem ihrer treuesten Autoren zählen. Anlässlich des 100. Jubiläums der Badischen Heimat wurde er in »Autorenporträts« zu den 16 ständigen Mitarbeitern der Zeitschrift gerechnet (BH 4/2008).

Heinrich Hauß

Splitter Spiegel Sprooch[1] – oder: Verstöhntder mi?[2]

Markus Manfred Jung wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2013 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Sein Name steht seit vielen Jahren für die *Vielseitigkeit* der Alemannischen Sprache und den Einsatz *für* die Alemannische Sprache: Markus Manfred Jung. Dies wurde beim Hebelabend am 4. Mai und bei

Bürgermeister Martin Bühler (li.) überreichte die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2013 an Markus Manfred Jung. Foto: Elmar Vogt

der Lesung am 9. Mai 2013 mehr als deutlich. Mit der diesjährigen Auszeichnung an den Lyriker und Autor gelang der Gemeinde Hausen im Wiesental gleichwohl eine gelungene Überraschung.

Der Geehrte, 1954 in Zell im Wiesental geboren, wuchs in Lörrach auf und studierte Germanistik, Skandinavistik, Philosophie und Sport in Freiburg im Breisgau und in Oslo (Norwegen). Heute lebt er zusammen mit seiner Frau Bettina Bohn in Hohenegg (Gemeinde Kleines Wiesental).

Volker Habermaier, Vizepräsident des Hebelbundes Lörrach e. V., zeichnete in einer originellen Laudatio das Bild von einem bescheidenen Menschen und genialen Literaten. Der Hebelfreund Markus Manfred Jung schreibe Texte gegen die Sprachverhüllung von heute, er setze das Wort gegen die Wörter. »Man wolle, die Zeit wäre kürzer, bis wieder ein neuer Jung entsteht«, sagte Volker Habermaier. »Des lauft abe wie Baumöl«, bedankte sich der Geehrte bei seinem Freund und Laudator, Volker Habermaier. Dass er mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette ausgezeichnet wurde, freue ihn »saumäßig«, sagte Markus Manfred Jung. Er habe lange überlegt, was er als Dank sagen könne, etwas Besseres sei ihm aber nicht eingefallen, meinte er bewegt in seiner humorvollen Art.

Zu den bekanntesten (Lyrik-)Werken Jungs gehören unter anderem: »rägesuur«, »halbwertsziit«, »hexenoodle«, »E himmlischi Unterhaltig« und »verruckt kommod«.

Gedichte des Preisträgers wurden ins Norwegische, Rumänische, Italienische und in die romagnolische Mundart übersetzt. Nicht vergessen werden darf der äußerst gelungene und qualitativ hervorragende Text- und Bildband über Norwegen, den Markus Manfred Jung zusammen mit Erich Spiegelhalter »komponiert« hat.

Zusammen mit Thomas Burth rief Markus Manfred Jung 1987 die *Schopfheimer Literaturwerkstatt* ins Leben, die heute zum festen Bestandteil im regionalen Kulturkalender gehört. Ebenso gehören viel beachtete Theaterstücke (Klausenhof-Festspiele in Herrischried-Großherrischwand) zum Werk des jüngsten Hebelplakettenträgers.

Um die Schwierigkeiten im Verlagswesen, gerade im Bereich der Lyrik, war sich Markus Manfred Jung von Anfang an bewusst. Was lag hier näher, als einen eigenen Verlag zu gründen? Zusammen mit Franz Handschuh und Wendelinus Wurth gründeten die drei »Mitstreiter« den Gutacher Drey-Verlag, der sich erfreulicherweise gut im Verlagsgeschäft etabliert hat und eine stattliche Anzahl von bisher mehr als 30 Titel herausgegeben hat.

Seit 2007 hat Markus Manfred Jung auch das Amt des Präsidenten des Internationalen Dialekt-Instituts mit Sitz in Innsbruck inne.

Der Dank des Geehrten galt in erster Linie seinen Eltern, Klara und Gerhard Jung, die ihm aus Hebels »Schatzkästlein« vorgelesen haben, aber natürlich auch seinen Deutschlehrern und allen, die ihn bei seinen Bemühungen um die Alemannische Sprache bisher unterstützt haben. Markus Manfred Jung ist ein besonders engagierter Kämpfer und Verfechter für die Alemannische Sprache. Möge die Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette an Markus Manfred Jung mit dazu beitragen, dass sich sein vielseitiges Werk mit seinen wichtigen Arbeiten auch weiterhin überregional entfalten und ausdehnen kann.

Elmar Vogt

Anmerkungen:

1 Titel der CD »Alemannische Gedichte« von Markus Manfred Jung. Musik: Uli Führe, Drey-Verlag, Gutach 2010.

2 Vierte Verszeile der letzten Strophe aus dem Gedicht »Das Gespenst an der Kanderner Straße« von Johann Peter Hebel.

Dr. Rainer Haehling von Lanzenauer mit der Heimatmedaille des Landes ausgezeichnet

Kunstministerin Theresia Bauer zeichnete am 6. September 2013 in Sulz am Neckar zehn Persönlichkeiten mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg aus. Die Verleihung findet traditionell zur Eröffnung der Landesfesttage Baden- Württemberg statt, die 2013 vom »Neckar-Erlebnis-Tal« ausgerichtet wurde. Ausrichtende Kommunen waren Sulz am Neckar, Horb am Neckar, Eutingen im Gäu, Starzach und Rottenburg am Neckar.

»Baden-Württemberg ist stolz auf seine lebendige Bürger- und Vereinskultur. Demokratie kann nur gelingen, wenn sich die Bürgerinnen und Bürger aktiv in das gesellschaftliche Leben mit einbringen. … Baden-Württemberg ist als zukunftsorientiertes und traditionsreiches Land von großem bürgerschaftlichen Engagement geprägt. Die ausgezeichneten Persönlichkeiten übernehmen Verantwortung und leisten einen wichtigen Beitrag zur Identität unseres Landes«, so Ministerin Bauer bei der Veranstaltung.

Die Heimattage werden seit 1978 vom Land Baden-Württemberg organisiert. Sie vereinen zahlreiche Veranstaltungen der ausrichtenden Kommunen, darunter einen großen Festumzug, der traditionell am zweiten Septembersonntag stattfindet.

Trägerinnen und Träger der Heimatmedaille Baden-Württemberg 2013 (in alphabetischer Reihenfolge):
Maria Bernhard (Rottenburg a. N.-Baisingen)
Sigrid Früh (Fellbach)
Marlies Grötzinger (Burgrieden)
Dr. Rainer Haehling von Lanzenauer (Baden-Baden)
Susanne Huber-Wintermantel (Hüfingen)
Dr. Walter Kilian (Stuttgart)
Herwart Kopp (Sulz-Holzhausen)
Dorothee Roos (Mosbach)
Monika Taubitz (Meersburg)
Fred Wehrle (Malsburg-Marzell)

Zum Preisträger trug die Ministerin das Folgende vor:
Dr. Rainer Haehling von Lanzenauer, Jahrgang 1928, ehemals Leitender Oberstaatsanwalt in Baden-Baden, ist vor allem mit landesgeschichtlichen und regional-rechtshistorischen Publikationen hervorgetreten, wobei er sich auch besonders dem Wirken des Schriftstellers Reinhold Schneider annahm. Darüber hinaus engagierte er sich im Badischen Landesverband für soziale Rechtspflege seit 1960 zunächst im Bezirksverein Bühl-Achern, ab 1967 im Landesvorstand, ab 1971 zunächst als stellvertretender Vorsitzender und von 1987 bis 1999 als Vorsitzender des Verbandes. Im Jahr 1956 wirkte er als Mitbegründer der deutsch-französischen Gesellschaft mit, von 1977 bis 1989 als deren Vorstandsmitglied. Im Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden leitete er seit 1986 die Redaktionskommission. 1988 war er schließlich Mitbegründer des Vereins Rechtshistorisches Museum Karlsruhe und hat so nicht nur zur landesgeschichtlichen Forschung Wesentliches beigetragen, sondern auch entsprechende Institutionen maßgeblich gefördert. Über diese besonderen Verdienste hinaus hat sein Engagement mit Schwerpunkten auf Forschungen und Publikationen für und über die Stadt Baden-Baden sowie über zahlreiche Persönlichkeiten der Literatur landesweit Lücken in der Lokal-, Regional-, und Landesgeschichte geschlossen.

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert dem Preisträger auf diesem Weg zu seiner Auszeichnung, zu der er ihn vorgeschlagen hatte, recht herzlich.

Dr. Volker Kronemayer

Karl Fichtner erhält Ehrennadel

Im Hinblick auf Heimattage Baden-Württemberg 2013 wählte der Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungbezirk Karlsruhe Eutingen im Gäu als Ort für seine Auszeichnung um die Heimatpflege aus.

Im Rahmen einer Feierstunde verlieh die Vorsitzende, Regierungspräsidentin Nicolette Kressl die Ehrenadel des Vereins an sechs Bürgerinnen und Bürger für besondere Verdienste. Geehrt wurden Günter Lipski aus Eberbach, Edda Rheinstädter aus Gochsheim, Annette und Harald Oechsler aus Kirrlach, Hermann Nesch aus Eutingen im Gäu und Karl Fichtner aus Schwetzingen.

Der »Ur-Schwetzinger« Karl Fichtner erwarb sich große Verdienste bei der Entdeckung und Erforschung archäologischer Funde im Stadtgebiet

Schwetzingen. Schon 1956 knüpfte er Kontakte zum Landesdenkmalamt, und die eingeleiteten Ausgrabungen führten zu wesentlichen Funden, wie dem größten Gräberfeld der Bandkeramiker Europas, den Merowinger-Gräbern und neckarsuebischer Siedlungsreste. Mit seiner Unterstützung wurden 1993 die Funde sowohl in Schwetzingen als auch in Lunéville präsentiert.

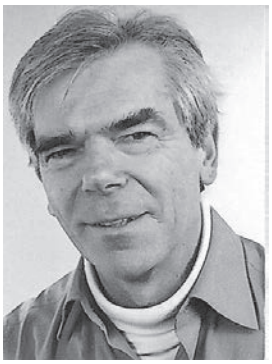
Seit 1991 ist er ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes. Außerdem ist er seit mehr als 30 Jahren Mitglied im Beirat der Badischen Heimat, Bezirk Schwetzingen. Mit seinem Engagement und seinem selbstlosen Einsatz hat er wesentlich dazu beigetragen, dass Zeugnisse früher menschlicher Kulturen geborgen, gesichert und für die Nachwelt erhalten werden konnten.

Von der Stadt Schwetzingen wurde er aufgrund seiner Verdienste mit der Carl-Theodor-Medaille ausgezeichnet.

Leider konnte Karl Fichtner die Auszeichnung aus gesundheitlichen Gründen nicht persönlich entgegen nehmen. So nahm Dr. Volker Kronemayer die Gelegenheit wahr, dem zu Ehrenden nach seiner Genesung die Ehrennadel des Arbeitskreises im Auftrag der Regierungspräsidentin Nicolette Kressl zu übergeben.

Dr. Volker Kronemayer

Dr. Volker Kronemayer wurde 65



Die Badische Heimat gratuliert ihrem stellvertretenden Landesvorsitzenden Dr. Volker Kronemayer zu seinem 65. Geburtstag, den er am 9. Juni begangen hat.

Seit 1994 leitet er die mitgliederstarke Regionalgruppe Schwetzingen. Unter seinem Vorsitz entwickelte sich Schwetzingen durch Aktivitäten und ein anspruchsvolles Programm zu einer Art »Vorzeige-Regionalgruppe«. Es besteht eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem örtlichen Netzwerk von Volkshochschule, Stadtarchiv, den beiden Kirchengemeinden und dem städtischen Museum, dem Karl-Wörn-Haus, das seinerzeit unter maßgeblicher Beteiligung der Badischen Heimat gegründet wurde. Das Jahresprogramm der Regionalgruppe besticht vor allem in Themenschwerpunkten und Exkursionen, so etwa zuletzt im »Wittelsbacher-Jahr«, für das kommende Jahr mit »Burgund«. Mit dem Hebel-Ort Hausen im Wiesental wird alle zwei Jahre der »Hebeltrunk« veranstaltet; mit dem »Hebel-Preis« werden Jugendliche ausgezeichnet, die sich sozial engagiert haben. Volker Kronemayer ist auch Vorstandsmitglied im Arbeitskreis Heimatpflege beim Regierungspräsidium Karlsruhe.

Beruflich war Volker Kronemayer stellvertretender Schulleiter in der Louise-Otto-Peters Schule in Hockenheim-Wiesloch bis 2011. Im »Ruhestand« übernahm er seit 2011 den 1. Vorsitz des Vereins für Heimat- und Brauchtumspflege in seinem Wohnort Brühl.

Seit nahezu 20 Jahren ist Volker Kronemayer auch stellvertretender Landesvorsitzender der Badischen Heimat und bringt sich mit Rat und Tat dort ein. Ich danke ihm für das angenehme und kollegiale Miteinander. Im Landesvorstand bearbeitet Volker Kronemayer das Thema »Badische Industriekultur«.

Wir wünschen über den 65. Geburtstag hinaus alles Gute, auch persönlich und gesundheitlich – möge das Engagement für die Badische Heimat ihm noch lange sinnstiftende Erfüllung und gesundheitserhaltende »Frischzellentherapie« sein!

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Die Badische Heimat trauert um Heinz Nienhaus

Am 1. Juni 2013 verstarb im 77. Lebensjahr für alle plötzlich und unerwartet unser Mitglied Heinz Nienhaus. Er gehörte zu dem »Kern« der engagierten und kenntnisreichen Autoren, die mit ihren Beiträgen die Substanz und Qualität unserer Zeitschrift ausmachen.

Was sein Engagement für die Badische Heimat angeht, so war Heinz Nienhaus »Autodidakt«. Seine Heimat war Bottrop im Ruhrgebiet. Dort war nach einem Studium der Elektrotechnik und Bauphysik

auch als Ingenieur tätig, zuletzt beim Elektrokonzern RWE in leitender Stellung. In seinem technischen Fachgebiet war er auch schriftstellerisch ausgesprochen produktiv mit vielen Büchern und Aufsätzen.

Seine Liebe zum Schwarzwald wurde geweckt, als er vor über 30 Jahren mit seiner Frau ein Ferienhaus in Tennenbronn kaufte. Die so reizvolle Landschaft wurde ihm zur zweiten Heimat und weckte sein Interesse und seinen wissenschaftlichen Forschergeist. Schon bald veröffentlichte er in Zeitungen, den Jahrbüchern des Landkreises und der Schriftenreihe des örtlichen Geschichtsvereins zu verschiedenen Themen der Orts- und Regionalgeschichte.

Auch als Autor der Badischen Heimat hatte Heinz Nienhaus ein breites Themenfeld. Mit dem Beitrag über den Versand des Grenzacher Mineralwassers in versiegelten Tonkrügen vor 100 Jahren (Heft 2/2011) knüpft er an seine früheren Arbeiten über die Tonkrüge (Kannen) im »Kannenbäckerland« im Rheinland an. Er schreibt über die Entwicklung von Schönwald vom Dorf zum Kurort (Heft 4/2007). Er zeichnet das Leben von Carl Hermann auf – einem »Multitalent« seiner zweiten Heimat Tennenbronn (Heft 1/2012).

Eindeutiger Schwerpunkt seines Schaffens aber liegt in der Erforschung des Schwarzwaldhauses. Verwiesen sei auf seinen grundsätzlichen Beitrag: »Noch prägen Schwarzwaldhäuser das Landschaftsbild« (Heft 4/2009). Zahlreiche Beiträge untersuchen einzelne Gebäude, so den Ritterhof in Kirnbach-Wolfach (Heft 3/2011) oder den historischen Gasthof »Großbauer-Linde« in St. Georgen (Heft 2/2009). Sehr bemerkenswert ist der Beitrag über die Schapbacher Hofzeichen (Heft 3/2012). Kurz vor seinem Tode schrieb er den bedeutsamen Aufsatz über den Gutacher Haustyp (Heft 2/2013). Alle Beiträge waren bewegend illustriert. Heinz Nienhaus baute im Laufe der Jahre eine interessante Postkartensammlung mit Schwarzwaldmotiven auf, die er für seine Aufsätze hervorragend einsetzen konnte. Mit Fug und Recht wurde Heinz Nienhaus eine anerkannte Autorität für alle Belange des Schwarzwaldhauses. Seine Beiträge in der Badischen Heimat stießen auf großes Interesse und sind für uns eine dauerhafte Bereicherung. Herr Nienhaus war vor allen Dingen in den letzten Jahren dem Landesverein eng verbunden, er war trotz längerer Anfahrt öfters bei unseren Mitgliederversammlungen anwesend. Wir danken ihm für sein Engagement und werden seine Persönlichkeit in ehrendem Gedächtnis halten.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

S. K. H. Bernhard Prinz von Baden zu Besuch bei der Badischen Heimat

Der Landesvorsitzende Dr. von Ungern-Sternberg hieß Prinz Bernhard im Haus der Badischen Heimat in Freiburg Anfang September herzlich willkommen und betonte das Interesse an einer Vertiefung und Verfestigung der bisher nur sporadischen Kontakte. »Sie wissen, dass meine Familie seit ewigen Zeiten

Vordere Reihe v. r. n. l.: Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Bernhard Prinz von Baden, Margrit Roder-Oeschger, Dr. Christoph Bühler; hintere Reihe: Jürgen Ehret, Heinrich Hauß. Foto: Karl Bühler

badisch ist« antwortete Prinz Bernhard und äußerte seinerseits den Willen zu einer konkreten Zusammenarbeit.

Im informellen Gespräch, dem eine Besichtigung des Vereinshauses vorangegangen war, betonte Chefredakteur Heinrich Hauß das Engagement der Badischen Heimat für badische Interessen und lud Prinz Bernhard ausdrücklich zur Mitarbeit ein, für die die Publikationen der Badischen Heimat eine geeignete Plattform darstellten. Prinz Bernhard verwies kurz auf die Irritationen in der Vergangenheit anlässlich des Handschriftenstreits, äußerte aber Zustimmung zum Engagement der Badischen Heimat. Eine Zusammenarbeit liege auch in seinem Interesse, wenn auch der Bodenseeraum etwas abseits der Vereinsaktivitäten liege.

In der Diskussion um konkrete Vorhaben wurden die Rolle der Großherzogin Luise bei der Gründung des Roten Kreuzes sowie der Weinbau in der Region Durbach und die Einführung des »Klingelbergers« genannt. Dr. Christoph Bühler verwies darauf, dass ein Schwergewicht der Arbeit auf innovativen Themen und konkreten Projekten liegen müsse und der Bodenseeraum dringend einer deutlichen Akzentuierung in der Vereinsarbeit benötige.

Aus diesem Meinungsaustausch kristallisierten sich folgende konkrete Projekte heraus:

- Zusammenarbeit mit den Geschichtsvereinen am Bodensee, nicht zuletzt anlässlich der Konzil-Ausstellung 2014,
- ein Aufsatz über das Engagement des Hauses Baden beim Roten Kreuz,
- Überarbeitung des »Badischen Kalendariums« bezüglich der Daten des Hauses Baden
- Intensivierung der Kontakte zum Bodenseeraum
- Kontaktpflege zwischen dem Büro des Hauses Baden und der Badischen Heimat,
- Zusammenarbeit zwischen dem Haus Baden und der Badischen Heimat bei der Recherche über und Bearbeitung von innovativen Themen aus der und über die Bodenseeregion (Weinbau, Forstwirtschaft).

„Mit meinen Freunden durch das Jahr“

Jahreskalender von Kindern mit Behinderung

Jetzt kostenlos reservieren:
Tel.: 06294 4281-70
E-Mail: kalender@bsk-ev.org
www.bsk-ev.org

BSK
Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e.V.

Ausstellungen

Ausstellung
»Die Stadt neu sehen. Zehn Fragen an Karlsruhe« im Stadtmuseum Karlsruhe, 19.7.–27.10.2013
Broschüre: Eine Voruntersuchung zum räumlichen Leitbild 2015. Zehn Fragen an Karlsruhe, 2013, 60 Seiten, 10 Euro

I. Voraussetzungen

Ursprünglich war für das Jahr 2015 eine internationale Bauausstellung nach dem Masterplan vorgesehen. Es sollte vornehmlich um die Sanierung und Umwandlung von Bürobauten der 60er und 70er Jahre gehen. Da sich das Vorhaben als schwer umsetzbar erwies, wurde im Sommer 2009 die Idee einer »Stadtbauausstellung« mit dem Motto »Karlsruhe neu sehen« geboren (BNN 29.12.2010). Ein »gemeinsames Bild für die städtebauliche Entwicklung« soll entwickelt werden. Das räumliche Leitbild wird dann im Rahmen des Stadtjubiläums 2015 in einer Ausstellung präsentiert.

II. Die Absicht der Ausstellung

Nach Hinweisen will die Ausstellung keine Antworten geben, sondern versteht sich als eine »Voruntersuchung zum räumlichen Leitbild 2015«. Die »vorbereitenden Analysen« werden in »10 Fragen an Karlsruhe« zusammengefasst. Sie sollen »dazu animieren, Gedanken und Antworten zu generieren«, dazu motivieren, »die Stadt neu zu sehen«, »neue Perspektiven auf die Stadt zu eröffnen«. Dabei sollen »verschiedene räumliche Zukunftsoptionen der Stadt« veranschaulicht werden. Es sollen möglichst »zahlreiche und grenzüberschreitende Verbunde« anvisiert werden. Stadträumliche Formulierungen sollen gefunden werden, die die »Qualitäten von Karlsruhe sichtbar machen und weiterentwickeln«. Die Ausstellung ist als »Beitrag« zu sehen für die Ausstellung im Jahre 2015. Gewissermaßen – ein Problemaufriss.

III. »Was heißt die Stadt neu sehen?«

Ich denke, man kann eine Stadt überhaupt nicht »neu« sehen. Die Formulierung suggeriert, als wären keine anderen Planungen vorausgegangen. So gibt es doch »eine Vielzahl von thematisch oder auf Teilbezirke bezogne Planungen«. Nach meiner Ansicht kann man nur Straßen, Plätze, Quartiere, Kultureinrichtungen in einen »stadträumlichen« Zusammenhang« zu bringen versuchen. Darum wäre als Leitfrage wohl die Formulierung: »Wie stellt man Stadträumlichkeit her?« angemessener gewesen. Räume existieren nicht an sich und für sich allein, sondern werden erst zu Räumen durch ein Thema, das sie repräsentieren (z. B. ein »Schlossraum«, eine Kulturmeile oder eine Antiquitätenstraße). Von welchem räumlichen Bestand ist in Karlsruhe auszugehen? Nach meiner Auffassung ist das Nachkriegs-Karlsruhe räumlich »diffus«. Institutionen, Kultureinrichtungen, Museen, Campi befinden sich an verschiedenen Orten. Zu suchen in räumlichen Handlungsfeldern sind u. a. also »Vernetzungen und Einbindungen« (in zahlreiche regionale und grenzüberschreitende Verbunde), »Zugänglichkeit« (zum Rhein), »Markierungen« (Stadteingänge), »Einbindungen« (von Großveranstaltungen), »Präsenz« (von Wirtschaft und Wissenschaft). Letztlich geht es auch darum, wie das zukünftige Karlsruhe seine »Qualitäten« präsentiert. »Auf der Basis von strategischen Entwicklungszielen, thematischen Planungen und dem integrierten Stadtentwicklungskonzept sollen stadträumliche Formulierungen gefunden werden, die die Qualitäten von Karlsruhes sichtbar machen und weiterentwickeln« (S. 6). Auch soll »Karlsruhe für die nächste Generation stadträumlich bewusst erfahrbar gemacht werden«. Ein ehrgeiziges Projekt! Nur wird nicht klar, wie die bereits bestehenden »Handlungsfelder« stadträumlich integriert werden können, noch wie neue Handlungsfelder räumlich geschaffen werden sollen. Völlig abwegig scheint mir, den Rhein zu einer Stadtadresse machen zu wollen oder gar Wege vom Turmberg zum Rhein zu planen (»Braucht Karlsruhe den Rhein als Stadtadresse?«). Eine für Karlsruhe grundlegende stadtsoziologische Tatsache wird nicht in Betracht gezogen: die Tatsache, dass die Karlsruher in erster Linie in ihren Quartie-

ren leben und sich als Neureuter, Beiertheimer, Durlacher usw. fühlen (Prof. Fritz, »Gut aufgefächert«). Karlsruhe ist eine dezentralisierte Stadt. Geht man von dieser stadtsoziologischen Tatsache aus, dann müsste die Frage »Wie organisiert man attraktive Stadträume in der dezentralen Stadt?« mehr Berücksichtigung finden.

Eine kritische Bewertung der Ausstellung muss nach meiner Einschätzung zwei Fragen klären: Einmal die Frage: Wie kommt der Besucher mit der Ausstellung (ohne Broschüre) und den an ihn herangetragenen Fragen zurecht und zweitens, warum wird eine Voruntersuchung als Ausstellung präsentiert und nicht gleich Lösungen? Eine Einbeziehung der Bürger in die Stadtplanung wird als Mittel der Identifikation mit der Stadt zwar angestrebt, ist aber wohl in der gegenwärtigen Form nicht geeignet, die Bürger zu interessieren. Vielleicht wäre es besser gewesen, sich auf etwa drei konkrete räumliche Handlungsfelder zu beschränken, statt die Gesamtgemarkung vom Turmberg bis zum Rhein und in die Region hinein als räumliches Handlungsfeld zu präsentieren.

Die Broschüre zur Ausstellung spricht davon, dass »die Stadt sich für die Zukunft rüste« (S. 6).

Allerdings bleibt die Broschüre die Auskunft darüber, um welche Zukunft es sich handelt, schuldig. Welche Funktionen wird eine Stadt um 2030 oder 2040 zu erfüllen haben? Wie werden sich der Wertewandel und das veränderte Kaufverhalten auf die Stadt auswirken? Welche Rollen werden die Städte am Oberrhein miteinander teilen müssen. Auf welchen Feldern werden sie miteinander kooperieren müssen. Kurz, Ausstellung und Broschüre sind mir zu einseitig – marktstrategisch – auf Karlsruhe konzentriert.

Die Ausstellung fordert den Besucher auf, »Karlsruhe weiterplanen – Ihre Ideen sind gefragt …!«

Die Besucher können ihre »Ideen« auf bereit liegenden Karten eintragen und anpinnen.

Sieht man die Notate durch, so stellt sich heraus, dass die Besucher natürlich mit Ideen zum räumlichen »Weiterplanen« überfordert sind und nur die Befriedigung alltäglicher Bedürfnisse anmahnen. z. B. Toiletten, Fahrradständer, Liegen im Schlossgarten u. a m.

Heinrich Hauß

Fortschritt und Tradition – 200 Jahre Verlag G. Braun in Karlsruhe

Badische Landesbibliothek
24. Juli bis 7. Oktober 2013

Zweihundert Jahre Verlagsgeschichte auf einer relativ geringen Ausstellungsfläche zu präsentieren, erfordert eine ausgezeichnete Kenntnis des Verlags und seiner publizistischen Schwerpunkte, die im Ergebnis erst ein souveränes Ausstellungskonzept ermöglichen.

Zur Ehre der Landesbibliothek muss gesagt werden, dass die Bibliothek Objekte und Raum zu Verfügung gestellt hat, nicht aber für die Ausstellung als solche verantwortlich ist. Ein Kritiker meinte auf Grund der Ausstellung zu dem Schluss kommen zu sollen, dass das Verlagsortiment schon immer ein »Sammelsurium« gewesen sei. Dieser Schluss, der der Verlagsarbeit nicht gerecht wird, ist Ergebnis einer Ausstellung, die einem »ausgeschütteten Füllhorn« gleicht. Ausstellung und Texttafeln legen die Vermutung nahe, dass die Ausstellungsmacherin we-

nig Lust hatte, sich auf die zweihundertjährige Geschichte des Verlages einzulassen. Die Ausstellung vermittelt überhaupt nicht die Tatsache, dass der G. Braun Verlag einmal ein bedeutender südwestdeutscher Verlag von Kulturzeitschriften und Büchern gewesen war. Es gelingt der Ausstellung nicht, die verlegerische Leistung »im Dienste von Wissenschaft, Erziehung, Kunst und Wirtschaft« zur Darstellung zu bringen. Um dem Eindruck der Willkürlichkeit zu vermeiden, wäre es besser gewesen die Ausstellung nach thematischen Gesichtspunkten und Produktionssegmenten aufzubauen. So z. B die besondere verlegerische Leistung Eberhard Knittels, der eine bedeutende Tradition von Kulturzeitschriften für den deutschen Südwesten aufgebaut hat: Baden (1949–1960), Welt am Oberrhein (1961–1971), Baden-Württemberg (1971–1991), in Baden Württemberg (1991–2002). Dazu die Herausgabe weiterer Zeitschriften wie z. B. »Therapiewoche«, »Atompraxis« oder »Badische Heimat«. Von 93 Jahrgängen der Badischen Heimat ganz zu schweigen. Die Ausstellung nimmt auf die Tatsache, dass »wissenschaftliche Werke und Schulbuchproduktion im Verlag immer die erste Stelle eingenommen haben«, keinerlei Rücksicht. Die Schulbuchproduktion ist in der Ausstellung auf einige aufgestapelte Exemplare des Benderschen »Lesebuchs für Höhere Schulen« und zwei Exemplare der »Lesetexte für Höhere Schulen« zusammengeschrumpft! Es fehlt das Geschichtswerk »Werden und Wirken« und die »Kunst des Abendlandes«. Der Verlag hat auch bedeutende Werke zur badischen Geschichte herausgebracht wie R. G. Haebler, »Badische Geschichte«, B. Sütterlin, »Geschichte Badens I.«, »Der Türkenlouis«, A. Kunzemüller, »Die badischen Eisenbahnen«. W. Andreas »Der Bundschuh«. Parallel zu den Kulturzeitschriften hat der Verlag Landschaftsbände herausgebracht: G. Richter »Vom Main zum Bodensee. Die Landschaften Badens«, R. Häuser, »Das Elsaß / L' Alsace«, »S' Oberland. Land zwischen Schwarzwald, Jura und Vogesen«, W. Richner, H. Bausinger, »Baden-Württemberg Landschaft und Kultur in Südwesten«. Auch Städtedarstellungen wie z. B. Rastatt, Bruchsal sind in der Ausstellung nicht zu finden. Warum man nicht einmal die Reihe »Kleine Geschichte« von Städten und Ländern in die Ausstellung aufgenommen hat, die der DRW-Verlag unter dem Namen G. Braun Buchverlag startete, ist unerfindlich.

Man kann mit Recht verlangen, dass eine Ausstellung zum 200. Jubiläum sowohl die Verdienste für Baden wie auch die weit über Baden hinausstrahlende »kulturhistorische und heimatgeschichtliche Bedeutung« (L. Späth) des Verlags entsprechend würdigt. Der G. Braun Verlag sah sich einem »Erbe« verpflichtet, das »aus der zentralen Situation am Oberrhein und in der ehemaligen badischen Residenz« entsprang (Selbstanzeige in »Welt am Oberrhein« 1/65). Deshalb hätte die »Verlagstopografie« in den Jahren 1949 bis etwa 1985 den Rahmen der Ausstellung bilden müssen. Aber es fehlen nicht nur die wichtigsten Segmente der Verlagsproduktion, auch dort, wo Ausstellungsobjekte gezeigt werden, fehlen die entsprechenden Erklärungen, Einordnungen und Wertungen. So gibt die Ausstellung kein sachgerechtes Bild der Leitungen des früheren südwestdeutschen Verlags. Die Verlegerpersönlichkeit Dr. Eberhard Knittel, der den Verlag nach 1948 wieder aufgebaut hat, wird mit keinem Wort erwähnt.

Es mag sein, dass der heutige Unternehmer, die Schlüter'sche Verlagsanstalt in Hannover, sich nicht als Rechtsnachfolger des Braun Verlages versteht, so ist die Ausstellung doch ein Beispiel dafür, wie heute mit dem badischen Erbe umgegangen wird.

Unter den beschriebenen Umständen ist es geradezu selbstverständlich, dass kein Katalog zur Ausstellung erarbeitet wurde. *H. Hauß*

Stichworte zum Thema »Rotes Rathaus«

Ausgangslage

Das für das Bauen zuständige Finanzministerium hat schon 1815 bei einem Neubau in unmittelbarer Nachbarschaft des Marktplatzes die wesentlichste Aussage zum Charakter dieses Platzes getroffen: Der Marktplatz bilde »ein separiertes Ganze«, das heißt eine Einheit für sich. Ein solches geschlossenes bauliches Ensemble verlangt in gestalterischer Hinsicht für die Gebäude auch eine einheitliche oder wenigstens eine miteinander verträgliche Farbe für den Anstrich der Fassaden. Nur so kann der Eindruck der Zusammengehörigkeit jener Randbebauung wünschenswert geweckt werden. Weinbrenner hat diese Intention schon in seinem Marktplatz-Plan von 1797/98 durch eine einheitliche Farbgebung der Randbebauung deutlich gemacht.

Nachweise

1) Arthur Valdenaire, der nach wie vor zuverlässigste Forscher über Weinbrenner und sein Werk, schreibt in seiner Abhandlung von 1948 über den Karlsruher Marktplatz, die Gebäude in der Karl-Friedrich-Straße seien »ursprünglich mit einem hellen, warmen Graugelb« gestrichen gewesen. Arnold Tschira sprach von einem »lichten Sandsteinton, von licht ockerfarbigen Fassaden«.
2) Zum Bau der Kirche St. Stephan in Karlsruhe 1814 hat Fritz Hirsch zweierlei dokumentiert: zum einen die Anweisung Weinbrenners, als Farbe ein »lichtes Grau« zu verwenden, zum anderen hat Hirsch auch die Liste der gelieferten Farben, sprich die Zutaten zur Farbmischung für das getönte Grau zitiert. Danach wurde die Farbe für den Anstrich aus so genanntem Frankfurter Schwarz und Kalk hergestellt, dann aber auf Drängen des Kirchenvorstands noch Ocker hinzugefügt. Grau hat Weinbrenner im Übrigen in seinem Architektonischen Lehrbuch als Grundfarbe genannt, freilich, aus Gründen der Verträglichkeit, mit einem Zusatz von Vollfarbe, etwa mit Gelb, bezeichnet als »gebrochene Farbe«.
3) Weiter existieren kolorierte Planunikate, welche mit Sicherheit die tatsächlich gewählte Farbge-

Farbgebung Rathaus Karlsruhe

bung zeigen. Die meisten dieser Pläne oder Ansichten befinden sich im Städtischen Archiv. Als Beispiele können von Klaus Lankheit 1976 und der Stadt Karlsruhe 1987 veröffentlichte zeitgenössische Darstellungen gelten: Etwa das Wohn- und Geschäftshaus des Hoffaktors Jakob Kusel (laviert in Grau, Braun und Rosa), ebenso ein perspektivisches Schaubild vom Marktplatz von 1826, also kurz nach der Fertigstellung des Rathauses. Kunsthistoriker Lankheit bekräftigte aufgrund seiner Forschungen, dass hier die authentische Farbvorlage für den später ausgeführten Anstrich zu sehen sei. Doch schon die Helligkeit des Gebäudes zeigt, dass eine rot getönte Fassade auszuschließen ist.

Fazit

Die in den Medien verbreitete Feststellung zur Farbe am Rathaus, keiner wisse wie sie ursprünglich ausgesehen habe, ist nicht gerechtfertigt. Zwar war zur zeitgenössischen Farbe am Rathaus bislang kein direkter Beleg zu finden, doch es gibt, wie oben ausgeführt, genügend textliche und bildliche Dokumente, die zusammen genommen eine begründete Einschätzung durchaus zulassen. *Dr. Gottfried Leiber*

Das »Rote Rathaus« in Karlsruhe und der Gemeinderat

Der Karlsruher Bürger, durch die vorhandenen und insbesondere am Marktplatz – der jetzigen und zukünftigen Drehscheibe – noch bevorstehenden Baustellen für die Untergrund-Straßenbahn misstrauisch geworden, sah im Sommer mit Erstaunen, dass das Rathaus völlig eingerüstet und mit Folie verhängt ist. Ein lapidarer Bericht der Lokalpresse (»Karlsruhe bekommt ein rotes Rathaus«) mit Foto u. a. des Baubürgermeisters, des Vorsitzenden der Weinbrennergesellschaft, der Leiterin des Stadtbauamts und einer Vertreterin der staatlichen Denkmalpflege vor dem für wenige Tage enthüllten und vom Sockel bis zum Dach nun einem dunkelroten Probeanstrich versehenen Eck-Risalit des nördlichen Flügelbaus, verwies auf die zum 300jährigen Stadtjubiläum (2015) vorgesehene vollständige Fassadenrenovierung in diesem Farbton – und das gegenüber der fast weiß restaurierten evangelischen Stadtkirche. Dem Zeitungsleser und Betrachter vor Ort stellte sich die Frage, welche Dispute und Beratungen diesem Pressetermin wohl vorausgegangen waren. Die dem Zeitungsbericht folgenden Leserbriefe von kompetenten Fachleuten, welche die gewählte Farbe aus städtebaulichen, bauhistorischen und bauästhetischen Gründen – insbesondere unter Hinweis auf die Unverträglichkeit mit dem klassizistischen Ensemble des Marktplatzes – anfechten, werfen nun vollends die Frage auf, ob und inwieweit der Gemeinderat als kommunales

Hauptorgan mit der außergewöhnlichen Farbwahl befasst war. Darüber gibt der einzige Bericht in der Presse keine Anhaltspunkte: die Gemeindeordnung für Baden-Württemberg enthält zu dieser Fragestellung den rechtlichen Rahmen. Das macht nachdenklich und rückt kommunalpolitische und kommunalrechtliche Erwägungen ins Blickfeld:

Konnte der Baubürgermeister (oder der Oberbürgermeister), beide natürlich mit fachlicher Unterstützung der zuständigen Abteilungen der Stadtverwaltung und nach Anhörung von externen Fachbehörden (Denkmalpflege), die Entscheidung ohne bzw. lediglich nach Information des Gemeinderat selbst treffen oder bedurfte es einer eigenen Entscheidung des Gemeinderates. Denn es handelt sich ja nicht um den Anstrich eines zeitgenössischen Rathausgebäudes in derselben Farbe wie gehabt, z. B. im Zuge der üblichen Gebäudeunterhaltung, sondern um eine prinzipielle Abweichung vom vorherigen Zustand eines Baudenkmals in einem Farbton, der in der Umgebung des Marktplatzes nur in dem roten Sandstein der Pyramide sowie dem Natursteinmauerwerk des einst vom Putz befreiten Rathausturms aufscheint und der in den baugeschichtlichen Quellen für den Marktplatz nur in interpretierbarer Weise erwähnt wird, dort sogar mit ganz anderen Farben konkurriert und im übrigen nach dem Wiederaufbau in den Nachkriegsjahren schon einige Wechsel erlebt hatte.

Wie ist nun dieser Sachverhalt unter die kommunalrechtlichen Zuständigkeitsregeln einzuordnen?

Zunächst entscheidet nach der Gemeindeordnung der Gemeinderat über alle Angelegenheiten der Gemeinde, soweit nicht der (Ober-)Bürgermeister innerhalb ihm ausdrücklich vom Gesetz zugewiesener Kompetenzen tätig wird oder kraft ihm vom Gemeinderat übertragener Angelegenheiten zur Entscheidung befugt ist. Durch eine weitere Bestimmung wird der (Ober-)Bürgermeister generell zu den »Geschäften der laufenden Verwaltung« ermächtigt und erledigt überdies »die ihm vom Gemeinderat übertragenen Aufgaben«. Das sind in der Juristensprache alles unbestimmte Rechtsbegriffe (volkstümlich »Gummi-Paragraphen«), die aber kein Ermessen zulassen. Sie nötigen zu einer Interpretation im Blick auf den konkreten Sachverhalt im Einzelfall, hier: die baulichen und denkmalpflegerischen Gegebenheiten.

Ein Geschäft der laufenden Verwaltung, also regelmäßig wiederkehrende Vorgänge, wären – von den Kosten abgesehen – z. B. übliche Bauunterhaltungsmaßnahmen an städtischen Gebäuden. Es kann aber nicht eine im Hinblick auf das Stadtjubiläum 2015 für nötig erachtete, vom bisherigen Zustand völlig abweichende neue farbliche Fassadengestaltung an einem der evangelischen Stadtkirche gegenüber liegenden, zusammen mit dieser den Marktplatz dominierenden Baudenkmal in einem einzigartigen klassizistischen Ensemble sein, zumal der gewählte neue Farbton in eindeutiger Diskrepanz zu seinem Gegenüber steht.

Es bliebe also nur eine dem (Ober-)Bürgermeister vom Gemeinderat übertragene Aufgabe, die Renovierung der Fassade durchzuführen und damit einhergehend die Farbwahl in diesem konkreten Fall zu treffen. Rechtlich wäre das möglich als eine Entscheidung des Gemeinderats auf Antrag aus der Mitte des Gremiums oder auf Grund eines Antrags des (Ober-)Bürgermeisters. Hierzu hätte es dann eines Beschlusses in einer (öffentlichen) Gemeinderatssitzung bedurft. Das wäre sicher in dem üblichen, eingehenden Pressebericht über die Sitzung als ein bemerkenswerter Tagesordnungspunkt mit der grundsätzlichen Frage zur Farbwahl erwähnt worden, zumal üblicherweise einem Beschluss eine Diskussion vorauszugehen pflegt. Man kann sich zudem nicht vorstellen, dass der Gemeinderat die Auswahl der Fassadenfarbe an diesem Baudenkmal, dem wichtigsten kommunalen Gebäude auch der modernen Stadt, der Verwaltung völlig zur freien Entscheidung überlassen hätte.

So gäbe es noch die Möglichkeit, auf Antrag des (Ober-)Bürgermeisters diesen mit der Fassadenrenovierung zu beauftragen mit der ausdrücklichen Festlegung auf den von diesem selbst vorgeschlagenen, außergewöhnlichen dunkelroten Farbton. Auch wenn der Gemeinderat im Gegensatz zur städtischen Verwaltung über keine eigenen (oder den Rat staatlicher) Fachleute verfügt, ist anzunehmen, dass über den Farbvorschlag der Verwaltung eine nach außen wirkende Diskussion stattgefunden hätte, die sich aus allgemeinem ästhetischem Empfinden mit diesem ungewohnten Farbton im Ensemble des Marktplatzes auseinandergesetzt hätte. Tradition und Beharrungsvermögen hätten mindestens dann eine Diskussion über diesen Sachkomplex ausgelöst,

wenn man sich auf den (vom Putz befreiten) Rathausturm aus rotem Natursteinmauerwerk berufen hätte. Denn dann würde sich das Ganze nach einem unhistorischen Detail richten, die Hauptsache nach einer Nebensache. Das wäre ein kurioses Ergebnis, worauf auch in einem der Leserbriefe hingewiesen wurde.

Es bleibt am Ende die Frage offen, ob und gegebenenfalls wie der Gemeinderat der Stadt Karlsruhe mit der Fassadengestaltung des historischen Rathauses für das bevorstehende Stadtjubiläum befasst war, vieles spricht aber gegen eine förmliche Beteiligung. Die Entscheidung des (Ober-)Bürgermeisters wäre dann nicht dem kommunalen Recht gemäß getroffen worden. Aber die Renovierung der Rathausfassade ist schon im Gange … *Rainer Fahrenbruch*

Sind *wir* Baden?

Gedanken zur Beilage *Wir sind Baden* in der *Badischen Zeitung* vom 12. Juli 2013

Eine konkrete Motivation für die immerhin 48 Seiten starke Beilage lässt sich weder aus dem Hinweis auf dieselbe im Hauptteil (S. 1) der Tageszeitung finden noch aus dem etwas klügelnden Leitartikel von Stefan Hupka (S. 3 der Beilage) herauslesen; erheiternd ist in letzterem die Etikettierung Napoleons als Großmufti. Etwas erhellender ist das Editorial von BZ-Chefredakteur Thomas Hauser, der schlicht ein »buntes Kaleidoskop von Typen und Geschichten aus den verschiedenen Regionen Südbadens« ankündigt, leider mal wieder mit der grässlichen Worthülse »globaler werdende[n] Welt«.

Was dann – durchsetzt mit Bildern, Anzeigen und Briefmarken-Portraits – folgt, hält im Großen und Ganzen Hausers Versprechen eines bunten Lesebuches über Altbekannte, Unbekannte, Tüftler, Talente, Patrioten etc. und ihr Tun. Der etwas kulinaria-lastige Bilderbogen stellt gut zwei Dutzend in der Region lebende und an verschiedensten Orten wirkende Menschen vor: etwa die Managerin des Freiburger SC-Stadions, den bei Bad Säckingen lebenden Trompeter Edward H. Tarr oder den Bad Krozinger Klinik- und Kurseelsorger Pater Heinz Faller. Die Mundart-Autoren Manfred Markus Jung, Martin Schley und Wendelinus Wurth kommen mit Kostproben ihrer Kolumnen zu Wort. Zwischen touristisch werbewirksamen, gelegentlich doch etwas klischeebetonten Elogen über Wein, Rhein und Lebensart findet sich durchaus Überraschendes – auch zu Randgebieten, etwa der gut recherchierte Beitrag über die badische Aktenheftung mit Knoten von Helmut Rothermei. In den genannten Briefmarken-Portraits wurden wohl umfrageartig weite Personenkreise danach gefragt, weshalb und wie lange sie schon hier lebten. Die abgedruckten Antworten fallen größtenteils beliebig aus oder machen stutzig wie »… esse gerne Käsespätzl*e*« (S. 5). Ich stelle gelegentlich Knöpfli oder zumindest Spätzl*i* her, und der Käse dazu kommt – zumindest traditionell – aus dem Allgäu.

Probleme Badens werden konsequent ausgeblendet. Aber das hat Hauser angekündigt – die Lektüre soll ja Spaß machen und keine Belehrung sein. Fast zutreffend ist auch seine nähere territoriale Eingrenzung auf Südbaden: Alle Beiträge entstammen den Regionen Ortenau, Breisgau, Markgräflerland, Hochrhein, gewürzt mit etwas Hochschwarzwald und vorsichtig »a-ghotzt«; zu Südbaden würden noch der Schwarzwald-Baar-Kreis und Teile des Bodensee-Gebietes gehören.

Freilich braucht die *Badische Zeitung* keinen konkreten Anlass, um ihren Lesern Spezialitäten aus ihrem Verbreitungsgebiet nahezubringen. Über die Auswahl der Beiträge sowie der vorgestellten Menschen und Institutionen kann man streiten, muss es aber nicht. Die *Badische Heimat* mit Geschäftsstelle in der Freiburger Hansjakobstraße hätte man in einer solchen Sonderpublikation zumindest erwähnen dürfen. Die Frage nach dem »Wir« in deren Titel wäre mit der Summe der hier zu Wort Gekommenen wenigstens ansatzweise geklärt. Mag die Auswahl auch zufällig sei, spricht dagegen zunächst gar nichts. Schwieriger ist es mit dem zweiten Teil des Beilagen-Titels: Auf einer sorgfältig gestalteten Speisekarte in einem guten badischen Lokal hätte die sommerliche Salatplatte etwa *»Das ist auch Südbaden«* heißen können. Anstelle des journalistischen Einheits-Dressings hätte ich mir hie und da gerne etwas Herzhafteres gewünscht. Das mit der Salatplatte meine ich keineswegs despektierlich: Sie kann in ihrer Vielfalt erfrischend sein, auch wenn manche Blätter schnell welk werden und halt liegen bleiben.

Dr. Markus Zimmermann

Aufruf an die Museen

2014 Netzwerk Museen
Réseau des Musées

Themenheft zum Beginn des 1. Weltkriegs geplant

Der Landesverein Badische Heimat e. V. ist als historischer Verein Kooperationspartner des Interreg-Projekts »Dreiländermuseum«. Er vertritt hierbei den badischen Landesteil von Baden-Württemberg.

Beim Rombach-Verlag Freiburg erscheinen jährlich vier Hefte unserer Zeitschrift mit Themen aus Baden zur Regional- und Landesgeschichte, aber auch zur Kulturpflege, Heimat-, Volks- und Landeskunde.

Wir werden im September 2014 ein Themenheft zum 1. Weltkrieg publizieren. Wir wollen Ihnen anbieten, diesen Ausgabe auch als Plattform für Informationsbeiträge der Museen zu den vorgesehenen Sonderausstellungen zum 1. Weltkrieg zu nutzen. Von Interesse sind daher Texte, in denen Sie auf die besonderen Aspekte oder Schwerpunkte Ihrer Ausstellung eingehen oder auch Texte zu lokalen oder regionalen Besonderheiten der damaligen Kriegszeit. Alle Beiträge sollen illustriert sein.

Bitte senden Sie zunächst Ihren Vorschlag mit einer Umfangsangabe (Zeichen inkl. Leerzeichen) per E-Mail bis zum 31. Januar 2014 an folgende Adresse:

heftredaktion@badische-heimat.de

Für Ihre Unterstützung danken wir bestens.

Jahresrückblick 2012 der Regionalgruppe Karlsruhe

Das Jahr 2012 stand in der Regionalgruppe Karlsruhe ganz im Zeichen des Jubiläums »900 Jahre Baden«. Zusammen mit dem Badischen Landesmuseum, der Landesvereinigung Baden in Europa und anderen Organisationen startete die Regionalgruppe Karlsruhe im Mai 2012 eine Vortragsreihe zum Doppeljubiläum 900 Jahre Baden / 60 Jahre Baden in Baden-Württemberg. Die Reihe fand im Gartensaal des Badischen Landesmuseums im Karlsruher Schloss statt, einem wahrhaft passenden Ort. Es gelang Heinrich Hauß und Prof. P.-L. Weinacht ausgezeichnete Referenten zu gewinnen und einen weiten Bogen zu spannen von der Eröffnung der Reihe mit den Markgrafen von Baden im Mittelalter über die Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert bis hin zur Zeit nach dem 2. Weltkrieg und der Entstehung des heutigen Baden-Württemberg. »Warum Baden weiterlebt« bildete das Ende der Vortragsreihe im November mit einem Ausblick auf die Zukunft des Landesteils, der nicht als eigenständiges politisches Gebilde, aber als integrierende geografische, historische und gefühlte Größe weiterlebt.

Die Vorträge wurden sachkundig eingeleitet und moderiert von Dr. Harald Siebenmorgen, dem gastgebenden Direktor des Badischen Landesmuseums, von Dr. Hans Jürgen Vogt, dem Vorsitzenden der Regionalgruppe der Badischen Heimat Karlsruhe und von Heinrich Heinrich Hauß, dem Chefredakteur der Zeitschrift der Badischen Heimat sowie von Professor Robert Mürb, dem Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa. Großen Anklang fand dabei der Verkauf von Merchandising-Artikeln wie Tassen, Aufklebern, T-Shirts, Fahnen und nicht zuletzt dem Jubiläums-Bier einer Karlsruher Brauerei.

Aber anlässlich des 900-Jahr-Jubiläums fanden nicht nur Vorträge und Veranstaltungen statt, sondern es wurde eine neue Aktivität ins Leben gerufen, die über das Jubiläumsjahr hinaus reichen und allen Regionalverbänden der Badischen Heimat zugute kommen soll: Der Landesvorsitzende der Badischen Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg und Professor Robert Mürb von der Landesvereinigung Baden in Europa hoben die »Vortragsbörse« aus der Taufe. Dank der großzügigen Unterstützung des Badischen Gemeindeversicherungsverbands wurden alle Städte und Gemeinden in Baden sowie Kultur- und Geschichtsvereine angeschrieben und gebeten, Veranstaltungen durchzuführen, welche die badische Verbundenheit und Identität stärken. Die genannten Institutionen wurden aufgefordert, ihre Aktivitäten an die Badische Heimat bzw. an die Landesvereinigung zu melden.

An dieser Aktion nimmt von Seiten der Regionalgruppe Karlsruhe die Schriftführerin Marthamaria Drützler-Heilgeist teil. Sie ist kooptiertes Mitglied im Vorstand der Landesvereinigung Baden in Europa und in dieser Eigenschaft hält sie nicht nur den Kontakt zwischen den befreundeten Verbänden, sondern unterstützt auch die Aktion.

Aus den Rückantworten wurde ein Faltblatt erstellt mit Referenten und Referentinnen und deren Themen. Diese können von interessierten Regionalgruppen, aber auch von Geschichtsvereinen und anderen interessierten Gruppen nachgefragt werden über die Badische Heimat und über die Landesvereinigung Baden in Europa. Informationen erhält man auch unter www.lv-baden.de und www.baden2012.de.

Als besonderen Service bietet die »Vortragsbörse« auch Moderationen und Seminare/Vorträge für eine effiziente Sitzungsleitung an. Die Vortragsbörse ist als Dauereinrichtung gedacht, sie wird ständig erweitert und aktualisiert. Die beiden Vereine freuen sich über jede Meldung und nehmen sie gerne in die Liste auf.

Doch neben den Schwerpunkten des Jubiläumsjahrs und der Vortragsreihe kamen auch die normalen Veranstaltungen nicht zu kurz.

Dazu gehörte zum Beispiel auch eine Fahrt nach Schwetzingen, wo traditionell am Todestag von Johann Peter Hebel der »Hebeltrunk« stattfindet. Nach einer kurzen Stadtführung und Kranzniederlegung am Hebelgrab mit Musik und Rezitation folgte der »Hebeltrunk« im Palais Hirsch mit Musik, einem Festvortrag von Markus Manfred Jung und der Hebelpreis-Verleihung.

Dazu gehörte auch eine Tagestour auf den Spuren des Untergrombacher Bundschuhs in die Heimat des legendären Anführers Joß Fritz unter der nicht nur sachkundigen, sondern auch regelrecht begeistern-

den Führung von Thomas Adam, dem bekannten Autor und Leiter der Abteilung Kultur im Hauptamt der Stadt Bruchsal sowie Leiter des Städtischen Museums im Bruchsaler Schloss. Vom Brunnen in Untergrombach über das dortige Museum bis zur Burg Obergrombach entdeckten auch manche Kenner vieles, von dem sie noch nichts wussten oder sahen es in einem neuen Licht.

In die ganz nahe Umgebung führte ein Besuch des Museums im Markgräflich-Badischen Hofgut Maxau, das 1994 eingerichtet worden war. Neben zahlreichen Exponaten zur Alltagsgeschichte rund um Knielingen und den Rhein dokumentiert es auch die Geschichte der Rheinbrücke – ein hochaktuelles Thema. Ziemlich einmalig, wenn auch damit nicht zusammenhängend, dürfte es sein, dass hier seit 2006 geheiratet werden kann.

In die neueste Geschichte und gleichzeitig in die Vergangenheit des Landes Baden führte ein Besuch im Archiv der Badischen Neuesten Nachrichten, einer Fundgrube für alles, was Karlsruhe, aber auch Baden anbelangt.

Aber auch die Bildende Kunst und der Besuch wichtiger Institutionen kamen nicht zu kurz. So stand auf dem Programm auch ein Besuch der Staatlichen Kunsthalle mit der Ausstellung »Natur und Traum«, die einen Überblick über die Vielfalt und Qualität des französischen Malers Camille Corot (1796–1875) gab.

Ganz anders der Besuch beim Künstlerehepaar OMI Riesterer und Barbara Jäger. Die Teilnehmer erlebten eine Fülle von Eindrücken bei dem seltenen Blick auf den Entstehungsprozess von Kunstwerken. Das Ambiente, ein historisches Wäschereigebäude in Bulach, in dem das Paar in seinen eigenen Werkstatträume arbeitet, beeindruckte ebenfalls.

Unterwegs war die Badische Heimat aber auch in Sachen Musik. Die evangelische Christuskirche in Karlsruhe ist stolz auf ihre Klais-Orgel, die 2012 eingeweiht wurde. Bei ihr handelt es sich mit ihren 6000 Pfeifen und 86 Registern um den größten Orgelneubau Badens. Die Führung übernahm Carsten Wiebusch, der weit über Karlsruhe bekannte Kantor der Christuskirche, der »seine« Orgel auch meisterhaft zu spielen versteht.

Zum Schluss sei auch noch auf die erfreuliche Mitgliederentwicklung der Regionalgruppe Karlsruhe hingewiesen: bei stolzen 255 Mitgliedern stehen 2012 den 16 Neumitgliedern nur sechs Austritte gegenüber.

Marthamaria Drützler-Heilgeist

Jahresrückblick 2012 der Regionalgruppe Schwetzingen

Das Programm der Regionalgruppe stand in diesem Jahr ganz im Zeichen der wiederholten Bewerbung der Stadt Schwetzingen um die Anerkennung als UNESCO-Weltkulturerbe. Im ersten Halbjahr fanden dazu eine Reihe von Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg, der Badischen Heimat, dem Kulturamt, dem Stadtarchiv und dem Karl-Wörn-Haus Schwetzingen statt. Fachleute internationaler UNESCO-Welterbestätten referierten zudem über Chancen und Herausforderungen, die ein solches Prädikat mit sich bringen könnte.

UNESCO-Weltkulturerbe

Mit einem Vortrag über den »Gartenkünstler Friedrich Ludwig von Sckell« (1750–1823) »Zur Ausbildung und Bildung des bayerischen Hofgartenintendanten« setzte Iris Lauterbnach die Reihe der Vorträge über den Schwetzinger Schlossgarten am 5. März 2012 fort.

Am 21. März folgte Dr. Jörg Kreutz mit »Cosimo Alessandro Collini (1727–1806). Kosmopolit, Freund Voltaires und Aufklärer am kurpfälzischen Hof« Der am 14. Oktober 1727 in Florenz geborene und am 21. März 1806 in Mannheim verstorbene Gelehrte Cosimo Alessandro Collini, den sein Förderer Voltaire 1759 an den Mannheimer Hof vermittelte, gehört zu den Protagonisten der Kulturpolitik des pfälzischen Kurfürsten Carl Theodor.

Horst Wadehn, Vorsitzender des Vereins UNESCO-Welterbestätten Deutschland e. V., be-

richtete am 3. April über seine Erfahrungen mit dem Titel »Weltkulturerbe« und wie die solchermaßen ausgezeichneten Städte damit umgehen: »Geschafft – wir sind Welterbe! Und jetzt?«. Eine Stätte darf sich mit der Auszeichnung »UNESCO-Welterbe« schmücken. Nach einer hoffentlich öffentlichkeitswirksamen Urkundenüberreichung stellen sich die Verantwortlichen die Frage: »Was wird denn jetzt daraus?«

Christiane Winkler M.A., von der UNESCO-Welterbestätte Schlösser Augustusburg und Falkenlust in Brühl, referierte am 14. Mai über die praktische Umsetzung der Vorgaben der UNESCO am Beispiel der beiden Schlösser. Die bereits 1984 in die Liste aufgenommen wurden.

Eigentlich außerhalb der Vortragsreihe, aber eng mit dem Thema Schloss Schwetzingen verbunden, war der Vortrag von Michael Roth M.A., zu »Fürstliches Familienidyll. Luise von Degenfeld und Schwetzingen«. Luise von Degenfeld war die erste Angehörige der kurfürstlichen Familie, die dauerhaft im pfalzgräflichen Schloss in Schwetzingen wohnte. Als zweite, unstandesgemäße Ehefrau Kurfürst Karl Ludwigs lebte sie dort ab 1658 mit ihren Kindern und konnte fernab der Heidelberger Hofetikette mit Karl Ludwig ein Familienleben führen, das schon fast bürgerliche Züge annahm. Der Vortrag fand am 5.11.12 in der Volkshochschule Schwetzingen statt.

Jubiläen: 60 Jahre Schwetzinger Festspiele und 900 Jahre Baden

Neben der Bewerbung um den Titel als UNESCO-Weltkulturerbe war ein Jubiläen zu berücksichtigen: »60 Jahre Schwetzinger Festspiele. Vergangenheit und Gegenwart.« Aus diesem Grund präsentierte das Karl-Wörn-Haus, Museum der Stadt Schwetzingen, vom 28. April bis 1. Juni in Kooperation mit SWR2 parallel zu den musikalischen Highlights im Schloss die Sonderausstellung »Vergangenheit und Gegenwart«. Gezeigt wurden neben historischen Plakaten, Eintrittskarten und Broschüren, jede Menge Fotos von Musikern, Sängern und Prominenten. Daneben boten auch Bühnenbilder und Hörstationen einen Einblick in die weltweite Verbreitung dieses Kulturereignisses aus Schwetzingen und unterstrichen seine Internationalität.

Das 900-jährige Bestehen des Hauses Baden stieß in Schwetzingen bedauerlicherweise nicht auf das Interesse, das diesem angemessen gewesen wäre. Der Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Hug über »Badens Aufstieg zum Großherzogtum – ein Staat von neuem Format. 900 Jahre Baden und 60 Jahre Baden-Württemberg« beschäftigte sich vor allem mit der Neu- und Umgestaltung des Landes entlang des Rheins in den ersten Jahrzehnten des Großherzogtums. Die Veranstaltung fand am 9. Oktober im Karl-Wörn-Haus statt.

Denkmal- und Naturschutz

Am europaweiten »Tag des offenen Denkmals« am 9. September 2012 konnte man sich in diesem Jahr nicht beteiligen. Zum Thema »Holz« fand man in Schwetzingen außerhalb des Schlossparks keinen Bezug. Der »Tag des Waldes« in Oftersheim, ein fester Programmpunkt im Veranstaltungskalender der Badischen Heimat, fügte sich dafür bestens ein.

Das Thema Denkmalschutz wurde in einem Vortrag von Dr. Melanie Mertens, zuständige Referentin beim Regierungspräsidium Karlsruhe, am 26. Januar 2012 unter dem Titel »Denkmalgeschützte Gebäude in Schwetzingen« aufgegriffen. Sie zeigte unter anderem auf, wie Kulturdenkmale erfasst und beschrieben werden. Wie ihr schützenswerter Status begründet sein sollte. Welche denkmalgeschützten Gebäude in Schwetzingen besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der Vortrag wurde von fast allen Vertretern der umliegenden Gemeinden besucht und aufmerksam verfolgt.

Dem Natur- und Umweltschutz wandte sich Uwe Heidenreich in seinem Vortrag über den Hockenheimer Rheinbogen am 28. Juni zu. Der Hockenheimer Rheinbogen ist ein ca. 2500 ha großes Landschaftsschutzgebiet, in das 30 Naturschutzgebiete eingebettet sind. Das bedeutet Schutz der vielfältigen Feuchtgebiete, der typischen Vegetation der Gewässer, Gräben, Röhrichte, Riede, Wiesen, Gebüsche, Hecken und Wälder. Hier gibt es zahlreiche gefährdete bis bedrohte Pflanzen- und Tierarten. Das Schutzgebiet besiedeln und besuchen eine große Artenzahl – Vögel, Insekten und Amphibien. Für viele Vogelarten hat das Schutzgebiet überregionale bis internationale Bedeutung. Vorgestellt wurden als Beispiele für den

Umgang mit den Herausforderungen das Domänenkonzept Insultheimer Hof als Modellprojekt für die Biotopvernetzung sowie die Ausgleichsmaßnahmen für den Umbau des Hockenheimrings. Eine Begehung des Areals sollte sich am 13. Oktober anschließen, wurde aber kurzfristig abgesagt. Die Begehung wird 2013 nochmals angeboten werden.

Der Hebeltrunk und das Hebelgedenken

Die Stadt Schwetzingen und der Landesverein Badische Heimat in Schwetzingen ehren seit fast einhundert Jahren gemeinsam Schüler dafür, dass sie sich für die Gemeinschaft in der Schule wie in der Bürgerschaft im besonderen Maße einsetzen. Im Jahr 2012 waren dies Erkan Kandil (14 Jahre) von der Hilda-Werkrealschule, Dominik Alt (23 Jahre), ehemaliger Schüler der Schimper-Realschule, und Florian Löffler (17 Jahre) vom Hebel-Gymnasium. Der Landesverein Badische Heimat ehrt sie darüber hinaus mit einer einjährigen Ehrenmitgliedschaft.

Das Gedenken an den alemannischen Dichter und ersten Prälaten der Evangelischen Landeskirche Baden, Johann Peter Hebel, fiel am 22. September auf seinen 186. Todestag. Am Grab auf dem Hebelplatz legten Bürgermeister Martin Bühler aus Hausen und Oberbürgermeister Dr. René Pöltl einen Kranz nieder. Dem ging die Rezitation des Gedichtes »Das Liedlein vom Kirschbaum« von J. P. Hebel durch Bürgermeister Martin Bühler voraus. Die »Worte am Grab« sprach in diesem Jahr Prälat Traugott Schächtele. Umrahmt wurde die Gedenkfeier vom Musikverein Schwetzingen, Stadtkapelle unter der neuen Leitung von Helmut Baumer. Den Festvortrag hielt Markus Manfred Jung im Palais Hirsch über »Das Gewitter«. Am Beispiel dieses Gedichtes führte er in die lyrische Komposition von Hebels Alemannischen Gedichten ein. »Der Wiesenthaler Lehrer gilt als einer der Mundart-Lyriker und ist Träger des durch den Hebelbund Lörrach verliehenen, ›Hebel-Danks‹«.

Kunst

Im Karl-Wörn-Haus stellten Bürgermeister Dirk Elkemann und Birgit Rechlin in einer Vernissage Holzskulpturen von Bernhard Apfel unter dem Titel »Weltliche Gelüste und Heilige Einkehr« vor. Die Ausstellung dauerte vom 15. September bis 4. November 2012. Der in Bad Tölz geborene Bernhard Apfel, der heute in Leimen lebt und arbeitet, präsentiert seine Skulpturen und Reliefs aus Holz, das er traditionell mit dem Schnitzmesser, aber auch mit der Kettensäge innerhalb eines Tages bearbeitet. Apfels Bildschnitzereien stehen ganz in der Tradition der spätgotischen Altäre und Figuren.

Am 17. November eröffneten Frau Rechlin und Oberbürgermeister Dr. René Pöltl die Ausstellung »Spiel und Phantasie – Figurentheater mit dem Marionettentheater aus dem Nachlass von Clementine Bassermann«. Sie ist bis 27. Januar 2013 im Karl-Wörn-Haus zu sehen. Im Jahr 2010 hat die Stadt Schwetzingen den Nachlass der Schwetzinger Ehrenbürgerin Clementine Bassermann angekauft. Zum Vorschein kam ein komplettes Marionettentheater mit Puppen, Kulissen und zwei Theaterstücken um 1900. In den letzten Monaten liebevoll restauriert, werden sie jetzt über die Weihnachtszeit im Karl-Wörn-Haus ausgestellt. Ergänzend dazu zeigt das Museum weitere Formen des Figurentheaters wie Hand- und Stabpuppen, Schattenspielfiguren, sowie Papiertheater.

Museumsbesuch

Für den Januar 2013 ist am Sonntag, 20.1.13 um 15 Uhr der Besuch in der Stiftung Museum AUTOVISION in Neulußheim vorgesehen. Die Stiftung Museum AUTOVISION, Tradition & Forum zeigt als erste Ausstellung in Europa die Möglichkeiten und Visionen der Mobilität, die zum Anfang des neuen Jahrtausends existieren. Dabei wird berücksichtigt, dass die Zukunft auch eine Vergangenheit hat. Außerdem befindet sich hier die weltweit erste ständige Ausstellung zu Wankel-Motoren. Weitere Highlights sind die neue Science Arena und das bewegte Museum.

Die **Mitgliederversammlung der Badischen Heimat, Bezirk Schwetzingen,** fand am 13.2.2012 um 19 Uhr im »Frankeneck« in Schwetzingen statt. Alle Personalien wurden bestätigt. Leider fiel kurz danach

der langjährige Kassier des Vereins, Bernd Häusermann, aus gesundheitlichen Gründen aus. Vorstand und Beirat bedauern dies sehr, wünschen ihm baldige Genesung und bedanken sich für die engagierte Mitarbeit im Vereinsvorstand.

Das insgesamt rege Interesse am Angebot zeigt, dass das ebenso umfassende wie anspruchsvolle Programm das richtige Angebot für die Mitglieder und interessierte Öffentlichkeit darstellt. Dennoch bitten wir die Mitglieder, weiterhin unsere Veranstaltungen zu besuchen, im Kreise ihrer Freunde und Bekannten für uns zu werben und neue Mitglieder zu finden. Der kleine, aber regelmäßige Mitgliederschwund ist in den vergangenen Jahren doch zu einem hohen Verlust geworden. Der Vorstand und Beirat wird sich weiterhin bemühen, seinen Beitrag für ein Gedeihen des Vereins zu leisten, den bisherigen Standard zu erhalten und hofft auf die Unterstützung seitens der Mitglieder und Freunde.

Die erwähnten Veranstaltungen wurden in enger und bewährter Kooperation mit der VHS Schwetzingen, der Stadt Schwetzingen und Stadtarchiv Schwetzingen, den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg, dem Kulturamt, dem Stadtarchiv und dem Karl-Wörn-Haus Schwetzingen vorbereitet. Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt.

Dr. Volker Kronemayer
Erster Vorsitzender